

Schleswig-Holsteins Freiheitskampf im 13. Jahrhundert;

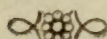
oder:

Der Tag von Bornhöved.

Historischer Roman

von

Heinrich Smidt.



Erster Band

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1851.

Ein offenes Thing.

Lichter hatte die Sonne nimmer auf das wald- und saatenreiche Fühnen herabgeschienen, als an dem ersten Maientage des Jahres zwölf hundert drei und zwanzig, als König Waldemar nach der Heimkehr von seinem Kreuzzuge in Esthland über See gegen die Insel heran zog. Die Belte, die zu beiden Seiten des Eilandes auf- und abwogten, sahen neugierig zu einander hinüber. Von allen Enden strömten die in den zunächst gelegenen Küstenörtern wohnenden Leute dem Punkte zu, wo die Flotte zu landen gedachte. Die See seufzte unter der schweren Last der Kiele, und wenn die gewichtigen Ruder auf die rollenden Wellen niederfielen, sprangen diese schäumend zurück.

„Schau, Vaterbruder! Schau! Dort kommt das Königsschiff!“ rief ein junger Bursche seinem

Oheim zu, der um einige Schritte zurück war. „Hoch dem Könige! Hoch!“

Der Oheim kam gemächlich heran. Er war ein bejahrter Mann, und trug sich wie die wohlhabenden Landbewohner der Umgegend.

„Still, Du Unband! Was sollen die Leute von solchem wüsten Geschrei denken? Die Schiffe sind noch allzuweit, als daß der allergnädigste Herr Dein Rufen vernehmen könnte, und wenn er es könnte, wozu soll es ihm nützen?“

„Thut nichts! So habe ich doch mindestens meine Freude daran!“

„Ja, Du mußt immer Deinen Willen haben. Was soll noch aus Dir werden, wenn Du fortfährst der Possenreißer für alle Welt zu sein? Da wird keine Narrethei ausgeführt drei Meilen in der Runde, oder Erick Swenn ist dabei.“

„Das ist gut, Vaterbruder! Das giebt mir Ansehen bei dem Volke. Alles, was mit mir in einem Alter ist, fürchtet meinen Arm, und wenn ich auf dem Spielplatze in irgend einem Dorfe meine Künste treibe, machen Alt und Jung vor Freuden Luftsprünge und nennen mich ’nen Ausbund von Kerl!“

„Einen Gecken nennen sie Dich!“ entgegnete Jener eifernd; aber Erick war schon wieder eine Strecke voraus und hörte den Oheim nicht mehr.

Tollkopf, der Du bist! „Wenn das mit dem Jungen ein gutes Ende nimmt, thut Gott ein Wunder. Der bringt's entweder zu etwas Großem, hat der Voigt gesagt, oder er verendet im Thurm. Aber kurz müßt Ihr ihn halten.“ Ja! Hat sich was! Wie soll ich alter Mann solch einen unbändigen Gesellen regieren?

Erick kam außer Athem zurück und zog den Oheim am Arm mit sich fort.

„Kommt doch nur, Vaterbruder! Ich habe den König gesehen, und Ihr sollt ihn auch sehen! Es lebe der König!“

„Gott segne ihn!“ sprach fromm der Alte. „Er hat die Heiden gezüchtigt mit starker Hand und kehrt als Sieger heim. Aber ist es denn auch gewiß?“

„Ich werde doch das Königsschiff kennen?“ entgegnete Erick mit aufgeworfenen Lippen. „Der goldene Löwenkopf am Galion mit der wallenden Mähne und hoch am Mast der Danebrog. Vaterbruder! Der Danebrog weht noch hoch vom Maste!“

„Dänemarks Schutz! Er fiel vom Himmel herab,

als ein Pfand der göttlichen Gnade. Ein Zeichen, daß diesem gesegneten Banner dereinst die Welt sich beugen soll."

„Sie beugt sich schon, seit König Waldemar's Eisenfaust sie am Genick packte!" rief der Jüngling. „Darum heißt er auch der Sieger! Waldemar der Sieger! Das ist ein schöner Name! Das klingt anders, als Erick Swenn! Dürfte ich nur erst mit zuschlagen!"

„Warte Deine Stunde ab, Erick!"

„Das habt Ihr schon vor Jahr und Tag gesagt, und ich muß noch immer am Heerde hocken. Aber gebt Acht, Vaterbruder! Wird es nicht bald Ernst, laufe ich Euch davon."

„Wenn Du es Dich unterstehst!"

„Ich thue es wahrhaftig. Aber schweigen wir jetzt davon still. Sie sind uns ganz nahe. Das ist der König! Da steht er hoch aufrecht am Mast! Und der neben ihm ist sein Sohn. Ein junges Herrlein, viel schwächer und zarter als ich. Und doch ist er mitgewesen. Das macht, er hat einen Vater, der der Sieger heißt."

„Du Unband! Sollst Du in solchem Tone von dem Sohne Waldemars, unserm zweiten Könige sprechen?"

„Unserm zweiten Könige? Haben wir denn zwei Könige in Dänemark?"

„Wir haben sie. Als der alte König hinüber gen Esthland zog, zum Kampfe wider die Heiden, bestellte er zuvor das Haus und ließ seinen nächsten Erben, den jungen Prinzen Waldemar, zum Könige krönen, damit, wenn ihn ein Unheil träfe im feindlichen Lande, sein Reich nicht herrenlos wäre. Und darum haben wir zwei Könige!'"

„Sie sollen leben! Alle beide! Hoch! Hoch!"

Ein laut schallendes Hoch verschlang die letzten Worte Erick Swenn's. Der König sah heitern Angesichtes auf das im Glanze der grünenden Saaten aus den Wellen aufleuchtende Fühnen. Die Schiffer warfen die Anker aus und die Brücke fiel von dem Verdecke auf das Land. Die Schwerdtträger des Königs, in Gold und Purpur gekleidet, den springenden Löwen auf silbernem Schilde, schritten hinüber und bildeten eine eiserne Mauer zwischen Ufer und Bord. Ihnen folgte der König, sein Söhnlein an der Hand, dem Jubelsange der Insulaner entgegen. Als aber beim Scheiden des Königs vom Schiffe Alles nach einer Seite drängte, gerieth die Brücke so sehr in's Schwanken, daß das junge Herr-

lein leise aufschrie und es wäre schier kopfüber in die schäumende See gestürzt, wenn ihn des Königs starke Hand nicht gehalten hätte. Aber dem Prinzen entfiel im ersten Schrecken sein purpursammetnes Barettlein, das er in der Hand hielt, um damit nach dem Ufer hinüber zu winken. Er hatte es aber in der Aufregung nicht beachtet, und auch im Gefolge und am Ufer hatte es Keiner bemerkt, außer Erick Swenn, der, ohne etwas zu sagen, wie ein Pfeil der See zuflog, in demselben Augenblicke, als König Waldemar den knisternden Ufersand betrat. Ihm zur Seite gingen seine treuesten Waffengenossen, Herr Hugo von Wittstock und Graf Albrecht von Orlamünde, Beide des Königs Vettern, und stete Gefährten; — des Dänenkönigs erprobteste Vasallen aus deutschem Stamme.

„Wer ist der alte Mann, den die Knappen dort zurückweisen?“ fragte der König mit klingender Stimme. „Man halte ihn nicht auf! Her zu mir! — Was wollt Ihr, Alter! Steht auf!“

„Laßt mich Gott knieend danken, Herr König, daß er mir die Gnade gewährt, Euch von Angesicht zu sehen!“ sprach der Oheim von Erick Swenn. „Heil dem Könige, der die Heiden züchtigte und

den Danebrog zu hohen Ehren brachte. Die heilige Jungfrau behüte Euch!"

„Dank Euch, Alter! Und jedes wohlgemeinte Gebet muß seine Erhörung finden. Darum nehmt!"

Der König griff nach seiner Gürteltasche, aber der Greis sagte bekümmert:

„Nicht darum bin ich den weiten Weg gewandert, um Euch knieend zu begrüßen. Ich wollte nichts als dem Helden danken, der berufen ist, Dänemark groß und mächtig zu machen vor allem Volke. Und nun ich daher komme, klopfenden Herzens mich vor Euch neigend . . . ."

„Vergebt, Alter!" unterbrach ihn Waldemar mit gewinnendem Tone. „Es war nicht böse gemeint. Wir Könige sind es gewohnt, daß Jeder, der sich uns naht, unsere Gunst in Anspruch nimmt. Wenn Ihr aber meine Münze verschmäht, empfangt dafür die Hand, die sie Euch spenden sollte."

Der Greis ergriff die Hand des Königs und drückte sie tiefbewegt an seine Lippen. „Dank, Herr König; tausend Dank, daß Ihr einen treuen Mann am Rande des Grabes so hoch ehrt. Wenn dies mein Brudersohn gesehen hätte! Ein junger, kräftiger Mann, König Waldemar, ein treues Dänen-

kind, für das ich wohl ein gutes Wort einlegen möchte. . . ."

„Spart das gute Wort, Vaterbruder!" fiel Erick Swenn ein, der von Wasser triefend herbeieilte und den Oheim seitwärts schob. „Ich will mein Wort schon selbst vorbringen, ist der Mund auch noch zur Hälfte mit Salzwasser gefüllt."

„Was für einen ausbündigen, tollkühnen Gesellen haben wir hier?" fragte der König gutgelaunt. „He, Bursch! Wer bist Du und was verlangst Du?"

„Zuerst will ich etwas bringen," antwortete rasch Erick Swenn. „Nicht Euch, Herr König, sondern Eurem Prinzen, dem lieben, holdseligen zweiten König." Mit diesen Worten ließ er sich vor dem Königssohn auf ein Knie nieder und sagte:

„Als Ihr von dem Schiffe zu Lande ginget, ließet Ihr Euer Barettlein in die See fallen. Ich dachte, Ihr verlöret es vielleicht ungern und habe es wieder herausgefischt."

Er reichte dem Prinzen das Barett dar, der es dankend nahm und den Jüngling freundlich betrachtete. Der König aber sagte:

„Einem so glücklichen Fischer gebührt auch der volle Bergelohn, wie mein ehrliches jütisches Low

ihm verheißt, und ich denke, der Prinz wird nicht vergessen, was er dem jungen Manne schuldig ist."

„Alles Geborgene sei sein Eigenthum und mein bester Dank dazu!" antwortete der Prinz.

Einer der Pagen aber, der unfern stand, zuckte die Achseln und sagte höhnisch:

„Das kann dem Strandläufer schon gefallen. Er schafft ein gutes Tagewerk. Die Agraffe am Barett ist ein Bauerngut werth."

Da stieg alles Blut dem Jüngling zu Kopfe. Er warf einen grimmigen Blick auf den Pagen, dann riß er die Edelsteine vom Barett, warf sie ihm vor die Füße und sagte rasch:

„Für Gold und Edelstein habe ich es nicht gethan. Das behaltet für Euch, ich kann es nicht brauchen."

„Fürwahr, ein kecker Gesell!" rief der König mit leichtem Stirnrunzeln. Der Prinz aber faßte bittend die Hand seines Vaters und sagte:

„Schilt ihn nicht! Er hat mir Liebes erzeigen wollen und darum bin ich ihm geneigt. Gieb mir ihn zum Gefährten. Er soll mein Orlamünder sein."

Damit sah der Prinz zu seinem riesigen Vetter,

dem Orlamünder Grafen auf, der sich wohlgefällig ob dieses Vergleiches den Bart strich. Der König aber, der wohl bedachte, daß bald Zeiten kommen würden, wo sein Sohn der treuen Diener bedürfen werde, fragte den Jüngling rasch:

„Willst Du Deinem Ritter ein treuer Knappe sein?“

„Das will ich, so mir Gott helfe!“ sagte der junge Mann, die Hand auf's Herz legend, und das Gold der Treue leuchtete aus seinen Augen. Der Alte aber sprach feierlich:

„Und ich übernehme die Bürgschaft für ihn. Mein Kopf haftet für seine Treue. Der Kopf des Ole Swenn. Bin ein unbescholtener Mann und von Alt und Jung auf diesem Theil der Insel gekannt. Nehmt ihn hin, Herr König! Er ist eines ehrlichen Mannes Sohn und wird sich eher tödten, als Eurem Sohne ein Leides geschehen lassen.“

„Kniee nieder, Erick Swenn!“ sagte der König, das Schwerdt entblößend, und wandte sich fragend an den Orlamünder:

„Wie heißt diese Gegend, Graf?“

„Wir betreten so eben das Weichbild von Faaborg, königlicher Herr.“

Waldemar berührte die Schulter des Jünglings mit der Spitze seines Schwerdtes und sagte:

„Steh' auf, Erick, als Junker Swenn von Faaborg, auf dessen Weichbild mein Sohn Dich zu seinem Leibdiener erkoren hat. Bestelle Dein Haus und kehre binnen drei Tagen wieder, um Dein neues Amt anzutreten."

„Ich habe kein Haus zu bestellen!" entgegnete rasch der Jüngling und bliebe am liebsten gleich hier."

„Gedenke Deiner Mutter!" flüsterte der Alte ihm zu. „Wenn Du erst im Gefolge des Prinzen bist, kehrst Du wohl sobald nicht wieder hierher zurück. Darum verlasse sie nicht ohne Abschied."

Der Prinz trat zu seinem Diener: „Du bist nun einer meiner Mannen. Der Marschalk wird Dir reichen, was Dir nöthig ist, um es Deinen Genossen gleich zu thun. Dein Schwerdt aber sollst Du von mir selbst empfangen. Ich gebe Dir das meine. Nimm es hin, Swenn von Faaborg und laß mich nicht zu lange auf Dich warten."

Der König war bereits mit dem Orlamünder voraus. Der Prinz eilte ihm nach, nicht ohne den Junker noch einmal freundlich zu grüßen. Dieser warf sich in die Arme seines Oheims und rief:

„Laß uns eilen, Vaterbruder, damit wir zur Mutter kommen, und dann rasch über den Abschied hinweg. Der Himmel wird ihr Gesundheit schenken, damit sie sich noch recht lange meines Glückes freuen kann. Mir brennt der Boden unter den Füßen, bis ich wieder auf dem Platze stehe, den mir mein Schutzheiliger angewiesen hat."

Rasch zog er den Oheim mit sich fort und entfernte sich immer weiter von der Volksmenge, welche dem Könige nachdrängte und von den Schwerdtträgern nur mit Mühe in der nöthigen Entfernung gehalten werden konnte.

Der Zug hatte einen Hügel erreicht, an dessen Fuß reich aufgeschirrte Rosse harrten. Ein purpurnes Zelt, von dessen Spitze das königliche Banner wehte, mahnte zur gastlichen Ruhe, und der Orlamünder lud den König ein, dort einen Augenblick zu weilen und dann nach Odensee hinüber zu reiten.

„Der Ruhe bedarf es nicht, wenn der König von Dänemark von der See kommt, die seine Wiege ist. Aber ich will diesen Wink benutzen, um ein Amt zu üben, welches der Dänenkönig stets üben soll, wenn er den Fuß auf eines seiner Eilande setzt. Darum laßt laut mit Trompetenschall verkün-

den, daß der König auf dem Weichbilde von Faaborg ein offenes Thing hält, und wer etwas zu begehren, zu bitten oder zu klagen hat, der begehre, bitte oder klage! Der König hat ein offnes Ohr für Alle!"

Da eilten die Diener nach allen Theilen der Windesrose und luden mit feierlichem Trompetenschall und mahnendem Worte die in ihrem Rechte Gekränkten vor den königlichen Stuhl. Und von allen Seiten kamen sie herbei, Klagen zu führen, oder um Gnade zu flehen, und König Waldemar, der Sieger auf blutigem Schlachtfelde und im hohen Fürstenrathe stattete lächelnd die armen Töchter eines gebrechlichen Vaters aus, damit ihre Sponsen sie heimführen könnten; er versöhnte zwei Nachbarn, die sonst in Treuen zu einander gestanden hatten, seit langer Zeit aber um einen strittigen Wiesenbruch zankten, und legte lächelnd seine Hand auf das Haupt eines Siechen, der da glaubte, er werde genesen, wenn ihn die Hand des Königs an dem Tage berühre, da er von einem heiligen Kreuzzuge heimkehre.

Als aber Waldemar die Hand von dem Haupte des Kranken zurückzog, fiel sein Auge auf die Ge-

stalt des Bischofes von Riepen, der das Beginnen des Königs wohlgefällig betrachtete.

„Frommer Vater, ich greife in Eure Rechte und bekenne mich ob dieses Frevels jeder Buße schuldig, so Euch genehm."

„Mit nichten, mein Sohn. Du übst nur Dein Amt, der Vater Aller zu sein. Welcher Vater aber fände eines seiner Kinder krank am Wege, der nicht die Hand auf dessen brennendes Haupt legte, so Jener riefe: Abba! Erbarme Dich mein!"

„Der Bischof will bei Hofe sein Glück machen!" lachte der König. „Er schmeichelt!"

„Wozu frommte mir es? Mein Haar ist Schnee und meine Füße sind mürber Thon. Auch bin ich nur aus meiner Klause herfürgekommen, um den Befehl des heiligen Vaters zu erfüllen, der Dich durch meinen Mund begrüßt und Dir, seinem treuen Ritter, den apostolischen Segen spendet."

Der König neigte sein Haupt und hörte ehrfürchtig auf die Worte, die der päbstliche Gesandte ihm zuflüsterte. Der junge Prinz faltete die Hände und die Ritter des Königs standen unbeweglich.

Da schmetterte plötzlich eine Trompete schrillend

durch die andächtige Stille und eine rauhe Stimme rief aus dem dichtesten Haufen:

„Ist dies der Ort, wo ein Königsthing gehalten wird?"

„Erstaunt über die Kühnheit des Frevlers, der diesen feierlichen Augenblick zu unterbrechen wagte, griffen die Ritter zu den Schwerdtern und der König sprach zürnend:

„Wo ist der Thingvoigt, daß er den rohen Gesellen Sitte lehre, der mit solch ungebührlichem Geschrei unsere Ohren betäubt?"

„Wird hier ein königliches Thinggericht gehalten, wo dem Unterdrückten sein Recht wird?" fragte die Stimme zum andern Male.

„Der König sitzt zu Gericht auf offnem Felde vor den Augen Gottes und der Menschen!" rief Waldemar zurück. „Das Recht, das Du zu fordern hast, soll Dir werden, wenn Du den Muth hast zu erscheinen."

Ein Fremder trat in den Kreis mit geschlossenem Visir und sprach mit dumpfem Tone: „Ich klage, Ich klage! Ich klage!"

„Wen klagst Du an und weßhalb? entgegnete der König.

Der Thingvoigt trat abwehrend dazwischen: „Vor dem Richter spricht kein Kläger mit verhülltem Angesicht. Darum öffnet den Helmsturz und nennt Euren Namen, bevor Ihr Eure Klage anbringt."

Rasch schlug der Fremde das Visir auf: „Hier erscheine ich, Graf Heinrich von Schwerin und verklage den König bei dem Könige, ob des himmelschreienden Unrechtes, das er mir zugefügt."

Waldemar verfärbte sich, als er des Grafen ansichtig ward, der ihm trotzig gegenüberstand. Herr Hugo von Wittstock, der es bemerkte, trat vor und rief dem Kläger entgegen:

„Um Gott, Herzvetter, woher kommst Du und was willst Du auf dem Königsthing? Warum bist Du nicht lieber zu mir gekommen....."

„Weil Du ein falscher, heuchlerischer Verräther bist! Ein Mann ohne Treu und Glauben! Ein Ritter ohne Tapferkeit und Muth! Ein schuftiger, erbärmlicher Speichellecker, der ...."

Herr Hugo griff mit der Hand nach dem Schwerte. Der König aber, der seine Fassung wieder errungen hatte, wies ihn ernst zurück: „Ich bin Mann's genug, um allein mit diesem ungeschlachten Gesellen fertig zu werden. Warum erscheint Ihr mit solchen

schnöden Schimpfreden, aller Ehrfurcht bar, vor Eurem Könige? Dafür will ich Euch strafen wegen gebrochenen Bannes. Damit Ihr aber nicht von hinnen geht, hochmüthig prahlend, Euer Recht sei Euch vorenthalten, fordere ich Euch nochmals auf, zu sagen, weshalb Ihr den König anklagt vor ihm selber."

„Darum, weil er mich schwer übervortheilte!" rief Heinrich zurück. „Ich habe Euch begleitet gen Esthland und an Eurer Seite wie ein treuer Ritter gefochten. Und nun ich heimkomme, um auszuruhen von den Mühen des Kreuzzuges, finde ich meinen Bruder Günzel todt; ein königlicher Voigt sitzt in meinem Schlosse und mein Land ist von Euren Söldnern besetzt."

„Ihr lügt, denn Ihr habt weder Schloß noch Land. Es gehört meinem Enkel, Nicolaus Hallandsohn."

Heinrich lachte laut auf: „Also weil Nicolaus Halland mit des Schweriners Schwester vermählt war, macht Ihr Anspruch auf sein gutes Deutsches Land? Das hieße die Ehre, eines dänischen Königsbastards Schwager gewesen zu sein, etwas theuer bezahlen."

„Vetter! Vetter!“ rief Graf Hugo ihm warnend zu.

„Daß Deine Zunge erlahme!“ schrie ihm Heinrich entgegen. „Hast Du Dich und Deine Ehre so ganz und gar diesem Könige verkauft, daß Dir das schändliche Unrecht als sonnenklares Recht erscheint, so laß Dich von diesen Dänen vollends zum Narren machen und tanze mit der Schellenkappe vor ihnen her. Ehe ich aber nur einen Fuß breit von meinem Meklenburg diesem Orlamünder lasse ....“

„Wahrt Euch, Herr Graf!“ unterbrach ihn Albrecht von Orlamünde rasch. „Ich bin der Vormund Nicolaus Hallandssohn, des Frühverwaisten, und will seine Rechte schützen gegen Jedermann, am meisten aber gegen die Eigenmacht habgieriger Verwandten. Nicolaus Hallandsohn ist seiner Mutter und seines Oheim Günzel Erbe. Also ist es verbrieft und besiegelt. Ihr aber, Herr Heinrich, seid ein für alle mal abgefunden durch den Lübecker Vertrag ....“

„Ich habe keinen Vertrag untersiegelt und beschworen. Mir blieb unbekannt, weßhalb Ihr in Lübeck tagtet und noch einmal frage ich den König, ob er mein Recht wahren und mein gutes deutsches Land von seinen dänischen Söldnern räumen will?“

„Es bleibt, wie es der Orlamünder gesagt!“ entgegnete Waldemar ruhig. „Ergieb Dich darein!“

„So werde ich das Gesindel zum Lande hinauspeitschen und den königlichen Voigt werfe ich hintendrein! Verdammt sei, wer sich auf eines Dänen Wort verläßt. Ich schlage ihm dafür in's Gesicht und pfeife dazu:

„Dänische Treu
Ist windige Spreu!“

Ein Schrei des Unwillens erhob sich und die dänischen Herren rasselten mit den Schwerdtern. Waldemar aber rief über Alle hinaus:

„Der König ist Mann's genug, sich gegen einen prahlerischen Tollkopf zu vertheidigen! Höre mich, Rebell, der Du als zwiefacher Verbrecher erscheinst, da Du den König beleidigst und das Höchstengericht des Landes verhöhnst. Danke Gott auf Deinen Knieen, daß ich vergangener Tage mehr eingedenk bin, sonst läge Dein Kopf zu meinen Füßen. Du zerschmettertest den Arm, der die Keule über mich schwang, die mein helmloses Haupt bedrohte, dafür schone ich heute das Deine. Waldemar und Heinrich sind wett. Geh' jetzt, soweit Deine Füße Dich tragen! Was Du noch begehren konntest,

hast Du frevelnd verwirkt! Ziehe nackt und bloß Deine Straße! Ich rufe die Acht über Dich! Dein Leib ist dem Henker verfallen, wenn Du morgen noch auf dänischer Erde weilst."

Eine tiefe, schaurige Stille herrschte in dem weiten Kreise. Der Blick des geächteten Grafen bohrte sich fest in das Antlitz des Königs, so daß dieser die Augen senkte und die Hand abwehrend vor sich hinstreckte. Graf Heinrich wandte sich um und ging, ohne ein Wort zu entgegnen, ungehindert von dannen.

Waldemar fuhr aus seinem Nachsinnen auf. Er blickte fragend um sich, und sagte leise:

„Wo ist mein Sohn?"

„Seine Würden der Bischof ist mit dem jungen Herrlein nach der Stadt gewandelt!" entgegnete des Königs Kämmerling.

„Führt mein Roß vor!" gebot Waldemar. Er ging einige Schritte und murmelte vor sich hin: „Wer hilft mir von diesem Schweriner?" Indem streifte sein Auge den tapfern Feldhauptmann und der König flüsterte ihm zu: „Graf von Orlamünde, seid wachsam!"

„Ich bin es, König! Du kannst ruhig schlafen!" entgegnete der Graf mit fester Stimme.

„Ich will auch schlafen!“ sagte der König, sich in den Sattel schwingend, wenig achtsam auf das Jubelgeschrei des Volkes, das sich um die Hufen seines Rosses drängte, und keinen der jubelnden Grüße erwiedernd, die ihm entgegen klangen.

„Was ist dem Könige?“ fragte der Bischof von Ripen, der sich jetzt mit dem Prinzen an das Gefolge des Königs schloß.

„Dänemarks Sonne steht bald im hohen Mittage!“ entgegnete der Orlamünder nachdenklich, und Waldemar ahnet, daß sie dann abwärts zu steigen beginnt.“

„Um sich am andern Morgen desto glänzender zu erheben!“ sprach zuversichtlich der Bischof. „Dänemarks Ruhm erbt von König zu König. Der Schweriner ist schon todt und hier ist ein neuer Freund, stärker und zuverlässiger als der aufgegebene.“

Der Bischof zog aus seinem Gewande ein päbstliches Breve hervor, das er dem Grafen zeigte, und spornte dann sein Roß an die Seite des Königs.

„Ein römischer Stern am dänischen Himmel,“ sagte der Graf. „Soll er uns Glanz leihen, oder wir ihm? Waldemar wird in einem neuen Lichte wandeln.“

Das Königs-Jagen.

In der Schenkstube des braunen Hirschen zu Sonderburg saß eine lustige Companei hinter den vollen Bechern und manch' wildes Lied ward mit fröhlichem Gelächter gesungen. Deutsches Volk war es, und kein Däne hätte sich blicken lassen dürfen. Wie verschieden die Trinker auch waren an Gewerbe, Gesinnung und äußerer Herkunft, in ihrem Haße gegen das Inselvolk waren sie einig. Da saßen Söldner, hohe und niedere, Seeleute von den deutschen und frisischen Küsten, die sämmtlich im dänischen Solde gestanden und nachdem sie ihr Leben zehnmal für des Dänenkönigs Ruhm in die Schanze geschlagen, wurden sie mit einem Gnadenpfennig fortgeschickt und ihnen bedeutet, nie wieder in das Königreich zurückzukehren. Handelsleute saßen

dazwischen, die mit reichbeladenen Schiffen nach Seeland steuerten; aber die Küstenkaper raubten sie aus, und als jene Klage erhoben, wurden sie mit höhnendem Spott heimgesandt.

Das kochte und brodelte in der Brust dieser Männer und wo sich eine Gelegenheit gefunden, Rache zu nehmen an dem gemeinsamen Feind, sie hätten allesammt zugegriffen.

„Frisch auf, Marten Elfers, noch einmal das Liedel!" rief es aus der Fensternische zum großen Schenktisch herüber. „Wir wollen's noch einmal haben."

Marten Elfers, der lauteste Sänger bei dem wilden Gelage war sogleich bereit und sang im tiefen Baß:

„Lustige Companei!
Der Dän' ist vogelfrei!
Er ist der Spatz und ich die Katz,
An seiner Kehle meine Tatz!
Der Dän' ist vogelfrei!
Lustige Companei!"

„Lustige Companei! Lustige Companei!" brüllten Alle im Chor und Marten Elfers sang weiter:

„Lustige Companei!
Was ist die Dänentreu?
Ein feuchter Schnee im Sonnenlicht,
Wär's Wein nnd Meth ich söff' sie nicht."

Das ist die Dänentreu!
Lustige Companei!"

„Lustige Companei!" brüllte der Haufe abermals, als ein stattlicher Mann an den Tisch trat und mit wildem Lachen ausrief: „Das ist ein gutes Lied! Ich gebe zehn Maaß vom stärksten Meth, wenn Ihr es nochmals singt."

„Drei Mal für zehn Maaß! Drei Mal!" rief es herüber und hinüber." Wir wollen's singen, bis Euch das Trommelfell springt. Hollah! Angestimmt! Und den Meth in die durstigen Krüge!"

Da erhob sich am äußersten Ende des Schenktisches ein behäbiges Männlein mit einem zierlichen Stutzbart, aus dessen hellen Augen strahlte eitel Schalkheit. Die beiden Schmarren quer über das Gesicht theilten es in zwei Theile, so daß er auf der einen lachen und auf der andern weinen konnte. Er faßte den Methspender im Lederkoller unter den Arm, führte ihn einige Schritte abseits, und fragte, sich den Bart streichelnd:

„Auch glücklich über den Alssund geschwommen, gräfliche Gnaden von Schwerin? Müßt es eilig gehabt haben vom dänischen Boden wegzukommen, denn man sieht auf Euerm Wamms noch die Fäden, wo-

mit sie Euch das rothe Kreuz angeheftet hatten. Habt vermuthlich reiche Beute gemacht auf Seeland und konntet der Fülle königlicher Gnadenspenden nicht länger Stand halten?"

Der Schweriner schüttelte das Haupt und murmelte einen wilden Fluch vor sich hin.

„Also nicht?" fuhr Jener spottend fort. „Hätte es dem Waldemar nicht zugetraut, und noch weniger Euerm Vetter, Herrn Hugo von Wittstock, oder gar dem Grafen Albrecht, dem Oheim und Pfleger Nicolaus Hallandssohn...."

„Verdammt diese Bastardbrut! Ich will sie erwürgen!" rief der Schweriner laut.

„Schreit nicht so, gräfliche Gnaden. Das Volk hier herum hat feine Ohren und wenn Euer Name kund wird, ist kein Haltens mehr. Sie kennen Euer Abentheuer und Ihr werdet sie nimmer los. Ist eine feine Zunft in der Schenkstube zum braunen Hirschen. Nun Ihr wißt, ich bin der Joachim aus Boitzenburg, überall Schlauch-Jochen genannt, weil sie sahen, daß ich des Raufens und Saufens nie genug kriegen konnte. Aber seit ich dieses Volk kennen lernte, habe ich jenem Namen mit Beschämung Valet gesagt, und heiße bescheidentlich Junkherr Joachim.

Gelt, Herr! Das ist eine Bande, die Euch den Mond vom Himmel stiehlt und einen ausgehölten Kürbis an dessen Stelle hängt, ohne daß der Herrgott es merkt."

„Die könnte ich brauchen!" fiel der Schweriner rasch ein.

„Könnt Ihr?" fragte Schlauch-Jochen horchend. „Nun, es kam mir bei Euerem Eintritt ein gleicher Gedanke; darum machte ich mich an Euch..."

Der Gesang der berauschten Zecher verschlang die letzten Worte des Schlauch-Jochen:

„Lustige Companei!
Was ist des Dänen Juchhei?
Wenn Ihr ihm glaubet, was er lügt,
Und es nicht merkt, wenn er betrügt;
Das ist des Dänen Juchhei!
Lustige Companei!"

„Sie kennen ihre Leute gut!" lachte Schlauch-Jochen. „Aber im Ernste, Herr Graf! Könnt Ihr ein Dutzend von uns brauchen? Ein Wink von mir, und es schaart sich ein Haufen um Euch, der Euch unangefochten nach Seeland bringt. Um das Handgeld werden wir bald einig, voraus wenn es gegen die Jüten geht, denen wir unsre Würste wieder abjagen möchten, die jetzt in ihren Kesseln sieden."

„In der That! Ich habe ein Gelüsten auf eine lustige Jagd!“

„Schafft das Jagdgeräth! Ich stelle Euch die Jäger!“ rief Schlauch-Jochen.

„Aber es ist eine Jagd auf Hochwild, Gesell! Hier handelt sich's nicht um Haase oder Reh!“

„Sondern um Elenn und Auerochs! Werde doch wissen, was der Brauch ist in angelsächsischen Forsten? Herr Graf, es blitzt wie eine Teufelei aus Euren Augen! Kommt! Ich weiß ein abgelegenes Plätzchen, wo wir uns mit Ruhe besprechen können.“

Der Graf und sein Gefährte gingen in ein Kämmerlein, zu welchem vom Erdgeschosse aus eine dunkle Stiege führte, und Beide besprachen sich lange geheim mit einander; dann aber streckte sich der Graf zur kurzen Ruhe auf die harte Bank, und Schlauch-Jochen rieb sich, hinausgehend, fröhlich die Hände:

„Das kann einen Spaß geben für alle Diejenigen, die klug genug sind, den Kopf nicht in die Schlinge zu stecken, wenn sie zugezogen wird. Habe schon manche Teufelei mitgemacht, aber bei einem solchen Drosselfang bin ich noch nicht gewesen. Glück

auf, Schlauch-Jochen und suche nach den leuchtenden Beeren, womit Du die Schlinge auszierst."

Einen fröhlichen Sang anstimmend, kehrte er zu dem Zechgelage zurück.

Und wie sie zechten in der Schenke zum braunen Hirschen in Sonderburg, so zechten sie in dem Banquetsaal des Schlosses zu Odensee. Aber dort war es kein wild zusammen gelaufenes Gesindel, kein gut- und herrenloses Volk, welches den berauschenden Meth aus groben Steinkrügen hinunter goß, sondern der edelste Wein funkelte in goldenen und silbernen Kannen. Zierlich gekleidete Pagen stellten sie vor den edlen Rittern auf, welche der König zum Banquet geladen hatte. Dem aber bot der Marschalk knieend den diamantgeschmückten Goldbecher und reichte dann, sich tief verneigend, dem Prinzen in silberner Schaale goldene Früchte, die ein kunstreicher Gärtner aus Welschland sorglich im Glashause erzogen hatte.

Der Prinz, diese seltne Königsgabe kaum achtend, flüsterte dem Marschalk zu:

„Wie kommt es, daß Ihr Euch selbst bemüht? Habt Ihr meine Pagen heim in's Bett geschickt, und ist mein neuer Kämmerling noch nicht hier?"

Der Marschalk entgegnete leise: „Noch nicht, durchlauchtigster Prinz. Die Mutter des Junkherrn ist schwer erkrankt und läßt seine Hand nicht fahren. Erick Faaborg hofft, Ihr werdet nicht zürnen, daß er die Sterbende in ihrer letzten Stunde nicht zu verlassen vermag."

„Es ist, als ob mir etwas fehlt, seit ich ihn nicht mehr sehe!" entgegnete der Prinz. „Aber um meinetwillen soll er die Mutter nicht verlassen. Ich weiß, was es heißt, eine Mutter verlieren. Vielleicht ist sie noch zu retten. Der König soll ihr seinen Leibarzt senden."

Der Marschalk trat zurück. Zwei Pagen aber, die mit den schweren Schenkkannen vorübergingen, hatten die Worte des Prinzen gehört und der Eine sagte ingrimmig:

„Der Fischerbube wird uns Allen über den Kopf wachsen! Wann hätte der Prinz je Einen von den Unsern vermißt?"

„Wir haben uns auch nie in die See gestürzt, um ein prinzliches Barett aufzufischen!" entgegnete der Andre höhnisch. „Aber gelegentlich werde ich dem neugebacknen Junkherrn ein Bad bereiten, das ihm nicht so gut bekommen soll, so wahr ich Peter Banner heiße."

Unterdessen war der König im eifrigen Gespräche mit dem Grafen von Orlamünde begriffen, der erst unlängst im Banquetsaale erschienen war.

„Wie ich Euch sagte, gnädigster Herr! Wenn Ihr Euch entschließen könnt, die Bedingungen zu erfüllen, die ich Euch genannt, ist Bremen Euer. Und ich rathe Euch dringend dazu, zumal Ihr das, was die Stadt von Euch verlangt, nicht aus Euerm Säckel zu bezahlen braucht. Wird der Vertrag Euch mit der Zeit lästig, braucht Ihr ihn nur zu kündigen. Euer Zweck ist dann längst erreicht und die Städte haben das leere Nachsehen. Und wenn auch ein Geringes geopfert werden muß. Bedenkt es mit Fleiß, durchlauchtigster Herr! Hamburg ist mein. Nun noch Bremen dazu! Hamburg und Bremen! Weser und Elbe! Zwei Schlüssel, womit Ihr die Pforten öffnet, die in das Herz von Deutschland führen."

„Und Alles verhält sich genau, wie Du es mir berichtet?"

„Buchstäblich. Die Gesandten der Stadt harren jenseits des Alssundes meines Winkes. Sie sind mit jeder Vollmacht bekleidet, den Vertrag abzuschließen. Soll ich sie hierher bescheiden lassen?"

„O nicht doch!“ entgegnete Waldemar mit dem nur ihm eigenthümlichen Lächeln. „Ein höflicher Wirth empfängt seine Gäste an der Schwelle des Hauses. Soll der König von Dänemark weniger gastfrei sein, als der geringste seiner Bauern? Ein großes Jagen ist veranstaltet worden auf den morgenden Tag. Da wird sich schon eine Gelegenheit finden, den beiden deutschen Bären ein Netz zu stellen. Und nun nicht weiter von Geschäften. Habt Dank, für Eure Botschaft, mein guter Vetter von Orlamünde. He! Marschalk! Sorgt für diesen späten Gast! Und Ihr Alle, thut ihm fröhlich Bescheid. — Wohin, junges Herrlein?“

Der Prinz drückte des Königs Hand an seine Lippen. „Gute Nacht, Vater! Es ist mir zu schwül in diesem Saal. Und werde nicht krank, denn ich habe Deinen Leibarzt in Nacht und Nebel hinausgejagt.“

„Wohin?“

„Zur Mutter meines jungen Kämmerlings Erick Faaborg. Er soll der Sterbenden Trost und Hülfe bringen in deinem Namen.“

„Schmeichler! So geh'! Du wirst nimmer lernen für Dänemark mit Kanne und Becher zu streiten.

Und wenn Dich morgen früh die Trompeten wecken, sei zur Hand, damit Du mich begleitest zum ritterlichen Waidwerk!"

Mit leisem Seufzer schied der Prinz vom fröhlichen Banquet und dachte in der Einsamkeit des Gemaches an den treuen Diener, zu welchem ein unerklärliches Etwas ihn hinzog. Der aber saß daheim am Bette der Mutter, die seine Hand krampfhaft gefaßt hatte, als wollte sie solche nimmer lassen. Er beugte sich zu ihr hinab und küßte tiefbewegt ihre Stirn. Der Oheim saß mit thränenfeuchten Augen am anderen Ende des Krankenlagers. Ein inniges Gebet floß über die bebenden Lippen.

„Mein theurer Sohn!" sagte die Mutter leise flüsternd. Gott segne Dich tausendfältig für die Freude, die Du mir in meiner letzten Stunde schenkst. Ich sterbe nun gern."

„Du wirst leben, Mutter, lange leben, um zu sehen, wie ich für meinen jungen König streite und siege. Du wirst noch wieder jung werden in Deinem Sohn."

„Nein, nein, Erick!" Ich fühle es anders. Bald werde ich Dir für immer Lebewohl sagen! —

Dir auch, lieber Bruder Ole, Dir auch! Behüte Euch Gott mitsammen."

„Verleihe Dir Gott eine gnädige Auflösung, wenn es doch so sein soll!" entgegnete der Alte schluchzend.

„Weint nicht, Ihr Lieben! Es thut mir weh. Höre, Erick. Da ich nun doch Deine künftige Herrlichkeit nicht sehen soll — Gott lasse sie Dir zum Heile gereichen — gelobe mir Eins."

„Was Du willst, Mutter! Ich gelobe es!"

„Gieb mir Deine Hand, Sohn Erick!"

Die Kranke hielt die Hand des Sohnes mit ihrer letzten Kraft umspannt:

„Weiche so spät von mir als möglich. Geh' nicht eher von dannen, bis du meinen Leichnam in die kühle Erde gelegt hast. Hörst Du, mein Sohn? Neben Deinem Vater laß mich ruhen! Versprich es mir, Sohn Erick!"

„Ich verspreche es Dir!" antwortete dieser.

„Nun bin ich zufrieden," sprach sie und sank mit mattem Lächeln in die Kissen zurück.

Der Arzt des Königs trat ein. Er brachte dem Junkherrn eine Botschaft vom jungen Prinzen Waldemar und ließ sich neben der Kranken nieder, die er mit allem Fleiße beobachtete. Darauf mischte er ihr

sorgsam einen Trank, den sie begierig einsog, worauf in einen sanften Schlummer fiel.

„Ist es ein Stärkungstrank, ehrwürdiger Herr?" fragte der Junkherr den Arzt.

„Wohl ist es ein Stärkungstrank!" entgegnete Jener. „Die Ruhe, welche sie jetzt genießt, wird ihr die Kraft geben, die letzten Augenblicke ohne sonderlichen Schmerz zu überstehen."

„Meine arme Mutter!"

„Beklagt sie nicht. Wie ich die Krankheit erkenne, vermöchte sie nimmer davon zu genesen. Und je schneller es der Himmel mit ihr endet, desto lieber hat er sie und Euch, denn der Schmerzen sind unzählige und sie wachsen mit der Stunde. Wacht als ein treuer Sohn diese eine Nacht bei der Mutter, die so redlich viele Nächte bei Euch wachte. Mit dem anbrechenden Morgen wird dies schwache Licht auf immer verlöschen."

Der Leibarzt entfernte sich.

Langsam schlichen die Stunden dahin. Kein Laut unterbrach die schaurige Stille. Nur einmal vernahm man einen unterdrückten Seufzer und leises Weinen.

Als aber der erste Morgenstrahl durch das nied-

rige Fenster blickte, lag die todte Mutter auf dem Lager ausgestreckt. Der greise Ohm saß neben ihr und wollte ihre Hand nimmer fahren lassen.

„O, Margareth!“ seufzte er. „Wie einsam wird es jetzt in diesen vier Pfählen sein!“

Erick hatte das Todtengemach schon seit geraumer Zeit verlassen. Jetzt kam er gerüstet zurück:

„Dir bleibe die Mühe, für die letzte Ruhestätte zu sorgen. Lebe wohl, Ohm!“

Erschreckt sagte der Alte: „ Das wirst Du nicht thun, Erick Faaborg! Du weißt ....“

„Ich weiß, was Du sagen willst. Aber ich kann nicht anders Eine tödtliche Angst hat sich meiner bemächtigt. Es zieht mich mit unsichtbarer Gewalt zu meinem neuen Herrn!“

Erick winkte dem Alten zum Abschied mit der Hand. Dieser aber eilte zu ihm und hielt ihn zurück:

„Du sollst nicht, Unsinniger! Weißt Du nicht, was Du Deiner Mutter kurz vor ihrem Scheiden versprochen hast? Gab Dir Dein König darum den Ritterschlag, damit Dein erstes Werk eine Lüge sei?“

„Rede mir nicht darein! Gott weiß, daß ich meine Mutter geliebt habe! Aber der Boden brennt

unter meinen Füßen. Ich kann nicht länger weilen. Die innere Angst wächst und droht mich zu ersticken."

„Laß dich warnen, Kind! Weißt Du nicht, wie das Lied im Munde des Volkes klingt? Wer seine todte Mutter verläßt, ehe er sie in's Grab senkte und mit heiliger Erde bedeckte, der hört ihre Schritte hinter sich auf allen Wegen und ihr letzter Seufzer klingt ihm gellend in's Ohr, bis an das Ende seiner Tage. Und Du hast es ihr gelobt."

Erick trat an das Lager der Hingeschiedenen und blickte sie durch Thränen an:

„Ich kann nicht, Mutter! Ich kann nicht. Darum gieb mir mein Wort zurück. Gieb es mir zurück! Der Oheim bleibt an meiner Statt. Nicht wahr, Mutter? Du wirst Deinen Sohn nicht quälen um der Liebe willen, die er für seinen Herrn in seinem Herzen trägt? Ruhe sanft, Mutter!"

Er warf sich neben der Todten in die Kniee und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Dann sprang er auf und war verschwunden.

„Bleib, Erick! Bleib!" rief der Ohm jammernd. Aber Erick hörte nicht. Er eilte unaufhaltsam fort. Mit jedem Schritte weiter schlug sein Herz stürmischer. Als er aber gegen Mittag die

Thürme des Schlosses von Odensee im hellen Sonnenlicht funkeln sah, waren die fürstlichen Gäste längst mit lautem Jagdrufe davon gesprengt und Keiner wußte ihm zu sagen, welchen Weg der junge Prinz eingeschlagen, denn der Zug hatte sich in einzelne Haufen getheilt, und diese streiften nach allen Richtungen durch Wald und Feld.

Fernab am Waldessaum klang ein vereinsamtes Jagdhorn. Ueber einen spiegelklaren Weiher, vom dichten Hagedorn beschattet, hallte kaum hörbar das Echo die zögernde Antwort. Der König lagerte mit dem Prinzen am Fuße einer mächtigen Buche. Niemand war bei ihnen, als der Marschalk und ein Diener, der die dampfenden Pferde sorgsam auf und ab führte. Da brach ein Hirsch durch das dichtverwachsene Unterholz, streifte hart an dem König vorüber und flog längs der Waldlichtung. Waldemar sprang auf:

„Mein Pferd! Mein Pferd! Und rasch hinter mir drein, so Ritter als Knapp!“ rief der König, sich in den Sattel schwingend. Und im sausenden Galopp flogen die flüchtigen Renner dahin, dem immer mächtiger ausgreifenden Thiere nach.

Waldemar's Jagdspeer sauste durch die Luft; ihm

nach der Speer des Marschalks. Rechts und links bohrten sie sich bis zur halben Länge des Schaftes in die Erde. In wilden Sätzen flog der Hirsch dahin. Am Saume der Lichtung stutzte er einen Augenblick, dann setzte er mit gewaltigem Sprunge über ein breites Wehr in das Dickicht des Waldes. Ihm nach der König auf schäumendem Roß; ihm nach der Prinz im flatternden Haar. Weit dahinter der Marschalk neben seinem gestürzten Roß, und ihm auf der Ferse der Diener, der kopfüber aus dem Sattel flog.

„Sieg, mein Sohn! Sieg!" rief der König, lebhaft angeregt. „Dort ist das Ende des Waldes!"

„Und dort ist der Hirsch!" entgegnete der Prinz, der um einige Schritte voraus war. „Und dort! — Vater! — Schau hin!"

Die Reiter stürmten unter den Bäumen hervor. Da lag das vom Glanze des Abendrothes übergossene Meer. Der Hirsch stand verschnaufend am äußersten Strande und senkte den Kopf in die kühlenden Fluthen.

„Nun ist er mein!" rief der König jubelnd und bohrte dem Pferde die Sporen in die Weichen. Greif' aus, mein Renner! Greif' aus!"

Laut wieherte das Roß, als ob es den Befehl seines Herrn verstanden hätte, und flog über den Ufersand hin. Der Hirsch schreckte auf, warf den Kopf in den Nacken. Er lief, wie betäubt, seinen Verfolgern einige Schritte entgegen und stürzte sich dann in die ihm mit leisem Gemurmel entgegen rauschende See.

Ein wilder Fluch entfloh den Lippen des Königs. Die Stirnader schwoll, wie stets, wenn ihm etwas hemmend in den Weg trat. Unheimlich Feuer leuchtete aus seinen Augen. Sie folgten der Furche, die der Hirsch durch die spiegelglatte See zog.

„Das muß wahr sein," sagte eine Stimme unfern von dem Könige. „So habe ich kein Thier in die See setzen sehen. Aber so ward auch lange keines gehetzt."

Der König wandte sich rasch. Ein einfacher Küstenfischer, der eben mit seinem Boote gelandet war, stand vor ihm.

„Du wagst es?" rief Waldemar.

„Nun? Warum denn nicht? Wir sind ja Christenmenschen mitsammen. Ihr seid ein Jäger zu Lande; ich zu Wasser. Ihr seid ergrimmt, daß Euch der Hirsch entgangen ist. Kann's Euch nicht verdenken. Aergert mich auch, wenn ich den Stör

im Netze zu haben glaube und er schlüpft mir daran vorbei. Aber heute habe ich ihn erwischt."

„Ich will ihn auch erwischen!" sagte der König vor sich hin: „Wo ist er?"

„Der Hirsch? Dort schwimmt er in dem hellen Streifen, den die Sonne auf die See wirft. Wenn er noch kurze Zeit tapfer aushält, kann er am Strand von Lyoe festen Fuß fassen."

„Lyoe!" rief der König lebhaft. „Wie komme ich hinüber?"

„Mein Seel, Herr!" sagte der Fischer. „Wenn Ihr mir ein gutes Wort gebt und ein gutes Stück Geld obenein, bringe ich Euch vor Sonnenuntergang hinüber. Ein Hausvater muß jeden Verdienst aufsuchen in so schwerer Zeit."

„Bringe mich nach Lyoe und Du sollst mit mir zufrieden sein."

„Ist ein schmuckes Eiland!" sagte der Fischer, sich von dem Könige entfernend; und seinem Boote zueilend, murmelte er in den Bart:

„Ich sagte recht, daß ich heute meines Fanges sicher wäre. Er geht von selber in's Netz."

Der Bub sprang ihm entgegen: „Anders Rasmus! Geht's nach Hause?"

„Nach Lyoe geht's. Und wenn Du nicht herzhaft nach dem Ruder greifst, bekommst Du als Abendbrod ein Endchen von Seilermeisters Bratwurst. Da hast'n grünen Zweig, den ich unterwegs von einem Baum gebrochen. Stecke ihn sogleich auf die Spitze des Mastes, damit die von drüben sehen, daß wir noch nicht an die Heimkehr denken."

Das Fischerboot schwamm im Glanze des Abendrothes nach Lyoe hinüber. Die einzeln am Ufer verstreuten Birken winkten den Kommenden leise flüsternd zu und in dem Laubgezelt der heimischen Buchen klang der schmelzende Gesang der Nachtigall.

Die stille Heiterkeit des Abends machte auf den König keinen Eindruck. Er saß mit vorgebeugtem Haupte, der Spur des Hirsches folgend, bis dieser, von einem Vorsprunge verdeckt, seinen Blicken entzogen ward.

„Brauche Deine Ruder, Mann! Die Zeit geht nutzlos hin."

„Denke nicht!" entgegnete der Fischer, auf den grünen Zweig am Maste blickend, der bei jedem Schwanken des Bootes sich hin und her bewegte. „Seht Ihr nicht, wie mein Ruder sich biegt, wenn ich es einsetze? Verderbe es ganz und gar um Eu-

retwillen. Aber, da fasse ich Grund. Wollen langsam auflaufen, sonst kostet's 'n Stück vom Kiel! Nun, Herr, ist's Euch genehm?"

Mit einem raschen Sprunge waren Vater und Sohn zu Land. Der Fährmann ließ sie ruhig gehen und schmunzelte vor sich hin:

„Um's Fährlohn bin ich gekommen; aber der Bergelohn soll mir nicht entgehen. Konnte kein besseres Tagewerk machen. Sollte ausspähen, welchen Weg der König nehmen werde und fange ihn mit eigener Hand. Komm, Bursch. Du sollst erfahren, daß Anders Rasmus einen guten Tag hatte und mit ihm die halbe Nacht durchrudern."

Er schob das Boot vom Ufer und lachte in sich hinein:

„Jetzt stößt das letzte Boot von Lyoe ab! Wohl bekomme es Dir, König Waldemar. Und wenn Du jemals wieder einen schuldlosen Mann schlagen läßt um einer Weiberlaune wegen, träume von Deinem Fährmann auf der Fahrt nach Lyoe."

Das Fischerboot verschwand. Ein auffrischender Wind führte es eilig davon.

Waldemar fand am Strande die Spur des Hirsches und folgte ihr. Unfern vom Landungsplatze

lag das gehetzte Thier verendet, von hängenden Birkenzweigen halb verdeckt.

„Umsonst die Jagd!“ sagte der König verdrießlich. „Wir kehren ohne Beute heim.“

„Es dunkelt bereits, Vater! Mir ist unheimlich in dieser Stille.“

„Wir wollen hinüber, Sohn,“ entgegnete Waldemar, nach dem Strande zurückschreitend. „He, Fischermann! Wo bist Du? Hollah!“

Alles blieb still.

Der König wiederholte seinen Ruf. Keine Antwort. Er stieß in sein Horn. Der langgehaltene Ton zog in den grünen Wald, er hallte hinaus auf das blaue Meer. Kein Echo trug ihn zurück zu dem Horchenden. Des Königs scharf durchdringendes Auge schweifte den Strand auf und ab. Nirgends ein Boot. Kein Rauch drang aus einer vereinsamten Strandhütte. Kein Fußtritt glitt leise über den knisternden Sand.

Der Abendwind hatte sich gelegt. Die See lag regungslos. Auf ihrer kristallhellen Fluth wiegte sich träumend die Möwe. Kein Käfer summte durch das unbewegte Laub.

Alles still.

„Das ist unheimlich in der That!“ sprach der König, sich schüttelnd. „Komm, Sohn. Wir müssen ein Nachtlager unter diesen Bäumen suchen. Ein schattiger Buchenhain ist auch eine Königshalle mit hohen Säulen und luftigem Baldachin. Schenk und Truchseß mußt Du entbehren, Prinz Waldemar; aber dafür wird der König Dein Kämmerling sein und Dir Dein Lager bereiten.“

Unter drei hochragenden Buchen, die auf einem mit Gras bewachsenen Abhange standen, warf sich der König hin und zog seinen Sohn zu sich nieder:

„Versuche zu schlafen. Ich will es auch! Verdammt dieser Hirsch! — Wenn der Morgen anbricht, und der Fischer nicht wiederkehrt — Der König auf Lyoe! Unter Gottes freiem Himmel und doch gefangen! Höll' und Teufel!“

„Denke nicht darüber nach, Vater. Meine Augen brennen! Ich möchte schlafen.“

„Ich will es auch. Gute Nacht, mein Sohn. — Wenn es ein Schlaf wäre, von dem ich nicht wieder erwachte — dann denke daran, daß Du der Dritte unseres Namens bist.“

„Um Gott, Herr! Welche trübe Gedanken.“

„Es sind Gespenster, wie sie in solchen Nächten

einen König umgaukeln. Auch im Unglück lebt der Däne verschwenderisch. Ein ganzes Eiland ist sein Gefängniß. — Aber ich meine, sie könnten sich verrechnen."

„Wer, Vater? Von wem sprichst Du?

„Ich meine, wenn hier Verrath ist, können wir ihm leicht entgehen. Unser Kerker ist von einer silbernen Mauer umgeben. Wollen wir versuchen, sie zu durchbrechen?"

„Ich verstehe Dich nicht."

„Traust Du Dir Kraft zu, nach Fühnen hinüber zu schwimmen? Der Däne ist auf dem Wasser heimisch, wie auf dem Lande."

„Was sagst Du, Herr?"

„Es war eine Grille! — Denke nicht weiter daran! — Ich bin inmitten meines Reiches. Nur ein schmaler Meeresarm trennt mich von der tapfersten Ritterschaft, die je einen König geleitete. Ich beschimpfe meine Treuen mit diesem Grübeln. Ich will schlafen."

Waldemar warf sich auf den Rasen und lag regungslos.

Der Prinz setzte sich ihm ganz nahe, das Haupt auf die Brust gesenkt. Er wollte schlafen, aber er

vermochte es nicht. Sein Herz klopfte hörbar. Fieberfrost schüttelte ihn. Sein Blick ruhte auf dem König. Dieser schien zu schlafen.

Eine lange Stunde verging.

Der Prinz fuhr in die Höhe: „Horch das klang wie Ruderschlag!"

„Was giebts?" rief der König, sich aufrichtend.

„Ich höre, Ruderschlag, Vater. Von dort kommt er her."

Der König beugte sich horchend vorüber und deutete nach der entgegengesetzten Seite: „Er kommt von dort, Dich täuscht die Nacht!"

„Da ist es wieder! Dort und dort!" rief der Prinz. „Vater! Was bedeutet das?"

„Ich weiß es nicht!" sprach der König. Der stolze Waldemar stand rathlos, die Arme in einander verschränkt.

„Das war ein Horn, Vater! Es sind die Unsern! Sie suchen uns! Wir wollen ihnen ein Zeichen geben, damit sie uns finden."

Der Prinz griff nach dem Hifthorn. Waldemar hielt seine Hand fest: „Still! Das ist kein dänisches Jagdhorn. Das ist ein anderer Klang. Ich kenne ihn!"

Unter den entfernten Bäumen blitzte es auf. Ein wanderndes Feuer, hüpfend wie Irrlichter; bald hier, bald dort; nirgends und doch überall.

„Das sind Fackeln!" rief der Prinz. Dein treuer Marschalk ist es, sammt Deinen Dienern. Hierher, Männer! Hier ist der König!"

Waldemar unterbrach den Prinzen nicht. „Diese rothe Gluth deutet auf einen nahenden Weltbrand," sprach er vor sich hin. „Da ich den glimmenden Funken nicht austreten kann, mag er zünden je eher, je lieber."

Das Feuer schloß Beide enger und enger ein. Von schnellen Schritten dröhnte die Erde. Waffen klirrten aneinander. Ein riesiger Mann, die glühende Fackel in der einen, das entblößte Schwerdt in der anderen Hand, trat unter den Bäumen hervor und rief lachend:

„Gott zum Gruß, Königliche Majestät von Dänemark! Treffen wir uns hier als fröhliche Jagdkumpane?"

„Heinrich von Schwerin!" entgegnete Waldemar ernst. „Du bist im Bann. Die gegebene Zeit ist verstrichen. Flieh' vor dem strafenden Schwerdt des Gesetzes."

„So lange ich mein eigenes Schwerdt in der Hand habe, brauche ich das des Gesetzes nicht zu fürchten. Ueberdies thue ich nur, was mir zu thun gebührt. Du hast mich zu einem freien Manne gemacht, zu einem vogelfreien! Die Jagd ist das Recht der Freien. Ich bin auf der Jagd."

„Jagst Du bei Nacht mit bloßem Schwerdte und der Glühfackel?"

„Der König verfolgt den königlichen Hirsch am hellen Tage durch Wald und See. Der Gebannte wählt die Nacht, um den jagenden König von seinem Lager zu treiben. Ergieb Dich, König! Du bist mein Gefangener."

Der Prinz rief lebhaft: „Wer wagt es, meinen Vater mit Gefangenschaft zu bedrohen?"

„Ich wage es!" entgegnete höhnisch der Graf, und schwang die Fackel um das Haupt, daß die Funken knisternd umher sprangen. Seine Mannen, die von allen Seiten aus dem Gebüsch traten, warfen sich auf den König, der zähneknirschend der Uebermacht wich.

Einer der Männer löste den hanfenen Strick, womit er sich umgürtet hatte und machte Miene, den König zu binden. Dieser rief:

„Heinrich von Schwerin! Ihr seid mein Feind, aber Ihr seid ein Edelmann. Der König ergiebt sich Euch zur ritterlichen Haft. Duldet nicht, daß einer Eurer Knechte mir die Schmach des Hundes anthue."

„Herr König!" entgegnete der Graf rasch, „wenn Ihr mich jetzt auf Seeland oder Fühnen hättet, würdet Ihr wenig nach meiner edlen Herkunft fragen, sondern mir Arme und Beine so fest schnüren lassen, daß ich an ein Entlaufen nicht denken könnte. Doch will ich Euch zeigen, daß ich lange genug an Eurem Hofe gelebt habe, um Rittersitte zu kennen und zu üben. Laßt des Königs Arme und Beine unbehindert; aber seid wachsam. Euer Kopf bürgt mir für den seinen. Es liegt an Euch, Waldemar, wie Ihr gehalten sein wollt."

Der König reichte seinem Sohne die Hand: „Ich beuge mich dem Schicksal. Führt mich hinweg. Graf von Schwerin, diesen Knaben werdet Ihr hoffentlich ziehen lassen? Was könnte er Euch nützen?"

„Ich verlasse Dich nicht, Vater!" rief der Prinz.

„Das sollt Ihr auch nicht, mein schmuckes Herrlein. Was hülfe es, den Adler vom Horste zu schie-

ßen und die flügge werdende Brut im Neste zu lassen? Fort mit Beiden!"

Die Männer hatten einen dichten Kreis um die Gefangenen geschlossen und Joachim von Boitzenburg rief lachend:

„Das ist ein seltenes Beutestück. Wo ist ein Schrein, kostbar genug, um es aufzubewahren?"

„Fehlt es daran, so lassen wir eigens einen bauen!" rief Graf Heinrich mit Laune. „Es wird doch im deutschen Reiche Steine und Mörtel genug geben, um für die dänische Löwenbrut einen Käficht zu erbauen? Brecht auf!"

König Waldemar und der Prinz gingen Hand in Hand neben einander. Heinrich führte sie den Schiffen zu, die am Strande harrten. Schweigen herrschte rings umher.

Die Gefangenen gingen an Bord. Die Fackeln verlöschten in der See. Wie durch eine unsichtbare Macht fortgezogen, entfernten sich die Schiffe vom Ufer.

Am jenseitigen Strande war es still. Kein Fischerbube wachte in seinem Boote, der mit scharfem Ohr den leisen Ruderschlag vernommen hätte, der

von Lyoe herüber tönte. Kein Licht blitzte in einer Hütte auf und winkte den willenlos scheidenden Königen einen Abschiedsgruß zu.

Die Boote des Schweriners verschwanden in der dunkeln Nacht. Mit ihnen Dänemarks Stolz und seine Hoffnung.

Der Dänenthurm.

Das war ein Wirrniß am großen Jagdabend, und alle Schrecknisse kamen mit der wachsenden Nacht über die Ritterschaft, von wegen des Königs, der sammt dem Prinzen spurlos aus ihrer Mitte verschwunden war. Der Marschalk hatte sich zunächst von seinem Sturze erholt. Er rief mit gellendem Horn einige Knechte herbei, ließ einen derselben bei dem Diener mit halb zerschmettertem Schädel zurück und folgte mit den Uebrigen der Spur seines Gebieters. Keuchend und schnaufend sauste bald das königliche Roß im Galopp ihnen entgegen, ihm nach das Roß des Prinzen, beide mit weit aufgerissenen Nüstern, dampfend und schnaubend, beide ohne ihren Herrn, von weißem Gischt bedeckt. Als die Thiere den Marschalk und seine Genossen gewahrten, bäum=

ten sie sich hoch auf und eilten dann, laut wiehernd, im Fluge des Weges zurück, den sie gekommen.

„Um Gott, hier giebt es ein Unglück!“ rief der Marschalk laut. „Folgt mir Euer Zweie. Ihr Andern zerstreut Euch im Walde und Wen Ihr findet, Dem sagt an, was Ihr gesehen.“

Nach allen Seiten stürmten sie fort. Hurtig ging es durch Bruch und Moor, durch Wiese und Wald. Jagdrufe erschollen, Hörner erklangen, aber kein Ruf, kein Klang gab die ersehnte Antwort. Rathlos standen die Jagdgenossen. Sie ließen ab vom vergeblichen Werke und sandten Boten über das ganze Eiland, die den Schreckensruf weiter tragen sollten durch das Königreich: „Waldemar und sein gekrönter Erbe sind verschwunden!“

Von einer langen Nachtfahrt kehrte der Fischer Anders Rasmus heim. Er saß nachdenklich am Steuer und schien es kaum zu empfinden, daß er seit dem vergangenen Abend der Speise entbehrte. Ein Anderes war es mit dem Buben, den er im Boot hatte, und der mit Thränen in den Augen die Arme sinken ließ:

„Ich kann nicht mehr!“

„War ein langes Tagewerk,“ sagte der Alte,

ihm zunickend, „und ich denke, die Ruhe soll uns wohlthun. Ehe wir aber zu Lande gehen, hole den Zweig vom Maste herunter."

Der Bube unterdrückte das Weinen, that schnell, wie ihm geheißen worden und als er mit dem Zweige zu Deck kam, sagte er: „Er ist welk geworden. Das macht er hat seine Schuldigkeit gethan, aber nichts davon gehabt."

„Nichts davon gehabt? Was ist das für ein albernes Geschwätz? Wovon hat er nichts gehabt und wovon kann so ein abgerissener Zweig etwas haben wollen? Halte Deine Zunge im Zaum, oder — —"

„Man kann doch wohl seine Gedanken haben?"

„Gedanken? Worüber machst Du Dir Gedanken? Heraus mit der Sprache, sogleich, oder ich peitsche Dich blutig."

„Seid doch nicht so unwirsch. Ich meine, wir sind wohl hundert Mal ausgefahren, ohne einen grünen Zweig am Maste, also muß es etwas bedeuten, wenn wir einen so seltsamen Wimpel aufziehen. Und das meinten auch die beiden Jungen in dem jütischen Fischerboot, dem wir einen Augenblick seitlängs lagen. Und weil sie mir aus Mitleid ein

Stück von ihrem Brode gegeben haben, erzählte ich ihnen . . . . ."

„Was erzähltest Du ihnen?" fragte der Fischer, und alles Blut trat aus seinem Gesichte.

„Von der Hirschjagd am gestrigen Abend und wie Ihr die Jäger zur Nacht auf Lyoe hättet sitzen lassen, weil sie Euch nicht den Fährlohn bezahlten."

Der Fischer blieb still. Seine Blicke verriethen, daß er etwas Unheimliches brüte. Plötzlich fuhr er auf:

„Kannst das Vaterunser beten, Bube?"

„Denke wohl, Anders Rasmus."

„So komm her zu mir und bete schnell."

„Warum denn? Ist ja nicht Schlafenszeit. Und wie Ihr die Augen rollt! Ihr macht mir bange. Peitscht mich doch nur nicht wieder so unbarmherzig. Ich will ja noch mehr arbeiten und verlange kein Essen. Das Stückchen Jütenbrod hält noch eine Weile vor."

„Bete!"

„Ich kann nicht! — Gott Vater, erbarme Dich mein! — Ich kann nicht!"

„So fahre ohne Gebet zum Teufel!"

Er packte den Jungen am Genick, preßte ihm

die Kehle zusammen und schleuderte ihn über Bord. Der Bube kam nach einer Weile wieder herauf und versuchte zu schwimmen. Ein Schlag mit dem gewichtigen Ruder des Fischers nahm ihm vollends die Besinnung. Er sank unter. Anders Rasmus griff nach der Steuerpinne und hielt dem Lande zu.

„Das ist für Dein vorschnelles Maul. Einen unnützen Brodfresser und einen gefährlichen Plapperer giebt es weniger auf Fühnen. War eine Nacht, die ich gern vergessen möchte. Seit ich die Peitschenhiebe rächte, die mir der Büttel in des Königs Namen gegeben, schmerzen sie mich ärger als zuvor. Verdammt das Fieber! Es hat mich. Will heim in's Bett und es verschlafen. Wenn ich auch weiß, daß sie den Mann, sammt seinem Sohne fortschleppten, so kann ich doch mit gutem Gewissen beschwören, daß ich nicht weiß, wo sie ihn gelassen haben. Und das ist kein Meineid."

Es wußte es auch Niemand. Da war bald keine Stadt, kein Dorf, kein einzelner Weiler, wohin nicht die Schreckenskunde von den geraubten Königen gedrungen wäre. Ganz Dänemark hüllte sich in Trauergewänder. Jeder Ruf der Freude verstummte. Kein

Glockenklang ward gehört. All' Dänemark vom Gipfel des Glückes herabgestürzt zum tiefsten Leid.

Der ehrwürdige Bischof von Ripen kehrte von einem wichtigen Werke heim. Die Großen des Reiches waren zusammen getreten und hatten auf einem Herrentage den Grafen Albrecht von Orlamünde mit der hohen Würde eines Reichsverwesers bekleidet. Wichtige Beschlüsse wurden gefaßt, denn Großes war zu vollbringen und nur kleine Mittel vorhanden, seit das Haupt fehlte, welches die einzelnen Glieder mit unbeschränkter Macht regierte.

Und der Orlamünder hatte es nöthig, die Zügel scharf anzuziehen. Das Dänenvolk ist stolz und übermüthig. Nur wenn das ungebändigte Roß den Reiter spürt, der Zügel und Sporn zu gebrauchen weiß, fügt es sich duldsam. Ein solcher Reiter war Waldemar. Aber kaum ward dieser des Sattels ledig, als sich jeder Landsasse ein Waldemar dünkte und aus der blendenden Ruhmessonne des Verschollenen sich seine eigene Glorie schnitzen wollte. Dieser Stoß, der die Grundfesten des Landes erschütterte, hallte draußen überall wieder. Am lautesten aber in den Ohren der klugen Herren an der Weser und Elbe, deren immer wachsames Auge unver-

wandt nach den Belten hinüberschaute. Vergebens trieb der Orlamünder die Städte an, das vielfach besprochene Bündniß mit den Dänen abzuschließen. Sie schwiegen mit höflichem Achselzucken, denn sie konnten das Begehrte jetzt haben, ohne die Schlüssel zur Elbe und Weser aus den Händen zu geben. Die schlauen Krämer der Nordsee lehnten sich traulich an die mächtige Brüderschaft der Trave und alle Drei standen bereit, um zur rechten Stunde nicht als Bittende, sondern als Gebietende über die Belte nach Seeland zu ziehen.

Das Alles sah der Bischof im Geiste über Dänemark hereinbrechen und wußte sich keinen Rath. Da nahte sich ihm der Jüngling, welchen Waldemar am Tage seiner Landung zum Leibdiener seines Sohnes erhoben hatte. Der Blick des Bischofs verfinsterte sich noch mehr und er sagte zürnend:

„Bist Du auch der faulen Knechte Einer, die sich auf dem üppigen Lager dehnten, während unsere Feinde mit des Teufels Listen den König und seinen Erben fingen und namenloses Elend über Dänemark brachten?“

„Um Gott, Herr Bischof,“ flehte Erick Faaborg tief bewegt. „Denkt nicht so Schändliches von mir.

Schweren Herzens komme ich daher und will Euch bitten, daß Ihr meine Beichte hört."

Der Bischof sah dem Jüngling einen Augenblick fest in das Gesicht und sagte dann ruhig: „Ich will Dir Beichte hören."

Demüthig erzählte Erick Faaborg Alles, was ihm von jenem Tage bis zu dieser Stunde begegnete und wie er sich versagt habe, seine Mutter zu ihrer letzten Ruhestätte zu begleiten, aus Furcht, seiner Pflicht zu fehlen. Nun sei er doch zu spät gekommen, aber er habe sich gelobt, nicht zu ruhen, noch zu rasten, bis er sein theures Herrlein wieder gefunden, müßte er ihn auch suchen, soweit der Himmel blau. Dazu aber flehe er den Bischof um seinen Segen an.

Da erhob sich der Greis in hoher Rührung, legte ihm die Hand auf das Haupt und sagte:

„Gehe mit Gottes Kraft, mein treues Dänenkind und bringe gute Kunde heim. Wie aber denkst Du Deine Pilgerfahrt einzurichten?"

„Das, hochwürdigster Herr, weiß ich selbst noch nicht und denke es mir während des Wanderns zu überlegen. Ich habe als Bube mancherlei Tollheiten getrieben, die mir schlimme Scheltworte eintru-

gen, jetzt aber von Nutzen sein sollen. Eines nur ist Noth, daß ich weiß, wie ich Euch Kunde sende, wenn solches vonnöthen oder ich mir Raths von Euch erbitten will."

Solches schien dem Bischofe ein gewichtiges Wort. Er überlegte es mit großem Fleiße, dann aber sprach er lange und ernst mit Erick Faaborg, der mit dem hereinbrechenden Abend die Behausung des Greises verließ und eiligst weiter schritt.

War im Lande umher ein Hoffen und Fürchten in diesen Zeiten der Bedrängniß und der Wirrsale. Aber der Sommer eilte vorüber, ihm folgte der Herbst und allbereits warf der Winter seinen Schneemantel über Thal nnd Hügel, ohne daß irgend ein Sehnen gestillt, oder die kleinste Hoffnung sich erfüllt hätte.

Wie sollten sie es erfahren? Jedes Auge schlief, als in der sommerlauen Maiennacht des Schwerinérs verwegener Troß das Boot mit den Gefangenen nach der Mecklenburger Grenze hinüber ruderte und nicht rastete, bis die kostbare Beute auf dem Bergschlosse Dannenberg im festen Thurm untergebracht war, der fortan der Dänenthurm hieß.

Dort saßen sie im öden Gemache, das nur mit

nothdürftigem Geräth versehen war. Rechts und links daran lagen die Kammern, darinnen sie sich auf einfachem Lager zur Ruhe niederließen. In der Mitte des Gemaches stand ein schwerer, am Boden befestigter Eichentisch, und zwei Sessel von demselben Holze, stark gebräunt vor Alter, standen daneben.

Das war alles Geräth für die an Pracht und Ueppigkeit gewöhnten Dänenkönige. Im Osten des Gemaches lag ein großer Kamin, durch dessen Schlott heulte der Wind, und fachte die halb erstorbene Gluth wieder zur hellen Flamme an.

Waldemar saß in tiefes Sinnen versenkt, den Kopf in die Hand gestützt und hörte nicht auf die Bitten seines Sohnes, der ihn diesem finstern Brüten entreißen wollte. Er stieß den Jüngling unwillig zurück und dieser blickte traurig auf die Laute, die er in der Hand hielt.

„Warum habe ich es gelernt, diesen Saiten zarte Töne zu entlocken, wenn ich damit nicht den Geist des Unmuthes aus ihm zu bannen vermag? Er merkt nicht auf meine Worte. Meine Lieder hallen spurlos vorüber. In's Feuer mit dem unnützen Dinge."

Er schritt dem Kamine zu, aber als er den Arm

hob und sein Blick nochmals über die Laute hinweg-streifte, die ihm so manche Stunde der schweren Gefangenschaft verkürzte, drückte er sie an sich und sagte flüsternd:

„Nein! Ich lasse Dich doch nicht. Glück und Freude hast Du mir bereitet und diese öden Räume mit zauberisch schönen Gestalten angefüllt. Du hast zu mir die Sprache des Himmels geredet und es war mir oft, als wenn bei Deinen Klängen mein guter Engel mich umschwebte.

Darauf setzte er sich zum Feuer, hielt die Laute im Arm und berührte leise die Saiten, träumend von Vergangenheit und Zukunft, um die trübe Gegenwart zu vergessen.

So war die Stunde nahe, da der Gefangenwärter zu erscheinen pflegte, um das bescheidene Mahl aufzutragen, das Feuer zur Nacht anzuschüren und den äußern Eingang zu dem königlichen Gemache mit doppelten Riegeln zu versperren. Aber heute erschien er nicht zur bestimmten Zeit und wäre wohl nimmer wiedergekehrt, wenn nicht ein sonderlicher Zufall ihm zur Hülfe gekommen wäre. Es war wohl Volks genug im Schlosse, bewaffnetes und unbewaffnetes, aber zu den geheimnißvollen Gefan-

genen konnte Niemand, ja die Meisten wußten kaum etwas von ihnen.

Der alte Markwold lebte Jahr aus, Jahr ein auf diesem festen Schlosse, dessen Voigt er war und das besondere Vertrauen seines Herrn genoß. Er kam selten über das eigentliche Weichbild der Burg hinaus und sehnte sich auch nicht darnach, sondern war vollauf zufrieden, daß sein eigener Sohn diese Neigung theilte. Der Bube war seine ganze Freude. Er sah ihn nach und nach heranwachsen und dachte dabei: Du wirst wohl darüber hinsterben, ehe der Junge einen Bart kriegt, denn Du lebst schon sehr lange. Aber der Jüngling wurde zum Manne und nahm sich ein Weib. Das schmucke Weibchen ward eine glückliche Mutter und der alte Markwold lebte noch immer. Da kam die schwarze Pest in's Land. Sie griff nach Hoch und Niedrig, nach Reich und Arm. Und wie viele Opfer auch vor ihrem giftgen Hauche fielen, für sie waren es nimmer genug. Sie ergriff auch des greisen Schloßvoigtes Sohn und dessen blühendes Weib. Aber der alte Markwold blieb am Leben. Er hatte die kleine Else auf seinem Schooße und wußte seines Grames kein Ende. —

Abermals vergingen Jahre. Das Mägdelein war herangewachsen, lieblich anzuschauen wie eitel Lilien und Rosen. Sie war des Großvaters Entzücken, der Gefangenen Trost und das Juchhei aller jungen Burschen, wenn der Dudelsack zum Tanze rief. Das Mägdelein aber tanzte gar gerne und der alte Markwold stieg gutmüthig mit ihr hinab in's Dorf, und hatte Acht auf sie, wenn die schmucke Dirne, trotz einer fürstlichen Prinzessin, ihre Ritter und Troubadours um sich sammelte.

Ging heute absonderlich lustig zu im Dorfe, denn es gab nicht nur bei'm hellen Feuer Musik und Meth vollauf für Jeden, der es bezahlen konnte, sondern war auch noch ein närrischer Kauz in das Dorf gekommen einen schmalen Quersack auf dem Rücken, der hatte Herberge verlangt für die Nacht. Aber statt sich hinzustrecken auf die Streu und zu schlafen, wie andere Christenmenschen, die den Tag über durch den tiefen Schnee gewatet sind, setzte er sich zu dem Volke, das von fern dem Tanze zusah und begann zu ihrem Ergötzen allerhand Schwänke. Bald setzte er ein dürres Zweigelein, an dessen Spitze ein schwerer Stein hing, auf seine Stirn und es fiel nicht um. Bald verflocht er einen langen Strohhalm zu

einem künstlichen Knoten, und gelobte ein reichliches Maaß Demjenigen, der ihn lösen würde; und als es Keiner vermochte, zeigte er mit einem Griffe, daß es gar kein Knoten gewesen. Dann nahm er von der Wirthin zwei Eier. Er warf sie in die Luft und fing sie wieder, Eins nach dem Andern, oder Beide zugleich; herüber und hinüber, aus der Rechten in die Linke, so schnell, daß man es kaum merkte, und als er sie auf den Tisch legte, war auch nicht ein Pünktchen von der Schaale verletzt. Und so sorgsam er vorhin die Eier mit den Fingerspitzen gehandhabt, griff er jetzt mit starker Hand an das Genick eines stämmigen Burschen und schwenkte ihn um den Kopf, daß männiglich von seiner Stärke überzeugt ward und ihn ungehudelt ließ.

Während dessen wurde das junge Volk bei'm Tanze überlaut und die Fröhlichkeit drohte in Lärmen und Geschrei auszuarten. Schön-Else hatte drei Tänzer nach einander abgewiesen und war nachher mit einem Vierten davongesprungen. Das nahmen die drei Ersten übel und sprachen von der Dirne in wegwerfendem Tone. Vater Markwold hatte es gehört und entgegnete verdrießlich: die Else könne tanzen mit Wem sie wolle, es habe Keiner darüber

zu reden. Wem es aber nicht gefiele, der möge sich eine andere Gelegenheit suchen. Er sei der Schloßvoigt vom Dannenberg und seine Enkelin brauche nicht die gehorsame Magd jedes großmäuligen Gesellen zu sein. Das Wort fiel wie Feuer in einen ausgedörrten Strohschuppen. Die verschmähten Tänzer drangen auf den Alten ein und er würde sein unüberlegtes Schwatzen hart haben büßen müssen, wenn nicht der junge Hexenmeister herbeigesprungen wäre und den Voigt von den Hitzköpfen befreit hätte. Schön-Else war in der Angst zu den Weibern geflüchtet und sah mit bebenden Lippen und gefalteten Händen hinüber zu dem Großvater und zu dem jungen Gesellen, der diesem so stattlich zur Seite stand.

Die Bauern waren vor dem unerwarteten Widerstand zurückgewichen und stolperten verblüfft übereinander. Als sie sich aber wieder aufrafften, besannen sie sich und es ärgerte sie mächtig, daß ein Einzelner sie wie ein Bund Garben zusammengedroschen. Darum winkten sie sich heimlich zu und wollten ihn hinterrücks überfallen. Aber der junge Gesell zeigte, daß ein guter Drescher auf jeder Tenne und mit jedem Flegel dreschen kann, denn wie vorhin die Eier, so flogen jetzt die halbtrunkenen Bauern durch

die Luft, aber nicht aneinander vorüber, wie Jene, sondern ihre Köpfe stießen zusammen so fest und nachhaltig, wie Holzköpfe nur immer können und auf einen Stoß gab es immer zwei Brauschen. Währte nicht lange, da hatte er das Gesindel zur Schenke hinausgetrieben; die Alten aber und die Weiber folgten von selber. Blieb Niemand drinnen als der alte Markwold und die schmucke Else. Als nun der Herbergswirth sah, was für tüchtige Arbeit sein junger Gast gemacht hatte, ging er zu ihm und sagte:

„So ich Euch Gutes rathen soll, macht Euch aus dem Staube, je eher, je lieber. Wie ich das junge Volk kenne, schämt es sich draußen über die Maßen und kehrt zurück, um Euch den Garaus zu machen. Und wenn Ihr geborgen seid für diesmal, kommt nicht wieder daher. Bei mir muß es immer ehrbar zugehen, Ihr aber seid ein böser Kobold, dem das Unheil auf dem Fuße folgt.

Der Schloßvoigt aber, um dessentwillen der ganze Aufruhr stattgefunden, konnte nicht anders: Er mußte den jungen Wandersmann einladen, für diese Nacht bei ihm Herberge zu nehmen. Der nahm es an und sie gingen selb drei nach dem Schlosse.

Und so geschah es, daß König Waldemar und

sein Sohn an diesem Abend erst spät ihre Mahlzeit erhielten und es war schon über Mitternacht hinaus, als die Riegel draußen klirrten.

Als aber am andern Morgen der alte Markwold seinem jungen Gaste den Imbiß brachte und ihm eine glückliche Reise dazu wünschen wollte, fand es sich, daß dieser sein Lager nicht verlassen konnte, denn er hatte gestern Abend bei dem ungleichen Kampfe einige tüchtige Hiebe bekommen und litt große Schmerzen. Als Schön-Else das hörte, trachtete sie voll Mitleid, wieder gut zu machen, was durch ihre Schuld Uebles geschehen und begehrte die Wunden des Gastes zu verbinden, was diesem mit nichten unlieb war. Wenn aber Stahl und Stein öfters an einander schlagen, sprühen Funken, die oft großen Brand erzeugen. Noch waren die Wunden nicht geheilt, welche die Bauern geschlagen hatten, als schon eine weit tiefere Wunde den Jüngling mit tausend Schmerzen erfüllte. Traurig schaute der junge Arzt darein, denn er sah durch die Augen des Kranken in sein liebeswundes Herz, weil er kein Mittel wußte für diesen neuen Schmerz und nicht bedachte, daß er um gleicher Ursache willen ein gleiches Leid duldete.

Der alte Schloßvoigt aber sah, trotz seiner schwachen Augen, schärfer als die Beiden und sagte zu ihnen:

„Sehe schon, wie die Sachen stehen und will ein Ende machen. Ist mir zwar nicht lieb, daß ein Fremdling, der mir bei Nacht und Nebel in's Haus schneite, die schmucke Dirne freien soll, um die sich so viele Landeskinder vergeblich beworben. Aber was will ich machen? Die Else sieht so betrübt aus, daß ich fürchte, sie siecht hin, wie ein verfrüh-tes Blümlein, das der Märzschnee tödtet. Darum weilt hier, daß man Euch näher kennen lerne und wenn es Gottes Wille ist, habt Ihr über's Jahr ein Weib. Will auch den gnädigen Herrn bitten, daß er Euch mein Amt übertrage, dieweil Gott end-lich ein Einsehen haben und mich zu sich berufen wird."

Dieser Worte freuten sich Else und ihr Geliebter, der nun der Gehülfe des Voigtes wurde und von Allem, was das Schloß verbarg, Kunde erhielt, zu-letzt auch von den beiden geheimnißvollen Gefange-nen im einsamen Thurmgemach.

Abermals neigte sich ein trüber Wintertag seinem Ende zu. Vater Markwold hatte das Feuer im

Kamine zusammen geschürt, Else den Nachtimbiß aufgetragen und Beide entfernten sich, schweigend wie sie kamen.

Wie an jenem Abende, als unten in der Schenke der fröhliche Tanz war, saß auch heute König Waldemar auf seinem Sessel und stierte vor sich hin. Wer den König gesehen hatte, als er von seinem Kreuzzuge heimkehrte, im Glanze des Frühlings und seiner Kraft und ihn jetzt sah mit den hohlen Augen den bleichen, eingefallenen Wangen und dem verworrenen Bart, der hätte ihn nimmer wieder erkannt. Auch der Prinz schwand sichtlich hin, nicht sowohl aus Gram über die verlorene Freiheit, sondern über den Gram des Vaters, der sich innerlich aufzehrte. Anfangs sprach er ihm eifrig Trost zu, als er aber gewahrte, es seien vergebliche Worte, versagte ihm die Kraft und sie saßen sich stumm gegenüber. Nur wenn die Nacht hereinbrach und der König sich in dumpfer Gleichgültigkeit auf sein Lager warf, nahm der Prinz seine Laute von der Wand und entlockte ihr die heimischen Melodieen, die er in glücklicheren Tagen unter Seelands grünen Buchen gelernt hatte. Und wie Ton auf Ton ihn schwellend umkreiste, sang er mit tiefer Bewegung:

„Grünender Buchenhain,
Bläulicher Belt;
Lieblicher Sonnenschein!
O, welche Welt!
Das ist der Dänenstrand,
Das ist mein Heimathland,
Ach mir so fern.“

Er schwieg vor Wehmuth. Die Hand war längst über die Saiten hingeglitten, aber der letzte Ton schwellte zu immer mächtigeren Accorden an. Erstaunt fuhr der Prinz von seinem Sitze auf und sah sich zögernd um. Ein leises Frösteln überrieselte ihn. Aber er täuschte sich nicht. Der Klang der Laute tönte fort und fort und die Antwort auf sein Lied traf vernehmlich sein Ohr:

„Buche ist öd' und leer,
Eis ist der Belt;
Sonnenlicht glüht nicht mehr,
Todt ist die Welt!
So ist der Dänenstrand,
So ist's im Heimathland,
Seit Du ihm fern.“

Der Prinz verschlang die Worte mit dem Ohr. Sein Herz schlug in lauter Bewegung. Er griff einen vollen Accord und sang mit heller Stimme:

„Sage mir, Wandersmann,
Kommst Du daher,

Wo mächtig wolkenan
Donnert das Meer?
Dort, wo mich Alles liebt,
Hier bis zum Tod betrübt,
Oede und leer."

Aengstlich forschend hielt er inne. Aber nur einen Augenblick blieb es still, dann fand seine Laute ihr Echo wieder und die fremde Stimme sang:

„Stunde auf Stunde flieht; —
Sonnige Pracht
Hell durch die Himmel glüht!
Frühling erwacht!
Frühling in Baum und Strauch,
Frühling im Herzen auch,
Wonnig und hell."

Und mit diesem freundlichen Trosteswort schied der unbekannte Sänger. Der Prinz ging freudig erregt in dem Gemache auf und ab. Er drückte die Hände gegen die Brust, als fürchte er, der stürmische Schlag seines Herzens werde sie zersprengen:

„Wer bist Du, freundlicher Sänger und woher kommst Du mit Deinem trostreichen Liede? O noch ein Mal, nur noch ein einziges Mal laß mich Deine Stimme hören."

Und wie der Prinz, vergebens einer Antwort harrend, mittten im Gemache stand, war es plötzlich, als ob ein Blitz vom Himmel niederschlüge, der

Alles in ihm erhellte, und, „Erick Faaborg!“ rief er überlaut. „Er ist's! Er ist's! Wache auf, König! Es ist die Taube Noahs, die mit dem Oelblatt des Friedens sich auf das Eisengitter unseres Kerkers setzt! Erwache, König!“

Erschreckt sprang der König von seinem Lager und trat in das Gemach. Mit einem Gemisch von Lachen und Weinen warf sich der Prinz in höchster Erregung an die Brust der Vaters und erzählte ihm von dem fremden Sänger und seinem tröstenden Liede.

„Du träumst, mein Sohn!“ entgegnete Waldemar ernst. „Unterlasse dies endlose Lautenspielen. Es reibt Dich auf.“

„Ich habe nicht geträumt, Vater! Es war zu natürlich, zu schön! Erick war es; Erick Faaborg, den Du mir zum treuen Knappen schenktest, damit er mein Orlamünder werde. Ja, mein Orlamünder! denn er hat nicht geruht, bis er den Kerker gefunden, der uns umschließt und weilt nun mit uns unter einem Dache.“

Der König schüttelte ungläubig das Haupt: „Heinrich von Schwerin hält uns gefangen, und die deutschen Fürsten, die freier Athem schöpfen, seit

ihnen das Schwerdt Waldemars nicht mehr häm=mernd im Nacken sitzt, lassen den Königsraub unge=rächt, auch wenn sie Kunde davon haben. Meinst Du, daß diese Deutschen, die, im offenen Streite mit uns, stets einen gewaltigen Anlauf nehmen und doch immer zu kurz springen, es zulassen werden, daß sich einer der Unsern hier eindrängt, um vor unserer Kerkerpforte lustige Märchen zu singen? Du hast geträumt, mein Sohn! Wirf Dich auf Dein Bette und verschlafe Deine Grillen."

„Du wirst mir den Glauben an Ericks Treue nicht erschüttern," sprach der Prinz zuversichtlich.

„Einen Monat ist es her, seit die Kommissarien des Schweriners hier erschienen, und uns die Be=dingungen vorlegten, unter welchen wir unsere Frei=heit wieder erlangen sollten. Wir haben sie mit Hohn aus unserm Kerker getrieben und lieber die Ketten in Ehren weiter getragen, als die Freiheit durch einen schimpflichen Vertrag eingetauscht. Sie staunten über unsern Trotz und meinten bei'm Schei=den, wenn sie nach geraumer Frist wiederkehrten, würden sie uns fügsamer finden. Wie damals brau=chen wir heute unsern ganzen Muth, unsere volle Be=sinnung. Jeden Augenblick kann die Stunde an=

brechen, wo sie uns unvorbereitet überfallen und mit süßen Versprechungen locken werden. Vielleicht waren diese Lautenklänge — wenn Du sie in Wirklichkeit hörtest — bereits ein Vorzeichen. Sei besonnen, Waldemar! Ich warne Dich!"

Niedergeschlagen ging der Prinz in sein Kämmerlein und suchte das dürftige Lager auf. Aber, wie auch die Worte des Vaters ihm zu Herzen gingen, er vermochte die Zaubertöne, die er vernommen, nicht zu bannen und entschlummerte unter ihren Klängen.

Als am andern Morgen der erste Schimmer des Tages durch die engvergitterten Fenster fiel, die am obersten Simms des Gemaches angebracht waren, kam nicht der alte Markwold, sondern Schön-Else und brachte den Gefangenen den Imbiß. Dabei schürte sie das Feuer im Kamin heller an und sagte zum Könige, der ihrer kaum achtete:

„Der Großvater ist krank. Habt also Geduld, wenn nicht Alles so geht, wie Ihr es bei ihm gewohnt seid. Ich bringe einen Gehülfen mit mir, der seit Kurzem im Schlosse wohnt und mein Bräutigam ist. Er trägt frisches Holz zum Feuer."

Gebückten Hauptes, mit einer schweren Ladung

Holz auf dem Rücken, trat Erick Faaborg in das Königs-Gemach. Er trug einen groben Kittel, wie er bei den Landleuten dortiger Gegend üblich, und hatte unförmliche mit Stroh ausgefüllte Holzschuhe an den Füßen. Er brummte halblaut einen guten Morgen vor sich hin, warf das Holz auf den Estrich, und begann, es neben dem Kamin aufzuschichten.

Else sah ihm eine Weile zu, dann aber begann sie zu suchen, als vermisse sie etwas und fragte rasch:

„Aber, wo ist doch nur der Korb mit dem Brode geblieben? Ich bat Dich doch, ihn in die Hand zu nehmen.“

„Hab's vergessen!“ murmelte Jener zwischen den Zähnen.

„Du vergißt auch jedes Mal etwas!“ entgegnete das Mädchen ärgerlich. „Nun kann ich die drei Treppen wieder auf- und absteigen, wenn ich nicht will, daß das junge Herrlein hungern soll bis zum Abend. Dafür sollst Du aber auch den ganzen Tag keinen Kuß von mir bekommen.“

Damit war sie hinaus. Erick erhob sich, blickte ihr durch die Thür nach und warf sich in großer Bewegung dem Prinzen zu Füßen:

„Endlich habe ich Euch gefunden! Reicht mir

Eure Hand, damit ich sie an meine Lippen drücke, und gewährt mir Verzeihung dafür, daß ich fern war, als Euch ein treuer Wächter noth that."

„Erick Faaborg!" rief der Prinz freudig überrascht und zog den treuen Diener mit überströmenden Augen an sein Herz. „Woher kommst Du und wie war es Dir möglich, uns aufzufinden?"

„Mich hat Gott geführt!"

„Er sei gepriesen! Aber nicht in dieser Stunde bist Du gekommen! Du weilst schon länger hier. Warst Du nicht jener Lautenspieler zur Nacht?"

„Ich war es."

„Siehst Du, Vater?" rief der Prinz dem näher tretenden König zu. Ich wußte es wohl."

Waldemar war nicht minder erregt, als sein Sohn. Tausend Gedanken hatte das unerwartete Erscheinen des jungen Mannes in ihm geweckt, tausend Hoffnungen knüpften sich daran. Aber er wußte sich besser zu beherrschen und fragte anscheinend ruhig:

„Welche Botschaft bringst Du in unsern Kerker?"

„Verzeiht mir, königlicher Herr, wenn ich karg mit Worten bin. Die Zeit drängt. Das Wagniß ist groß. Niemand ahnt hier, wer ich bin. Nur

der Bischof von Ripen weiß daheim von meinem Unternehmen. Es galt zunächst, Euch aufzufinden. Das ist geschehen. Nehmt dies Blatt von Seiner Würden. Hier ist Pergament und Griffel. Morgen um dieselbe Zeit werde ich Eure Befehle empfangen. Laßt mich, gnädigster Prinz. Schon kommt das junge Mädchen zurück, sie darf nichts merken. Aber sprecht von mir, und was sie auch von mir rühmen möge, begehrt es zu sehen. Das wird uns Gelegenheit geben, morgen länger beisammen zu bleiben."

Er war kaum zu seiner Beschäftigung zurückgekehrt, als Else mit den Brödchen eintrat. Der Prinz dankte für die Mühe, und sagte scherzend:

„Du hast Dir einen unbeholfenen Liebsten ausgesucht, Dirne. Auf zehn Fragen giebt er kaum eine Antwort. Du wirst bei ihm das Sprechen verlernen."

„Nicht doch. Ich habe vielmehr Zeit, recht viel zu sprechen. Schickt sich auch nicht für einen Mann das viele Schwatzen; der muß etwas thun. Und mein Bräutigam schafft redlich das Seine. Ich muß es rühmen."

Erick schaute sich um und lachte vergnügt in sich hinein, der Else zunickend.

„Was Du nicht sagst!" entgegnete lächelnd der Prinz. „So wie er da am Kamin hockt, scheint er mir mit Haut und Haar einer von den Gesellen zu sein, die dem Feind am liebsten den Rücken zeigen. Welche absonderliche Heldenthaten haben ihm denn Dein Herz erworben?"

„Ich sehe wohl, Ihr treibt Euern Spott mit uns!" sagte Else empfindlich. „Aber ich weiß, was ich weiß und damit Ihr besser von ihm denken lernt, will ich Euch Alles erzählen."

Sie beschrieb nun, was ihr an jenem Abend bei'm Tanze begegnet war, und schilderte mit heiterem Lachen die großen Zauberkünste, womit Erick die Bauern so sehr in Erstaunen gesetzt hatte, daß sie noch heute mit Kopfschütteln davon redeten.

„Also ein Hexenmeister bist Du?" wandte sich der Prinz an Erick, der seine Arbeit beendet hatte und an der Thür wartete. „Das möchte ich sehen. Willst Du uns nicht eine Probe davon zum besten geben?"

„Jetzt nicht!" antwortete Erick halbmürrisch.

„Brauche dazu mancherlei Dinge, die hier nicht sind. Aber morgen wenn ich neues Holz bringe. . .“

„Oder übermorgen!“ rief der König.

„Uebermorgen habe ich keine Zeit. Ich muß verreisen.“

„Ach ja! Er muß!“ sagte Else betrübt.

„Und weßhalb?“

„Will das Mädel heirathen. Aber der Priester giebt uns nicht zusammen, bevor er nicht ein Zeugniß bekommt, woraus er sieht, daß ich Der bin, Der ich bin. Wozu braucht's ein Zeugniß für ihn, daß ich's bin? Sieht mich ja.“

„Großvater sagt, das sei nicht genug. Es muß gehörig verbrieft sein, daß Du ordentlicher Leute Kind bist und mich heirathen darfst.“

„Morgen Abend gehe ich darnach aus. Und wenn wir Mann und Frau sind, mußt Du mit mir in meine Heimath. Die wird Dir gefallen. Wollen die Herren morgen früh meine Kunststücke sehen?“

„Gewiß, mein tapferer Ritter,“ antwortete scherzend der Prinz. „Achtet aber darauf, daß Ihr wohl gerüstet seid, damit kein überlegener Feind Euch aus dem Sattel wirft.“

„Ich bin gerüstet!“ entgegnete Erick Faaborg und verließ mit Else den Kerker.

Am andern Morgen war er frühzeitig da, aber nicht mit Else allein, sondern der alte Markwold hatte sich, trotz seiner Schmerzen, aufgemacht, um seiner Else künftigen Mann selbst einzuweisen, wie er das Feuer gehörig anzuschüren und das Holz aufzuschichten habe. So war er nun doppelt überwacht und hatte zwiefache Vorsicht vonnöthen, denn der Alte schielte oft seitwärts, bald nach den Gefangenen, bald nach seinem Gehülfen, als sei ihm plötzlich ein Verdacht gekommen. Erick Faaborg aber ließ sich nicht irren. Er hielt den welken Zweig mit dem schweren Stein in der Schwebe, verschlang den Strohhalm zum unentwirrbaren Knoten und warf die Eier bis an die Decke des Gemaches.

„Nun gebt Acht!“ rief er dem Könige zu. „Das ist der Hauptwurf. Haltet die Hand offen hin und ich wette, daß Ihr es fangt. Ihr, Vater Markwold, stellt Euch dorthin, ich werfe Euch das andere Ei zu. Nehmt aber statt der Hand Eure Mütze, denn Ihr zittert zu sehr.“

Er stellte den Alten so, daß er dem Könige den Rücken zudrehen mußte und begann sein Spiel; Wal-

demar aber, der den Jüngling verstand, rief laut:

„Ich hab's!“

„Habt Ihr's? Dann kommt die Reihe an Euch, Vater. Gebt Acht!“

Und während der Alte das über ihn wegfliegende Ei zu erhaschen suchte, war Erick Faaborg blitzschnell an des Königs Seite und schob das beschriebene Pergament, was ihm Dieser reichte, in sein Wamms. Dann rief er lustig:

„Ihr habt das Ei fallen lassen, Vater. Das ist aber Euer Ungeschick, nicht das meine. Nehmt mir die Else besser in Acht, wenn ich fort bin. Heute Abend breche ich auf, und ehe eine Möwe am Belt über freies Wasser fliegt, bin ich zurück.“

Der Prinz sah trübe vor sich hin und sang mit bewegter Stimme:

„Buche ist öd' und leer,
Eis ist der Belt;
Sonnenlicht scheint nicht mehr!
Todt ist die Welt!“

Erick Faaborg war schon in der Thür. Der Alte stützte sich auf ihn. Er hielt Else umschlungen:

„Der Tausend! Kann das Herrlein schmuck singen. Hatte auch einmal einen Ton in der Kehle,

wenn ich das junge Volk zum Tanze zusammen pfiff. Will versuchen, ob es noch geht:

„Stunde auf Stunde flieht; —
Sonnige Pracht
Hell durch die Himmel glüht!
Frühling erwacht!"

Das war wenig besser, als ein Rabe zu krächzen pflegt. Laßt den Raben fliegen; um so eher kehren die Schwalben heim."

Er entfernte sich ohne weitern Gruß. Der Prinz warf sich erschüttert in die Arme des Königs und Dieser sagte:

„Dänemarks Genius leite seine Schritte!"

Geistliche und weltliche Herren.

Geschah zu Hamburg am ersten Tage des Jahres zwölf hundert vier und zwanzig, daß der ehrsame Rathmann, Cord Holtendorp, einen Gast empfing und sich mit Demselben in ein einsames Gemach zurückzog. Mußte ein bedeutsames Werk sein, was die Herren mitsammen zu fördern hatten, denn zur großen Sorge der Hausfrau war die Mittagsstunde schon eine geraume Zeit vorüber und die geheime Berathung noch immer nicht zu Ende. Mitten im Gemache stand ein mit Pergamenten und alten Büchern bedeckter Tisch. Am obern Ende saß der Rathmann, die Hand auf die Lehne des Sessels gestützt, mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf seinen Gast blickend, um dessen Stirn eine düstere Wolke schwebte. Dies war der königlich dänische Geheimderath und

Kanzellarius, Ole Karstensen, der hochbetraute Secretär des Reichsverwesers, Grafen von Orlamünde, der mit wichtiger Botschaft gekommen und von dem Rathe an Herrn Cord Holtendorp gewiesen ward, um mit Diesem, als des edlen Rathes Gevollmächtigten, die Sache zu beenden.

„Wahrlich, Herr Holtendorp," sagte der dänische Gesandte nach einigem Stillschweigen, „der ehrsame Rath hätte keinen zäheren Vertreter wählen können, als gerade Euch. Ihr seid so unzugänglich..."

„Entschuldigt, Herr Abgesandter. Ich meine, daß Ihr in der Zeit, daß dieses Haus die Ehre hat, Euch als Gast zu herbergen, öfter Gelegenheit hattet, Euch vom Gegentheil zu überzeugen."

„Ich meine nicht das!" entgegnete rasch der Kanzellarius. „Die deutsche Gastfreundschaft, berühmt bei allen Völkern, findet in Hamburg ihr würdigstes Asyl. Ich meine vielmehr die an Ungerechtigkeit streifende Härte, womit Ihr uns zu behandeln gedenkt, weil wir scheinbar für kurze Zeit der gewohnten Hülfsquellen entbehren."

„Scheinbar, Herr Abgesandter? Ich denke die Verlegenheit liegt klar genug am Tage. Ihr bemüht Euch vergeblich, dies zu verhüllen."

„Nun ja. Es ist, wie Ihr sagt. Das furchtbare Unglück, welches über Dänemark hereingebrochen ist, beginnt dasselbe zu zerrütten. Von Außen, wie von Innen erhebt sich der Feind zu seiner Vernichtung. Dazu die Ungewißheit über das Schicksal des Königs und endlich die Furcht vor den Opfern, die gebracht werden müssen, um seine Freiheit zu erlangen. Denn daß Waldemar auf eine hinterlistige Weise gefangen ward und mit seinem Sohne, dem gekrönten Nachfolger in einem unbekannten Kerker schmachtet, bezweifelt nun wohl Niemand mehr."

„Ihr werdet ihn befreien! Müßt ihn befreien, wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll."

„Geht uns bei diesem Werke freundnachbarlich zur Hand und Ihr werdet Euch einen dankbaren Bundesgenossen erwerben. Erscheint Euch jetzt bedenklich, was Euch früher so natürlich war? Erinnert Euch, was Ihr und die Bremer durch den Stadthalter von Nordelbingen für Anerbietungen habt machen lassen."

„Durch den Orlamünder? Recht. Wir sind Seiner wohl eingedenk in Nordelbingen. Namentlich wir Hamburger, denn wir wissen noch genau, mit welchem Hohn Graf Albrecht auf uns Alle herabsah,

als er uns von König Waldemar für siebenhundert Mark löthigen Silbers gekauft hatte."

„Die Stadt willigte drein, Herr Holtendorp. Es geschah mit ihrer Zustimmung."

„Zustimmung?" fragte Jener mit Bitterkeit. „Höll' und Teufel! Hat Jemand sich die Mühe gegeben, in unsre Herzen zu schauen? Und für welchen Spottpreis! Wie man dem Abdecker einen Pfennig hinwirft, damit er ein verendet Aas von dem Kehricht auf seinen Karren lade, so warf uns König Waldemar hin für ein klingend Almosen. Höll' und Teufel! Eine Stadt wie diese um siebenhundert Mark! Eine Stadt wie Hamburg mit all' ihren reichen Mitteln und einer Zukunft wie keine zweite in allen deutschen Landen für siebenhundert Mark! Es schneidet mir noch heute durch die Seele."

„Bezwingt Eueren Unmuth, Herr Holtendorp. Er fördert unser wichtiges Geschäft keinen Zoll breit."

„Ihr habt diesmal Recht. Entschuldigt mich, Herr Kanzellarius. Aber es giebt keinen Hamburger, der nicht bei der Erinnerung an jene Schmach in Feuer geräth."

„Ich begreife. Aber darf ich Euch erinnern, daß der Orlamünder edler mit Euch verfuhr, als je ein

Fürst mit einem Lande, oder einer Stadt gethan, die ihm solcherweise zufiel?"

„Mich soll es nicht wundern, wenn Ihr ihm auch das zu einem besonderen Verdienste anrechnet. Wem sind die sogenannten Gnadenbezeugungen des Grafen mehr zu Gute gekommen, als ihm selber? Mit unserm zunehmenden Wohlstand wuchs sein Reichthum in's Große. Der Bauer hält seinen Acker nur darum gut in Dung, damit er ihm doppelte Frucht trage. Nichts mehr davon, Herr Karstensen. Graf Orlamünde hätte sehr unweise gehandelt, wenn er die Quelle abgrub, die uns tränkte, denn er wäre am ersten verdurstet. Aber wir sind seine Knechte gewesen, seine Leibeigenen! Knechte zwar im Spitzenkragen und in stattlichen Häusern wohnend, aber doch Knechte."

„Und Euere endliche Forderung?"

„Ihr braucht Geld. Der mächtige Statthalter von Nordelbingen, der stolze Reichsverweser von Dänemark braucht Geld. Nun denn, Herr Abgesandter; die Säckel der Stadt Hamburg stehen zu seinen Diensten. Er soll hineingreifen dürfen. Tief, recht tief! Wir sind zwar Kaufleute, die das Ihrige zu Rathe zu halten wissen; aber in diesem einen

Punkte gebehrden wir uns wie unsinnige Verschwender."

„Und dieser Punkt?"

„Der Freibrief! Hamburg will seine Freiheit! Alles Zwanges ledig will es sein und auch des Scheines der Knechtschaft bar. Reichsunmittelbarkeit fordert es für sich, wie die hochgebornen Fürsten und Grafen. Wüßte nicht, was wir nicht könnten im Vergleich zu Euren Helden mit kleinem oder großem Purpur und wohl noch etwas darüber. Und darum wollen wir ihnen auch in keiner Weise nachstehen. Hier Hamburgs letztes Wort: Den Freibrief für die Stadt und deren Weichbild und man wird uns dankbar finden. Wo nicht, ist jede weitere Unterhandlung als unnütz abgebrochen."

„Ich bitte Euch, Herr. . ."

„Hier endigt meine Vollmacht. Darum überlegt es mit allem Fleiße und handelt dann, wie es Euch am weisesten dünkt, und Den am meisten fördert, der Euch sandte und dessen Gerechtsame Ihr wahrt. Nun aber meine ich, wir begeben uns der Sorge für Stadt und Land und denken einen Augenblick an uns selbst. Ein Blick auf diese Sanduhr belehrt mich, in welche Aengsten wir die Haus-

frau gesetzt haben, da ihre Mahlzeit schier am Feuer verdorben sein kann. Ihr schenkt mir doch die Ehre, an meinem Tische das Gratias zu sprechen?"

Herr Cord Holtendorp erhob sich und führte seinen vornehmen Gast in das Vorderzimmer des Hauses, wo die Frau im Festgewand desselben harrte und ihn zu dem Ehrenplatz führte, gerade zu derselben Zeit, als in dem erzbischöflichen Palaste zu Bremen der Erzbischof Gerhard in traulicher Zelle den silbernen Becher ergriff und ihn seinem würdigen Bruder, dem Bischofe von Schleswig kredenzte.

Der Schleswiger setzte den Becher nieder, ohne ihn berührt zu haben: „Haltet es mir zu gute, daß ich Eure Gabe verschmähe, aber ich habe das Gelübde gethan, keinen Tropfen Wein zu trinken, bevor ich erreicht habe, was ich mir vorgenommen."

„Eure Würden gestatte mir zu bemerken, daß dies mächtig unklug ist," entgegnete der Bremer Erzbischof. „Auch ich habe Vieles mit sonderlichem Fleiße vorbereitet, und denke es mit Gottes Hülfe durch Beharrlichkeit zu erreichen. Aber sich bis dahin mit stetem Durste zu kasteien, wäre thöricht, und ist auch ein solcher Fall in den Kirchenbußen nirgend vorgesehen. Ich halte vielmehr dafür, daß man in

besonders schweren Zeiten je zuweilen ein Paar Züge über das gewöhnliche Maaß thun müsse, um Kopf und Herz stets auf dem rechten Fleck zu haben. Besinnet Euch deshalb eines Bessern, und wollt Ihr Euch nicht durch mich von dem Weingelübde entbinden lassen, so steht dort eine Kanne alter Meth, die Euch allenfalls den Wein vergessen läßt."

„Ihr seid stets heiter, und habt auch Ursache es zu sein", entgegnete mit finsterm Angesicht der Schleswiger Bischof. „Was Ihr unternehmet, es gelingt. Jede Aussaat bringt Euch eine gesegnete Aerndte. Mit mir ist es anders. Das Ziel aller meiner Pläne und Entwürfe war eine dumpfe Zelle in dem Kloster zu Lockum. Ha! König Kanut, wenn ich dies je vergesse!"

Er ballte die Hand so fest zusammen, daß das Blut zwischen den Nägeln hervorsprang.

„Ihr hättet nimmer sollen die Mitra tragen. Sie drückt Euch schwerer, als ein Helm."

„War es mein Wille?" fuhr Jener dumpfgrollend fort. „Bin ich nicht eines Königs Sohn? Heiße ich nicht Waldemar, so gut wie Jener, der bei seinen Lebzeiten schon seinen Sohn mit dem heiligen Oel salben ließ und sich mit dem stolzen

Namen eines Siegers brüstete, bis er in die Schlinge fiel. . . . ."

„Es war die Hand des Herrn, die dem Uebermuth steuerte, geliebter Bruder!" sagte mit salbungsvollem Tone der Bremer Erzbischof.

„Der Dänenkönig ist verschwunden, sammt seinem gekrönten Erben. Vielleicht bleibt er es für immer. Rechtsansprüche erheben sich aller Enden. Die meinigen sind nicht die geringsten. Wir wollen sehen, Wer in dem heißentbrennenden Kampfe der Sieger bleibt!"

„Die hohe Gestalt des Schleswigers richtete sich im Sessel auf, und strahlte in seltsamer Gluth, als hätte er ein Gesicht: „Heran zum Kampfe! Waffnet Euch bis an die Zähne, Ihr gierigen Kronenjäger! Mit einem Schlage wirft Euch meine Keule zu Boden! Diese Eisenfaust wird Euch würgen und Euer Nacken soll meines Thrones Schemel sein."

Sein Auge schoß Flammenblicke. Es blieb auf einen festen Punkt gerichtet.

Erzbischof Gerhard sah ihn lange unverwandten Blickes an:

„Jetzt ist er tausend Meilen von hier. Wein und Meth will er nicht trinken, und hat einen weit

gefährlicheren Feind, der ihn darnieder wirft. Es ist der Hoheitsrausch, dem alle Waldemare verfallen sind. — Was giebt es da?"

Ein dunkler Vorhang, der dem Eingange gegenüber von der Wand herabhing, bewegte sich. Eine dahinter befindliche Thür drehte sich leise in den Angeln und ein Laienbruder trat vorsichtig ein.

„Ach! Du bist's, Cuno? Tritt näher."

„Wenn Ihr es erlaubt, Erzbischöfliche Gnaden. Gelobt sei unser Herr Jesus Christ."

„In Ewigkeit, Amen. Bringst Du Neues mit von Deiner Wanderung?"

„So thue ich. Aber, Hochwürdigster! Wie ich sehe, seid Ihr nicht allein."

Das Steinbild dort darf Dich nicht stören. Für die nächste Stunde kehrt es nicht in's Leben zurück, und bis dahin wird Dein Sermon wohl beendet sein. Beginne also, und lüge nicht allzuviel."

„Aber, Erzbischöfliche Gnaden!" unterbrach ihn der Laienbruder.

„Ich verlange nichts wider die Natur, Bruder Cuno, und die Deinige ist Aufschneiderei. Ich bitte auch nur, daß Du soviel als möglich der Wahrheit treu bleibst."

„So hört mich mit günstigem Ohr. Wenn ich Euch beschreiben wollte, welchen Gefahren ich ausgesetzt war. . ."

„Ich kenne sie. Wölfe im Walde; Sturmwinde auf den Watten; Sandbänke in Elbe und Weser, auf denen Du gestrandet, oder von friesischen Strandläufern jämmerlich geschlagen bist. Du erlebst dieselben Unglücksfälle so oft, daß sie für meinen Säckel ganz unschädlich geworden sind. Komme zur Hauptsache, mein frommer Sohn."

„Wie Ew. Hochwürden befiehlt. Und doch habe ich auf der Heimfahrt gottsjämmerlich Schiffbruch gelitten, und nur durch ein Wunder bin ich gerettet."

„Preise dies Wunder zur gelegenern Stunde."

„Würde Euch nicht damit beschwerlich fallen, aber es gehört zur Sache. Unser Schiff borst mitten auf der Elbe und ertrunken wäre ich ohne Erbarmen, wenn nicht die Fluth mir einen Baumstamm entgegen getrieben hätte, auf welchem schon ein anderer Schiffbrüchiger rittlings saß, der mir barmherzig die Hand reichte, so daß ich für dieses Mal mit dem Schrecken davon kam."

„Ein gewaltiges Ereigniß!"

„Ihr würdet nicht so wegwerfend davon spre-

chen, wenn Ihr wüßtet, daß jener Mann der Graf Adolf von Schauenburg gewesen."

„Cuno! Ich kenne Deine Aufschneidereien und halte sie Deiner Laune zu gute, weil Du sonst ein verläßlicher Mann bist. Aber wenn Du mich jetzt belügst. . ."

„Ich schwöre, daß ich die Wahrheit sage. Graf Adolf hat in der Stille einen Ausflug in das Land der Holsten gemacht."

„Der Unvorsichtige!"

„Das sagte ich ihm auch, als ich erst wieder zur Besinnung kam, aber er entgegnete mir viele schön klingende Worte, die Ihr weit besser von ihm selbst hört, da er vor Abend bei Euch eintrifft. Er bringt Euch Kunde von Lübeck."

„Und Du? Zum letzten Male denn! Welche Kunde bringst Du?"

„Zum letzten Male denn — meine Kunde ist eine herrliche, Hochwürdigster. Die Ditmarscher lassen Euch grüßen und wenn Euer Wort gemeint ist, wie Ihr es gesprochen, habt Ihr dafür keine treueren Bundesgenossen. Was hat es uns geholfen, sagen sie, daß wir den Grafen Rudolf erschlugen und die Böcklenburg der Erde gleich machten. Ha-

ben wir das Joch der Grafen von Stade zerbrochen, um das Joch der Holsten zu tragen? Der Erzbischof schaffe uns Luft von dieser Seite und wir bringen ihm den Sieg."

„Ich empfange ihn aus ihrer Hand. Mit gemeinsamen Kräften werfen wir den Feind zu Boden, und er soll sich nicht wieder erheben. Die rechte Stunde ist gekommen. Was noch von dorther?"

„Ihr werdet es von ihnen selbst vernehmen. Sie senden Euch einen Boten, der auf einem andern Schiffe war, das glücklich davon kam. Ich melde Euch Beide; den Ditmarscher, wie den Schauenburger. Aber nun gebt mir huldreichst Urlaub. Ich bedarf der Ruhe."

„So geh'. Und wenn Du wirklich nicht gelogen hast, will ich ein Wort Deinetwegen mit dem Pater Säckelmeister reden."

Der Laienbruder ging, wie er gekommen war und Herr Gerhard näherte sich dem Schleswiger Bischof, bei welchem einige leise Zukungen das Ende des Starrkrampfes andeuteten.

„Wie fühlt sich Eure Würden?"

„Besser. Mir stieg vorhin das Blut zu Kopf. Dann wird mir immer schwarz vor Augen und die

Sinne schwinden. Gebt mir einen Becher Wasser."

„Eure Leidenschaften werden Euch vor der Zeit aufreiben."

„Mag's! Wenn ich nur meiner Rache genug thun kann. Fluch diesem Waldemar!"

„Bedenkt! Er ist Euer Blutsfreund."

„Der mir eine Krone gestohlen hat. Und nicht genug, daß er sie auf seine Stirn drückte; er ließ auch seinen Sohn krönen, damit mir und den Meinen das Kleinod für immer entrückt bleibe. Aber er könnte sich verrechnet haben. Ehe der Mond wechselt, wehen meine Banner im Felde."

„Ihr werdet es nicht thun. Nicht jetzt ist ein günstiger Zeitpunkt für Euch. Die Dänen, obgleich uneins unter sich, werden sich wie eine Mauer aneinander schaaren, wenn Ihr an ihrer Gränze erscheint. Dann habt Ihr das gerüstete Dänemark vor Euch und das erregte Nordelbingen in Eurem Rücken. Schon flüstert man sich zu, der Aufenthalt König Waldemars sei entdeckt. Und ist dies der Fall, dann muß der Kaiser, wie sauer es ihm auch ankommt, einen Machtspruch thun. Waldemar wird plötzlich seinen Kerker zerbrechen und wie ein Wetterstrahl die ungetreuen Vasallen niederschmettern.

Ihr spracht vorhin von der einsamen Zelle in dem Kloster zu Lockum. Seht zu, daß Euch nicht eine schlimmere zu Theil werde."

„Wenn ich," entgegnete Bischof Waldemar stolz, „im Dom von Roeskilde mein Haupt mit der alten Dänenkrone bedeckt habe, ist es an mir, Befehle zu geben, und der berühmte Siegerkönig soll erfahren, daß man, auch ohne Tonsur in einer Klosterzelle heimisch werden kann. Gehabt Euch wohl, Gerhard. Ich sehe, daß ich Euch nicht für meine Entwürfe gewinnen kann. Zum Betteln bin ich zu stolz. Jetzt werde ich aus eigner Kraft beginnen und vollenden. Wie denn auch das Geschick sich erfüllt, mindestens werde ich Euch zu keinem Dank verpflichtet sein."

Er verließ das Gemach mit einem stolzen Gruße.

„Fahre hin, zweifach Gekrönter!" lächelte Gerhard. „Sie werden Dich mit der Goldschnur Deines Purpurs würgen."

Kaum hörbar schlüpfte eine junge Dame in das Gemach. Sie war eine strahlende Schönheit. Ihr Nacken blitzte von goldenen Ketten. Sammtne Prachtgewänder erhöhten ihren Reiz. Mit lachenden Augen blickte sie umher und rief muthwillig: „Würdigster

Herr und Ohm! Hört Ihr denn nimmer auf, dem alten Dänentrutz Frieden und Versöhnung zu predigen? Wagt einmal das Umgekehrte."

„Was sagt meine schöne Muhme?" fragte der Bischof freundlich. „Will sie einen Kirchenfürsten zu Kampf und Mord reizen? Geh', Dirne! Es ist schon des Krieges zuviel an unserm Hofhalte, seit wir Dich dort dulden, denn Deine Augen entzünden täglich einen neuen Brand, ohne daß wir die Kraft haben, ihn zu löschen."

„Das ist auch nicht Euer Beruf. Wenn ich einen Brand entzünde, habe ich auch die Pflicht, ihn selbst zu löschen. Aber, gnädigster Ohm, seit einigen Tagen weiß ich erst, wie unendlich viel ich Euch zu danken habe, und komme daher, diesen Dank zu Euern Füßen auszuweinen."

Sie eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, als wollte sie ihn küßen und warf sich dann lautlachend in einen Sessel.

„Was sind das für Thorheiten?" fragte finster blickend der Erzbischof.

„Ich bin eines armen Edelmannes Kind," sprach sie nach einer Pause ganz ernst. „Als mein Vater starb, war kaum soviel vorhanden, um ihn nothdürf-

tig zu begraben. Als ich vom Kirchhofe zurückkehrte, nur von Wenigen begleitet — denn die Armuth, die ihre letzte Hoffnung in die Erde legte, hat nicht sonderlich viele Freunde — kamt Ihr auf einer Kirchfahrt des Weges daher. Ihr saht mich, spracht mir tröstend zu und wurdet — Ihr wißt am besten, ob am meisten durch mein Unglück, oder meine Schönheit — mächtig gerührt. Ich zerfloß in Thränen des Dankes und bat um Euern heiligen Schutz. Ihr fragtet nach meinem Namen und alsbald wußte Euer Geheimschreiber, daß wir nahe Verwandten wären."

„Wo will das nun endlich hinaus? Mache ein Ende mit dieser Narrethei."

„Ihr könnt denken, daß mich die Ehre, mit einem so würdigen Manne verwandt zu sein, hochmüthig machte. Die arme Gertrud von Aurich und des Herrn Erzbischofs fürstliche Gnaden Ohm und Base! Ich war nicht damit zufrieden, dies nur obenhin aus Eurem Munde zu wissen, ich wollte es genau ergründen und habe zu diesem Zwecke keine Anstrengungen gescheut. Welche Stammtafeln habe ich entziffert, welche Pergamente durchwühlt! Aber nun weiß ich es."

„In der That?“

„Ich beweise es Euch sogleich.“

Sie schob ihren Sessel dicht neben den seinen und sah ihn schelmisch an:

„Betrachtet dieses Kästchen. Es ist kunstvoll geschnitzt und reich mit Edelsteinen besetzt. Was denkt Ihr, ist darinnen?“

„Wie kann ich das wissen, Närrchen. Hoffentlich ist der Inhalt des schönen Gefäßes würdig.“

„Urtheilt selbst, frommer Ohm!“ entgegnete die schöne Gertrud und öffnete das Kästchen. Der Erzbischof sah sie erstaunend an:

„Was? Erbsen? Trockene, gemeine Erbsen?“

„Gemeine Erbsen. Aber es sind deren viele, sehr viele! Und nun kommt das Beste. Mit allen diesen Erbsen, wenn Ihr sie auch noch so weit auseinander legt, zählt Ihr unsere Verwandtschaft nicht aus. Gelt, Oheim das habt Ihr bisher nicht gewußt?“

„Was schwatzt die Dirne?“ entgegnete Herr Gerhard, seine wachsende Verlegenheit durch angenommenen Zorn verbergend. „Ich verbiete Dir....“

„Verbietet mir nichts, Hochwürdigster!“ sprach

sie rasch. „Ich würde desto eifriger gegen das Verbot sündigen."

„Ich absolvire Dich nimmer."

„Einen Kuß als Beichtpfennig und Ihr thut es tausend Mal. Aber hört mich noch eine Minute gelassen an. Bisher lebte ich in Eurem Palaste und hätschelte Euch, wie ein unbefangenes Kind, weil ich glaubte, Ihr wäret mein theurer Ohm und väterlicher Freund. Seit ich aber weiß, daß Ihr nur die allgemeine Sitte Euerer frommen Brüder nachahmt, die eine verwaiste Base als eine Nothwendigkeit für ihr frommes Haus betrachten — —"

„Fräulein Gertrud von Aurich!" sagte der Erzbischof mit strengem Ernste. „Ihr unterfangt Euch?"

„Seit ich das Alles weiß, „fuhr Jene gleichmüthig fort, „messe ich Euere Güte mit einem anderen Maße und finde, daß das bisherige überall nicht zureicht."

„Dirne! Dirne! Du schwatzest Dich um ein Nestlein, um das Dich manches flügge Vögelein neidet."

„Darum sage ich es Euch gerade heraus, daß ich mit dankbarem Herzen den Werth Eurer bisherigen Gaben erkenne, aber daß sie mir nicht mehr genügen."

„Was verlangst Du noch, Unersättliche? Reichere Stoffe? Köstlicheres Geschmeide?“

Gertrud von Aurich erhob sich und blickte den Erzbischof mit leuchtenden Augen an:

„Meinet Ihr, ich hätte mich freiwillig hingeworfen in den Staub, um üppiger zu leben, oder Reichthümer aufzuhäufen? Habe ich darum den Namen meines Vaters mit Schmach bedeckt, und muß ich es dulden, daß die Weiber mir naserümpfend aus dem Wege gehen? Es ist ein höheres Ziel, das ich verfolge und ich werde es erreichen.“

„Und dieses Ziel heißt?“

„Ich fühle mich zu etwas Besserem geboren, als im verschwiegenen Gemach zu träumen, oder bei'm blassen Mondenschein zu seufzen und verschämt die Augen niederzuschlagen, wenn Ihr mir zärtliche Worte in die Ohren raunt. Das alte Bündniß ist aus, mein großmüthiger Beschützer. Wenn ich ferner an Euerm Hofe weilen soll, geschieht es nur unter andern Bedingungen.“

„Welchen Platz,“ fragte der Erzbischof horchend, „hat sich denn die schöne Gertrud zur Errichtung ihres Thrones ausgesucht?“

„Welchen anders, als den, wo jetzt an den

Gränzmarken des Nordens unser armes Deutschland bedroht wird. Glaubt Ihr, weil ich nur in hellen Gewändern einhergehe und stets ein lachendes Gesicht zeige, daß ich kein Herz für die allgemeine Noth habe? Ich kenne ein seltsam Liedlein von dem Danewerk, das Thyra Danebod in alter Zeit erbaut, und das sie im stolzen Uebermuth weit hinein in das deutsche Land schob mit mächtigen Thürmen besäet. Die Thürme müssen fallen, die Wälle in die tiefen Gruben, die sie umgeben, zurückgeworfen werden für alle Zeiten, sonst ist nimmer auf Frieden zu hoffen. Wenn wir dem schlauen, ränkevollen Feinde gegenüber nicht die unerschütterlichste Festigkeit zeigen, wird sich ein neuer, größerer Kampf entzünden, der in Jahrhunderten nicht endet."

Gertrud von Aurich hielt plötzlich inne. Eine glühende Röthe deckte ihre Wangen. Sie konnte den forschenden Blick des Erzbischofes nicht ertragen, der mit leichtem Hohn entgegnete:

„Welche Beredsamkeit! Die Worte rollen wie Perlen von der Schnur! Und welche Gedanken sprechen diese Worte aus! Wahrlich, Fräulein, Ihr habt bedeutsame Fortschritte gemacht. Wie heißt der Meister, dem Ihr sie verdankt?"

„Was meint Ihr damit?“

„Ohne Umweg, Gertrud. Welch' ein thöricht, unverständig Ding seid Ihr, daß Ihr Eure Geheimnisse auf offnem Markte ausschreit und dann betheuert, Ihr hättet keine. Was Ihr unklugerweise gesagt, entsprang aus einem andern Hirn, und wenn Ihr es nicht gutwillig bekennt, wird es wohl ein Mittel geben, die Wahrheit zu ergründen. Wer an meinem Hofe hat sich unterstanden, Euern Trotzkopf mit solcherlei Geschwätz zu verwirren?“

Gertrud schwieg.

„Treibt es nicht zum Aeußersten. So milde ich bisher gegen Euch war, so strenge und unerbittlich kann ich sein. Wer ist der Unsinnige?“

„Ein Page trat durch die große Thür und sagte auf der Schwelle stehen bleibend:

„Erzbischöfliche Gnaden! Ritter Wulf von Borsfleth mit einem fremden Herrn.“

Gertrud entfärbte sich. Der Erzbischof, der sie nicht mit seinen Augen verließ, gab dem Pagen einen Wink und sagte dann:

„Also Ritter Wulf von Borsfleth ist der Meister, welcher solche Wunder thut? — Hm! — Entfernt Euch, Gertrud und predigt nicht wieder so unge-

schickt einen Kreuzzug, wenn Ihr wollt, daß wir noch länger in Frieden mitsammen leben."

Die Dame richtete einen herausfordernden Blick auf den Erzbischof, dann, als besänne sie sich plötzlich, neigte sie sich demüthig, und verschwand hinter dem Vorhang, der die geheime Thür verdeckte.

Die gemeldeten Gäste traten ein. Der Eine, Ritter Wulf von Borsfleth, eine jugendlich schöne Gestalt mit leichtem ritterlichen Anstande blieb in bescheidener Ferne, während der Andere, Graf Adolf der Vierte von Schauenburg, ein kräftiger Mann mit einer freien offnen Stirn und lichtblauen Augen dem Erzbischofe rasch entgegen trat und ihm die offene Hand bot:

„Gegrüßt, Herr Erzbischof! Laßt mich mit einem Worte hören, daß ich Euch willkommen bin."

„Ihr seid es viel tausend Mal, mein edler Graf!" entgegnete dieser, „muß ich aber gleich bei'm Empfange Euch um Eurer Unbesonnenheit willen schelten. In einer Zeit, wie diese, zieht Ihr ohne weitern Schutz gen Lübeck und kehrt auf eine so halsbrechende Art heim!"

„Hörtet Ihr schon von meiner unfreiwilligen Schwimmfahrt? — Warum nicht? War doch ein

Pfaff dabei! — Nichts für ungut, Herr Erzbischof."

„Ihr seid ein arger Sünder."

„Und doch vielleicht ein besserer Christ, als mancher fromme Pharisäer. Habe es bewiesen und denke es ferner zu thun. Was ist geschehen, seit ich fern war?"

„Ein stattlicher Mitkämpfer hat sich eingefunden, der mit Schwerdt und Kelch zugleich für uns streitet. Der Bischof mit dem königlichen Purpur: Der Schleswigsche Waldemar."

„Nichts von ihm!" entgegnete rasch der Schauenburger mit edler Aufwallung. „Verhüte Gott, daß wir so sehr an unserer guten Sache verzweifeln sollten, um dänische Narren gegen dänischen Uebermuth zu führen. Laßt diesen wahnsinnigen Priester seinen Streit allein ausfechten. Er stirbt an dem Gift, das er für Andere zusammen braut. Ich bringe bessere Hülfe."

„Und von wannen?"

„Von Lübeck!"

„Der Stadt mit der dänischen Burg und dem dänischen Voigt? Habe nie allzuviel auf den deutschen Sinn dieser Krämer an der Trave gegeben. Tra-

gen bis heute die Dänenkette mit großer Leichtigkeit. Muß sie also nicht sonderlich belästigen."

„Verkennt sie nicht! Gesinnungsloses Volk, welches heute dem heiligen Vater die Füße küßt und morgen den heidnischen Götzen der Wenden sich beugt; dem es gleich ist, ob dänisches oder deutsches Regiment das Vaterland beherrscht, wenn nur Schüssel und Säckel gefüllt sind, solch schäbiges Volk giebt es allenthalben. Der ächte Lübecker ist auch ein ächter Deutscher, der uns die Hand zu jedem Werke bietet, was der entehrenden Fremdherrschaft ein Ende macht. Mit solchen Männern, die mir wohl vertraut sind, habe ich mich fleißig besprochen und mit Gott führen wir es herrlich hinaus."

„Den Segen des Himmels flehe ich herab und zweifle nicht am fröhlichen Gelingen, da solche fromme Begeisterung das Werk fördert. Auch Euch, Ritter Wulf, werden wir in der Reihe der Streitenden erblicken?"

„So Gott will, in der vordersten!" entgegnete der junge Ritter rasch.

„Ich habe schon von Euerer Begeisterung vernommen," sagte der Erzbischof freundlich. In der kurzen Zeit, welche Ihr an meinem Hofe weilt, habt

Ihr eine Theilnahme erweckt, die allerdings erklärlich wird, wenn man Euch näher kennen lernt."

Ritter Wulf neigte sich verlegen: „Ihr seid allzu gnädig, Hochwürdigster! Mein Verdienst ist so geringe, daß ich nur glauben kann, Ihr wollt meiner spotten. Ich weiß nicht..."

„Wohl aber ich, mein junger Held," fuhr der Erzbischof noch immer scherzend fort „und wenn es Euch genehm, sprechen wir weiter darüber. — Edler Schauenburger, Ihr seid in Euerem Hause. Ruht vollends aus von Euerer Reise, und in stiller Abendstunde bauen wir gemeinsam weiter an unserm großen Werke. Euren jungen Begleiter vergönnt Ihr mir wohl noch einen Augenblick? Ich will ihm das Horoscop stellen. Versteht sich, im allerchristlichsten Sinn."

„Zum Abend denn!" sagte der Graf aufbrechend. „Diesem unerträglichen Zustande muß ein Ende gemacht werden. Treues Bündniß ohne Rückhalt, wahrhaftes Aneinanderschließen der Einzelnen zum gemeinsamen Kampf, so denke ich, wird uns Gott nicht verlassen und uns den Sieg verleihen. Ihm habe ich meine gerechte Sache vertraut; er wird sie durch unseren Arm herrlich hindurch führen."

Adolf von Schauenburg entfernte sich, freudig bewegt, eine heilige Ruhe in seinem Herzen. Es ergriff ihn die Ahnung dessen, was er vollbringen sollte und er demüthigte sich um der Glorie willen, die von ihm ausstrahlte über das ganze Land.

Der junge Ritter harrte nicht ohne Verlegenheit, was der geistliche Herr ihm mitzutheilen habe. Der aber stand am Fenster, ganz mit sich beschäftigt, und nur aus einzelnen Worten, die er vor sich hinsprach, konnte man errathen, was in ihm vorging:

„Wäre so am besten — Alle Lästerzungen müßten verstummen — sie ist mir dann zwiefach Dank schuldig — Er mir blindlings ergeben — Sei es denn."

Der Erzbischof ging in die Mitte des Gemachs zurück, rief einen Pagen, den er nach einigen geheimen Worten fortschickte und sagte dann zu dem jungen Ritter:

„Merkt wohl auf, mein junger Freund, und beherzigt den Auftrag, den ich Euch hiermit gebe."

Er ertheilte dem Ritter die genauesten Weisungen und ermahnte ihn, mit aller Vorsicht an's Werk zu gehen. Dieser betheuerte, sich des Vertrauens werth zu beweisen und erbat sich Urlaub, um sich

zu der geheimnißvollen Fahrt zu rüsten. Aber Herr Gerhard hielt ihn noch zurück und sagte:

„Ich sprach vorhin von der Theilnahme, die Ihr an meinem Hofe erregtet. Was Allen auffällig ist, scheint Ihr am wenigsten zu wissen. Mindestens macht Ihr es glauben. Besinnt Euch doch, Herr Ritter."

„Fürwahr, gnädigster Herr, wenn Ihr nicht mit mir zu scherzen geruht, weiß ich nicht, was ich Euch antworten soll. Von manchen der edlen Herren, welche hier verkehren, habe ich wohl ab und zu ein freundlich Wort vernommen, doch wüßte ich nicht...."

„Die Herren! Gut! Die Herren!" unterbrach ihn der Erzbischof rasch. „Aber die Frauen!"

„Erzbischöfliche Gnaden!" rief der Ritter erschrocken.

„Oder vielmehr das Fräulein! Denn nur ein solches weilt zur Zeit an meinem Hofe. Oder kennt Ihr Fräulein Gertrud von Aurich nicht?"

„Ich kenne sie!" sagte der Ritter tonlos.

„Und wißt doch auch, daß dies Fräulein meine Base ist? Ihr schweigt? Wüßtet Ihr es wirklich nicht? Dann habe ich versäumt, Euch davon zu

unterrichten, und es ist mir lieb, daß sich eine Gelegenheit findet, dies gut zu machen."

Der zurückkehrende Page öffnete die Thür und Gertrud trat rasch ein. Als sie den Ritter gewahrte, blieb sie wie angewurzelt stehen.

„Näher, mein Kind," sagte Herr Gerhard freundlich. „Das ist der Ritter von Borsfleth."

„Ich kenne ihn bereits."

„Dies meine Base, Herr Ritter. Da Ihr den Hof auf längere Zeit verlassen werdet, gestatte ich, Euch von derselben Urlaub zu erbitten."

„Ich muß fort," sagte der Ritter traurig, sich zu Gertrud wendend und diese wechselte die Farbe.

„Noch in dieser Stunde," sprach Herr Gerhard. Ihr werdet das Vertrauen rechtfertigen, was ich und der Schauenburger in Euch setzen. Euere Sendung erfordert Muth, Besonnenheit und Treue."

„Ich bin Euer mit Gut und Blut!" entgegnete der Ritter, das Auge auf Gertrud gerichtet, die sich ihm langsam näherte:

„Lebt wohl, Ritter, und seid im Voraus des freundlichsten Willkommens versichert."

„Dank Euch, schöne Herrin. Aber wenn ich freudigen Muthes meine Sendung erfüllen soll, ge-

stattet mir, daß ich bei jedem Abentheuer mich Eurer Huld empfehlen darf."

„Tragt meine Farbe!" antwortete Gertrud und eine Thräne netzte das sonst so heiter blickende Auge. Sie löste ihren Gürtel und reichte ihn dem knieenden Ritter. Beider Blicke flossen in einander, und von dem mächtigen Drange der Gefühle bezwungen, sanken sie sich in die Arme.

Eine leise Wolke des Unmuthes flog rasch über das Gesicht des Erzbischofes; dann aber trat er lächelnd näher:

„Ei, Herr Ritter! Viel hörte ich von Eurer Kühnheit. Aber Ihr übertrefft Alles, was ich für möglich hielt. Die Base des Erzbischofes! Ihr seid gut berathen, Herr."

Der Ritter schwieg bestürzt.

„Und Ihr? — Ihr müßt mir sagen, was das bedeutet. Könnt Ihr Euch so wenig beherrschen? — Seid Ihr Beide stumm? — Aber nein! Eure Augen erzählen eine ganze Legende. Sage mir, Gertrud! Ist das der Mann, um dessentwillen Dein Heldengeist vorhin so wundersam aufflammte?"

„Er ist es. Und Ihr dürft der Wahrheit meiner Empfindung glauben, Herr Ohm."

„Ich will es. Seht, Kindelein! Wenn Gott etwas zusammenfügt, ist sein Diener am wenigsten berufen, es zu trennen. Aber probehaltig muß das Bündniß sein und erworben werden muß die Gunst von beiden Seiten durch blinden Gehorsam und Ergebung. Trennt Euch ohne Abschied. Der Herr, der diesen Funken in Euch anfachte, wird ihn behüten, wenn Ihr treu bleibt. Lebt wohl, Ritter, und Gott geleite Euch."

Wulf von Borsfleth sah noch ein Mal voll tiefer Sehnsucht nach seiner Dame, dann aber neigte er sich vor dem Erzbischofe und verließ das Gemach mit zögernden Schritten.

„Fräulein Gertrud von Aurich," sagte Herr Gerhard nach einer Pause, „Ihr werdet dessen gedenken, was hier vorgefallen ist?"

„Ich gedenke dessen!" antwortete sie, diese Worte seltsam betonend und entfernte sich in tiefer Bewegung.

Im Lande Ditmarschen.

Im Lande Ditmarschen war es still. Die Keule und der Morgenstern hingen staubbedeckt an den Wänden. Die scharfe Axt wurde nur geschwungen, um den Waldbaum zu fällen. War alles Land von Anbeginn ein undurchdringlicher Wald, so daß von Meldorf bis Haide ein Eichhörnchen hätte springen können, ohne die Erde zu berühren. In der Marsch reifte auf weiten Lichtungen das Korn, welches der reiche Boden in hundertfältiger Frucht zurückgab. Aus den wallenden Aehrenfeldern erhoben sich die Wurthen mit den Behausungen der Herrenleute. Von dort aus überschauten sie mit einem Blicke ihr freies Eigenthum. Wäre auch keinem Hausmanne zu rathen gewesen, daß er, statt eine Wurth künstlich aufzuthürmen, mit dem Hausbau auf flachem

Boden begonnen. Wenn die wachsende Fluth in's Land strömte, und die Stürme sich auf ihren Nacken setzten, riß sie unbarmherzig mit sich, was ihr in den Weg kam und unterwühlte die Hütte der verwegenen Siedler, die sammt den Bewohnern in den brausenden Strudel versank. Dann waren die weiten Ebenen der Marsch nur eine tobende Wasserwüste, aus denen die Wurthe wie kleine Eilande hervorragten. Traten dann die Gewässer zurück, war der fette Boden grundlos. Wie Gefangene saßen die Hausleute auf ihren Gehöften und nur einigen todesmuthigen Männern gelang es, zur Stunde der Noth mit ihren Springstöcken über die Wettern und Lannern wegzusetzen, um, Hülfe bringend, von einem Toft zum andern zu gelangen.

Aber in diesem Jahre war es anders. Wer an der Seekante stand, der sah, so weit der Himmel blaute, nur eine spiegelglatte Eisfläche und der Boden klang unter seinen Tritten wie eine Glocke. Da war kein Wasser tief oder breit, Roß und Mann schritten darüber hin, und durch die Eisfläche zitterte es gleich fernem Donner, wie tüchtiges Sprungeis, welches am festesten ist, zu thun pflegt.

Solche seltene Winterzeit benutzten Jung und

Alt, die sich zusammen schaarten zum ernsten Gespräch, wie es die Zeit erheischte, oder heiterer Kurzweil. War ein Hausmann zu Brunsbüttel, wohlbekannt im ganzen Lande, der hatte sein Töchterlein verlobt mit einem ehrsamen Junggesellen aus Alsdorf. Und weil der Brautvater einen tüchtigen Haushalt und zahlreiche Heerden hatte, ließ er den Hochzeitbitter von Hof zu Hof ziehen und fern und nah die Herrenleute, sammt ihren Weibern, Söhnen und Töchtern zu einem ächtditmarsischen Gelage zusammen rufen, das drei Tage und drei Nächte dauern sollte. Die Gäste zogen heran, das Weibsvolk auf roh zusammengezimmerten hölzernen Karren, die Männer auf starken Rossen, die im Walde frei umherstreifend, sich nur mit Widerstreben der Eisenfaust des Reiters beugten. Das Jungvolk schritt zu Fuß heran und zog singend durch den Wald mit lustigem Uebermuthe dem Brauthause zu, wo die Schaffner an der Thür standen und sie mit fröhlichem Worte und stattlichem Trunke empfingen. Die Braut saß in der besten Döns verschämten Angesichtes neben den Brautkisten, und die treuste Freundin derselben empfing als Kistenschlütersch die weiblichen Gäste, wobei sie mächtig mit den Schlüsseln zu den Braut-

kisten rasselte, die an ihrem Gurte hingen. Die Männer aber traten zu dem Bräutigam, der gleichmüthig die Glückwünsche der Freunde entgegen nahm und sie zum fröhlichen Trunke einlud.

„Was meinst, Detlev?“ sagte ein untersetzter Bursche aus Alt-Wöhrden zu einem gleichen Gesellen. „Sollen wir uns auch etwas dergleichen aussuchen und heimbringen? Ist flügges Volk vollauf hier und Wer einhundert Ochsen zur Weide schickt, der Pferde und des Ackers nicht zu gedenken. . .“

„Wäre mir gerade, wie heirathen!“ brummte der Andere.

„Hab 's Bräutlein gesehen. Sie hat mir's so angethan, daß ich gleich Lust zum Heirathen kriegte.“

„Was sagst Du?“ entgegnete Jener auffahrend, denn er gehörte zur Gesippe der Braut und nur deren Aeltern war es vergönnt, vor der Traue in deren einsames Gemach zu treten. Selbst der Bräutigam mußte draußen warten, und ein Fremder, der es wagte, durch einen Thürspalt zu gaffen, hätte es mit zerbrochenen Gliedmaßen zu büßen gehabt.

„Nimm guten Rath an, Detlev!“ sagte Jener begütigend. „Meine nicht heute, sondern vor zwei

Tagen, als es noch vergönnt war, die Braut zu sehen, und alle jungen Dirnen zusammen strömten zum Brodbacken. Ist ein lustiges Volk hier in Brunsbüttel. Empfingen uns vor jedem Gehöft mit einem Juchut! und schickten einen der Ihrigen mit, so daß wir zu einem Heerbann heranwuchsen. Aber dem Brautvater wurde es nicht zuviel, sondern er rieb sich fröhlich die Hände und sagte lachend: Immer herein! Die Tochter ist schmuck und das Haus ist groß! Nun, das Erste ist gewiß wahr, denn ich habe keine drallere Dirne gesehen im Lande weit und breit.

„Und doch bin ich unzufrieden mit Allem und am meisten mit dem Bräutigam. Ein Ditmarscher, denke ich, hat jetzt etwas Anderes zu thun, als sich an ein Weib zu hängen, und will er sich ja zusammen geben lassen, so sei es mit einer holstischen oder dänischen Kehle."

„Du hast recht," sagte Detlev ruhig. „Kann die Zeit nicht erwarten, bis wir's zu guter Letzt ausgefochten haben mit dem Volk, das wie ein Raubvogel seine Fänge nach uns krallt und uns an den Hals möchte. Unsere Väter erschlugen den Grafen Rudolf und machten die Böckelnburg der

Erde gleich. Ihre Trümmer liegen in dem Kudensee. Sollen wir uns das Joch wieder aufzwingen lassen, was unsere Väter gebrochen? Den schwarzen Tod über den Feind, der wie ein habgierig Unthier an den Gränzmarken unserer Töfte lauert."

„Und innerhalb derselben!" sagte Dulk Hein gleichmüthig.

„Innerhalb?"

„Und innerhalb des einzelnen Tofts! An unserm Heerdfeuer! Hinter unserm Kruge! Auf unserm Lager!"

„Bist Du toll, Dulk Hein?"

„So wahr ich Hein Dulks Sohn bin! Ich habe meinen vollen Verstand. Meinst, ich hätte unnützes Geschwätz angefangen um eine Hochzeit, die vor der Thür trompetet? Mir liegt Schwereres im Sinn! Aber da kommt ein neuer Trupp, dessen Lachen nicht zu Dem taugt, was mir im Sinn liegt. Wollen dort in's Gebüsch gehen."

Die Freunde schritten neben einander hin. Untersetzte Menschengestalten mit herkulischen Leibern, lichtblauen Augen und weißblondem, langgelocktem Haar. Darauf einen breitkrämpigen Hut gestülpt,

bekleidet mit einem Webbesrock, der von einem breiten Gurt gehalten wurde.

„Will Dir kund thun, Detlev, daß ich nicht toll bin. Thue Du es mir zu lieb und werde es nicht, wenn ich Dir zeige, was Du bis heute nicht gesehen hast und doch sehen mußt. Dein Schwesterlein Ilsabe ist ein schmuckes Ding und ich hätte es gern gefreit.“

„Haben's auch geglaubt!“ entgegnete Detlev, des Freundes Hand fest drückend.

„Besser, es unterbleibt. Die Ilsabe hat kein Herz zu mir.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Detlev. „Sie ward immer bis an die Stirn roth, wenn von Dir gesprochen wurde, und als Dein brauner Hengst eines Tages wie toll mit leerem Sattel über unser Heckthor sprang, erbleichte sie und wurde ohnmächtig.“

„Jetzt fällt sie nicht mehr um!“ sagte Dulk Hein kalt. „Sie hält's mit einem Andern und ich wünsche ihr's, daß er sie nicht in Schimpf und Schande sitzen läßt.“

„Mensch! Ich bringe Dich um!“ rief Detlev, die Fäuste ballend. „Weißt Du, was geschieht, wenn eine Dirne in Schimpf und Schande geräth?“

„Sie wird von der Gemeinde als wandelbares Weibsbild verstoßen," sagte Dulk Hein mit dumpfer Stimme, „und außerhalb des Kirchhofes bei lebendigem Leibe sechs Fuß tief verscharrt, wenn ihr nicht vorher ein mitleidiger Knecht die Kehle zuschnürt."

„Und das wagst Du von meinem lieben Schwesterlein zu denken?"

„Höre, Bruder. Wir haben mitsammen den Bluttrank getheilt, darum sind wir uns zugeschworen und dürfen nicht Hand an uns legen. Weg also mit Deinem Drohen und höre mich an. Ist nun jährig, da bekam Dein Vater Botschaft aus dem Jütenlande, wo ihm ein ferner Vetter lebte. Der war gestorben und vermachte ihm den Sohn, damit dieser hier eine neue Heimath fände. Dein Vater nahm ihn auf. Das war thöricht. Der Jüte kann zehn Jahre bei uns herbergen, er wird doch keiner der Unsern. Auch jener Bursche hat erfüllt, was ich vorhergesagt. Er hält es mit uns in keinem Stücke und trägt heimlichen Groll gegen die Landschaft im Herzen. Nur mit der Ilsabe ist er freundlich und die leichte Dirne läßt sich von dem glatten Gesicht des Jüten und seinem Geschwätz blenden."

„Das ist nicht wahr!"

„Gieb nur Acht! Er sucht sie auf, wenn sie allein ist. Sie hört ihn geduldig an und zieht ihre Hand nicht zurück, die er streichelt, wie die Katze über den Rücken der gefangenen Maus fährt, vor dem Abwürgen. Meinst Du, Dein Vater werde sein Kind einem Dänen an den Hals werfen?“

„Nimmer!“

„Aber wenn er es thun müßte aus Noth? In Thränen und Seufzern? Wenn er den Dänen noch schön bitten müßte, daß er doch nur um Gottes Barmherzigkeit willen die Dirne freite? Meinst Du, der Jüte nähme sie? Das ist ein hochfahrender Gesell, der einem ehrbaren Hause genug zu thun glaubt, wenn es durch ihn in Unehren kommt.“

„So schlage ich ihn todt!“

„Ich bin nur ein beiseite geworfener Freier,“ sagte Dulk Hein bitter, „und kann nichts thun, als Dir eine Hand leihen, wo es noth thut. Du bist der Bruder. Schone Deine Alten, so lange es geht, aber habe Acht auf die Ehre Deiner Schwester.“

Er entfernte sich in tiefer Bewegung und ließ den Freund allein, der in großer Aufregung zurückblieb. Es ward spät, ehe Beide sich wieder auf dem Gehöfte des Hochzeiters zusammen fanden.

Hier waren die Brautleute unterdessen vom Kirchgange zurückgekehrt und mit lautem Juchut, mit Sensenklirren und hellem Gesange bewillkommnet worden. Die Schenker hatten die Krüge der Gäste gefüllt und setzten den ersten Gang des Hochzeitsmahles, die weiten Schüsseln voll gedämpften Fleisches und bombenähnlichen Klößen auf die Tafel. Da zog jeder Hochzeitsgast aus der eigenen Tasche das Messer und anderes Tischgeräth, denn solches wurde nicht vom Hausvater geliefert. Ein tiefes Schweigen trat plötzlich auf der ganzen Tenne ein und nur die Schenker liefen mit den Kannen umher. Als aber der letzte Kloß von der Schüssel schwand, schmetterte die Trompete darein, die Querpfeifer quiekten dazwischen und Wer nicht lahm oder beinlos war, Alt oder Jung, beweibt oder ledig, Der mußte tanzen. Und sie tanzten Alle! Das Brautpaar voran, die Alten hinterdrein; die Kistenschlütersch mit dem ältesten Schaffner, die Schenker mit den Kranzdirnen bunt durcheinander. Und als nun der Jubel am größten war, schlug der älteste Schaffner mit einem Hammer gegen einen Kessel, das dröhnte durch den wirren Lärmen hin, wie ein Donnerschlag, und das zweite Gericht ward auf die Hochzeitstische gesetzt,

saftiges „Moerkfleesch" in unübersehbaren Stücken. Darauf ging's zum Tanze wie das erste Mal, und als das dritte Gericht und der dritte Tanz vorüber, setzten sich Braut und Bräutigam mitten auf der großen Diele neben einander, vor sich einen Tisch und auf demselben eine irdene leere Schüssel. Nun theilten sich die Gäste in zwei Theile. Die Weiber zur Rechten, die Männer zur Linken, und gingen einzeln bei dem Paare vorüber, die Weiber bei der Braut, die Männer bei dem Bräutigam, sagten ein Wort von guter Aufnahme und freundlicher Bewirthung, nahmen einen Schluck aus dem dargebotenen Becher und legten die Hochzeitsgabe in die irdene Schüssel. Der Mann und das Weib aber, die gleichzeitig zum Brautpaare traten, fanden sich hinter dem Rücken derselben zusammen, sich die Hand zum Tanze reichend. Und von dem Augenblicke an ward nicht Ruhe, bis der letzte Tänzer zu Boden sank am zweiten oder dritten Tage.

Es ward Abend. Helle Kiehnspähne flackerten an den Wänden auf und warfen ein röthlich zitterndes Licht auf die beweglichen Gruppen. Alle waren so dicht in einander verschlungen, daß man den Einzelnen nicht leicht erkannte, und es sahen Wenige, als

sich eine schöne blasse Dirne dem Ausgange zuwandte und einem Jungkerl Zeichen über Zeichen machte, daß er ihr folgen möchte. Das geschah nur zögernd. Einige alte Weiber, die es bemerkten, zischelten unter sich, das müsse etwas bedeuten und es lohne sich schon der Mühe, näher hinzusehen.

Die schöne bleiche Maid, die durch die Belangthür schlüpfte, klopfenden Herzens und Thränen in den Augen, war des Detlev Schwester Ilsabe, und der Jungkerl, der ihr mit saurer Miene folgte, ihr Vetter aus Jütland, Larsen Rolf geheißen, der auf dem Hofe zuerst das Gnadenbrod aß und allgemach den Herrn zu spielen begann.

„Was fällt Dir nur ein, daß Du mich durch Nacht und Nebel schleppst? Drinnen hättest Du mir dasselbe sagen können.“

„Rolf!“ sagte die Dirne in fliegender Angst, „mir will das Herz zerspringen.“

„Wirst 'nen Schluck zuviel getrunken haben. Dann ist die kühle Luft gesund für Dich. Aber ich habe nichts damit zu schaffen. Mir ist das ganze Leben hier zuwider und ich denke daran, nach Hause zu reisen.“

„Du?“

„Hab's hier satt. Jeder Mann meint, er könne mich scheeren, weil ich anders zu leben gewohnt bin, als Ihr in Euerm Kleiboden. Von Allen ist Dein Bruder der Tollste, und am allerärgsten treibt es Dein ehemaliger Liebster, Dulk Hein."

„Larsen Rolf, sei barmherzig!"

„Ja doch! Aber dann weine mir auch nichts vor, wenn ich reise."

„Wir reisen zusammen."

„Das geht nicht. Du magst nachkommen. Später!"

„Ich werde mit Dir zugleich reisen."

„Bist Du klug? Willst wie eine fahrende Dirne hinter mir drein ziehen?"

„Du wirst mich vorher heirathen."

„Heirathen? Und so frischweg?"

„Du wirst zu meinen Aeltern gehen! Jetzt gleich wirst Du es thun. Wirst mich von ihnen zur Frau verlangen und ich werde Dir das Jawort geben. Der Priester traut uns je eher, je lieber und dann reisen wir."

„Gönne Dir Zeit, Liebchen. Das Alles muß nicht so eilig sein."

„Es muß. Gottes Hand ist schwer. Ich habe

gesündigt vor Ihm und den Menschen; darum dulde ich Alles und demüthige mich selbst vor Dir."

„Den Du eigentlich nicht mehr liebst; der Dir zuwider ist. Sage es doch nur gerade heraus."

„Mich hat die Sünde verblendet, daß ich ihr folgte, und ich muß nun tragen, was über mich kommt. Das will ich thun, ohne Murren und Thränen. Dir aber geziemt nicht, es mir vorzuwerfen, denn Du warst es — Um Gottes- und der heiligen Jungfrau willen! Lasse mich doch nicht vor Dir zur Beichte stehen, sondern habe Erbarmen und wirb um meine Hand."

„Mir steht nicht der Kopf darnach."

„Larsen Rolf! Ich will nur Deine Frau heißen und Deine Magd sein. Behandle mich so schlecht Du willst; ich werde es ohne Murren tragen, weil der Herr es so gefügt hat. Aber laß mich nicht vor der Welt zu Schanden werden."

„Verdammt kalt hier draußen!" sagte der herzlose Jüte. „Ich bleibe nicht länger."

„Mensch! Wenn Du noch irgend ein Gewissen hast, stoße mich nicht unbarmherzig von Dir, sonst verfluchen mich meine Aeltern und ich werde außer der Kirchhofswand lebendig begraben!"

Sie kreischte diese Worte in tiefster Seelenangst hervor. Aber in den Büschen umher ward es lebendig, und zum Tode erstarrend sah sich Ilsabe von einer Schaar alter Weiber umgeben.

„Ei, mein schmuckes Kind, was fällt Dir ein?" kicherte die Eine.

„Hast so liebe Aeltern, die aller Gottseligkeit voll sind! Wie sollten sie Dich verfluchen?"

„Weil ich keinen Mann habe und doch Mutter bin!" kreischte Ilsabe, überwältigt von dem Unerwarteten, und sank ohnmächtig hin.

Die Weiber erhoben ein wüstes Geschrei. Der alte Detlev war ein strenger Mann und als Aeltester der Gemeinde ein unbestechlicher Richter. Wo irgend ein Band der Sitte oder des Rechtes lockerte, da schnürte er es fester zusammen. Und nun traf die größte Schande sein eigenes Haus. Eine vollständigere Rache konnte Keiner wünschen. Sie rissen die Dirne vom Boden auf und rannten mit ihr dem Hause zu.

Larsen Rolf stand wie betäubt. Diesen Ausgang hatte er nicht erwartet. Er glaubte sich mit der Dirne allein und wollte sie blos demüthigen, dann aber sich nach und nach erweichen lassen. Sollte scheinen, als thäte er es aus Gnade und Barmher=

zigkeit, ob er gleich gern mit beiden Händen zugriff, denn der alte Detlev war ein reicher Mann und als Brautvater nicht zu verachten. Nun aber kamen alle Schrecknisse über Larsen Rolf. Er sah in Gedanken, wie die jungen Burschen ihm in ihrer Wuth die Kleider von dem Leibe rissen und ihn blutig geisel- ten, bis sie ihn an den Beinen zum Schindanger hinausschleppten. Ihm half nichts als eilige Flucht. Und sollte er umkommen auf den wüsten Haide- strecken, die zwischen den Marschen und seinem hei- mischen Dorfe auf den jütischen Dünen sich dehnten. Eiligst machte er sich auf den Weg, ohne noch ein- mal in das Haus zurückzukehren. Leise, wie ein Dieb, der sich bei jedem Schritte zu verrathen fürch- tet, schlich er fort und horchte nach allen Seiten, ob Jemand in der Nähe sei. Und doch trieb ihm die Todesangst das Blut mit solcher Macht in das Hirn, daß er taub und blind fortschwankte und den Fußtritt nicht vernahm, der Schritt vor Schritt ihm folgte, immer tiefer in das dichtverschlungene Gestripp hinein.

Die große Diehle nimmt in den Ditmarscher Wohnungen fast den ganzen untern Theil des Hau- ses ein. Hier ist der Schauplatz der Arbeit und

der Feste, absonderlich aber der Hochzeiten. Gastfrei stehen die Häuser dem Wanderer geöffnet, aber am Hochzeitstage wird er mit zweifacher Herzlichkeit begrüßt. Da wird kein Bedürftiger, kein Neugieriger zurückgewiesen. Sie können Alles sehen und darüber schwatzen, soviel sie wollen, nur nicht über einen bestimmten Platz hinausgehen, der durch einen aus der Wand hervorragenden Baum bezeichnet ist, und der „Tokieker-Balken" heißt. Von dort aus sendet der Hausmann in die buntbewegte Masse ein freundliches Lächeln, nebst Speise und Trank, oder auch wohl einen strengen Blick, wenn der Lärmen der Zuschauer den Lärmen der Geladenen übertönt.

„Was giebt's dort?" fragte der Hausmann stirnrunzelnd, als neuerdings ein wilder Lärmen in der Menge ausbrach und diese Miene machte, die Gränze zu durchbrechen, die das Herkommen seit einem Jahrhundert geheiligt hatte.

„Eine fahrende Dirne! Eine fahrende Dirne!" kreischten einige Stimmen und Andere riefen unwillkührlich: „Sei uns Gott gnädig und barmherzig!"

„So peitscht sie über die Marken des Dorfes hinaus!" sagte Vater Detlev, der Gemeinde-Ael-

teste mit fester Stimme. „Und daß sich kein ehrliches Auge daran versieht.“

„Das geht nicht an!“ entgegnete eine Stimme. „Sie gehört zur Gemeinde.“

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich. Der Alte aber sagte: „Gott wolle in seiner Gnade und Barmherzigkeit verhüten, daß ein solcher Schimpf über die Gemeinde kommt. Wenn es aber wahrhaftig geschehen ist, ermahne ich Den, der die Gewalt über die Verworfene hat, sich aller Weichheit zu begeben; nicht zu jammern und zu klagen, welches ein neuer Schimpf für die beleidigte Gemeinde ist, sondern als ein gerechter Richter kalten Blutes das Recht zu sprechen. Hört, Ihr Väter der Gemeinde, die Ihr hier versammelt seid! Wollt Ihr also thun?“

„Ja!“ antworteten die Männer mit tonloser Stimme. Es herrschte jetzt in dem weiten, halbdunklen Raum eine Todtenstille. Der vielfach verschlungene Menschenknäul öffnete sich nur mit Widerstreben. Selbst die Weiber, die sich vorher so grimmig gebehrdeten, erschraken vor des Aeltesten eisernen Worten. Sie kauerten sich auf den Boden und suchten ungesehen zu entschlüpfen.

Das Gesicht mit den Händen bedeckt, trat eine zitternde Gestalt aus der Menge und sank mit tiefem Stöhnen zu den Füßen des strengen Richters.

„Jesus! Es ist meine Tochter!" rief der Alte und sein Angesicht wurde bleich wie Schnee. Seine Kniee wankten. Ein Mann sprang mitleidig hinzu und stützte ihn. Er merkte es nicht.

Die Mutter eilte mit lautem Schreien herbei. Sie raufte sich das Haar und flehte den Himmel um Erbarmen an.

Der alte Detlev riß sein Weib mit einem Ruck von der Erde auf.

„Wenn Du noch einen Hahnenschrei lang bei der Dirne weilst, stoße ich Dich auf die Straße!"

Kein Laut hatte bisher die grauenvolle Stille unterbrochen. Da trat der Hausmann und Brautvater, bei dem sich das Alles ereignete, langsam heran und sagte, mit der Hand über die Augen fahrend:

„Bruder Detlev, mich erbarmt's, aber ich kann nicht anders. Macht, daß Ihr mitsammen aus meinem Hause kommt, dieweil Ihr mit dem Brandmal der Schande gezeichnet wurdet. Es bringt uns in der Leute Mäuler, wenn wir länger mit Euch unter einem Dache weilen."

„Er hat Recht!“ sagte Vater Detlev. „Wir müssen gehen.“

Ein Flehenslaut der Unglücklichen traf sein Ohr. Er aber riß sie mit starker Hand vom Boden auf, umfaßte sein wehklagendes Weib und verließ mit Beiden die Diehle. Das Volk wich scheu zurück. Als er durch das Heckthor schritt, welches auf sein eigenes Gehöfte führte, ließ er Ilsabe fallen und sagte mit Eiseskälte:

„Hier verende!“

Die Mutter wagte ein bittendes Wort. Er unterbrach sie:

„Ilsabe ist gerichtet. Aber wenn ich den Schurken finde, der dieses Leid über uns gebracht hat. . .“

Er hob die geballte Faust. Vernichtendes Feuer sprühte aus seinen Augen.

„Ich bringe ihn Dir!“ rief der junge Detlev, durch das Heckthor schreitend. „Siehst Du es nun ein, welche falsche Katze Du zu Dir in's Haus genommen?“

Detlev schleuderte Larsen Rolf dem Vater zu. Er berichtete, wie er das Geheimniß erfahren und die Flucht des Rolf verhindert habe.

„Es ist gut!“ sagte der Alte.

„Ich hätte ihn gleich gewürgt,“ sagte der Sohn mit steigendem Ingrimm, „aber Du mußtest ihn erst selbst sehen. Nun aber soll mich nichts abhalten. . . .“

Die Eisenfaust des Vaters warf den Sohn zurück:

„Dir gebührt nicht, Hand an ihn zu legen. Das hieße, ein Urtheil vollstrecken, ehe es gefällt ist. Ihm soll sein Recht werden.“

„Und welches ist sein Recht?“

„Ich finde es ihm als Vater und vollstrecke es als Richter!“ sagte der alte Detlev. „Er werde hinausgeschleppt nach dem wüsten Gemeindeanger, wo man das todte Aas den Vögeln zum Fraße hinwirft. Dort wird er gepfählt.“

Larsen Rolf hatte trotz seiner Hülfslosigkeit diesen Spruch gehört und stieß ein furchtbares Geheul aus. Niemand achtete darauf.

„Bringe Deine Mutter in die Döns und dann suche nach einem Pfahl!“ sagte der Vater, und gehorsam ergriff der Sohn den Arm der Mutter, die ihm willenlos folgte. Der Vater blieb bei den Verurtheilten zurück.

Nach längerer Pause kehrte der junge Detlev

zurück, einen langen, unten scharf zugespitzten Pfahl auf der Schulter:

„Hier ist der Pfahl, Vater!“

„So komm'!“ entgegnete dieser, und riß Larsen Rolf vom Boden auf. Alle Drei verschwanden im Dunkel der Nacht.

Eine Viertelstunde verstrich. Raschen Schrittes kam ein Mann durch das offene Heckthor. Er sah Ilsabe regungslos am Boden liegen, beugte sich zu ihr herab und suchte, sie in's Leben zurückzurufen. Als sie die Augen aufschlug, sagte er von Mitleid bewältigt:

„Dirne! Du kommst hier um!“

„Weg! Weg!“ wimmerte sie. Du weißt nicht. . .“

„Ich weiß Alles! Bin ja Dulk Hein, dein ehemaliger Freiersmann.“

„O Gott! Gott! Mache mich blind!“

„Das ist nicht genug,“ sagte der ernste Jüngling. „Er muß Dich auch taub und stumm machen, um Dich von allem Elend zu befreien.“

„Sie werden mich auf die Schwelle der Kirchthür werfen und jedes Christenmenschen Fuß wird

über mich hinweggehen. Dann stoßen sie mich in ein sechs Fuß tiefes Grab und dämmen es zu."

„Das sollen sie nicht. Ich tödte Dich vorher, weil ich Dich lieb gehabt habe."

„Dulk Hein!" rief das Mädchen, sich aufrichtend. „Nun erst fühle ich meine schwere Sünde."

„Vorher versöhne Dich mit Deinem Gott. Ich vergebe Dir, noch ehe Du darum bittest, damit es Dir leichter werde um's Herz. Beichte und bete! Ich lasse Dich allein."

Er zog sich zurück und ging gemessenen Schrittes den Hof mehrere Male auf und ab. Erst nach geraumer Zeit, als sie sich langsam von ihren Knieen erhob, kehrte er zu ihr zurück.

„Ilsabe Detlev, bist Du mit Deinem Gott versöhnt?"

„Ich bin es. Mein Verbrechen habe ich von Herzen bereut und hoffe, daß Gott es mir vergeben wird, wie Du mir vergeben hast."

„Dann fahre hin im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dein Blut komme über mich."

Er riß sie an sich und drückte sie heftig an seine

Brust. Darauf sank sie, von seinem Messer durchbohrt, lautlos zu Boden.

Vater und Sohn kehrten zurück vom blutigen Richteramt und fanden Dulk Hein bei der Leiche Ilsabe's. Sie verstanden sich ohne Worte, drückten sich zum Zeichen dessen die Hand und begruben die Unglückliche in der Stille an einem abgelegenen Orte.

Das Wehen der großen Zeit, die im Anzuge war, verbreitete sich auch über die Lande der Ditmarschen, und bedeckte die einzelnen Begebenheiten mit Vergessenheit. Das Unglück des alten Detlev und aller Seinen, ward von dem Kirchspiel Brunsbüttel und den angränzenden Gehöften besprochen. Die im voraus Verurtheilten sahen dem peinlichen Gerichte, das über sie hereinbrechen sollte, gleichmüthig entgegen. Sie harrten des vernichtenden Schlages.

Da kehrte der Bote zurück, den die Landesgemeinde an den Erzbischof von Bremen abgesandt hatte. Seine willkommene Botschaft schallte mit heller Stimme durch alles Land von den hohen Karven der Geest bis zu der Hever-Mündung, wo die Westsee zwischen den Friesen-Inseln ruhelos auf und ab wogt.

„Freiheit! Freiheit!" riefen die Männer begei-

stert. „Greift zu den Waffen, Ditmarscher! Helft den gemeinsamen Feind bekämpfen und zertrümmert das Joch der Knechtschaft für immer. Der Erzbischof wiederholt das gegebene Wort, das uns von der Erbunterthänigkeit löst und uns jeden Zehnten erläßt, der nur das Merkmal der Knechtschaft ist; Graf Adolf von Schauenburg zeichnet als Herr von Nordelbingen unsern Freibrief und bestätigt alle Privilegien. Die Stadt Hamburg, die erst kürzlich sich von dem Orlamünder losgekauft, verbürgt sich für die redliche Erfüllung, und der nun ernannte Senat unterzeichnet den feierlichen Vertrag."

Jubelnd hallten diese Worte durch das ganze Land. Da war keine Hütte, die nicht ihren Besten als Streiter gewappnet, kein Vater, der nicht den Sohn mit freudigem Händedruck entlassen hätte, zum glorreichen Werke. Die einzelnen Gemeinden sammelten ihre Streiter und übten sie in den Waffen, des großen Tages harrend, da die Häupter des Landes sie zu einem Heerbann vereinigen würden. Auf erhöhten Plätzen wehte das stolze Ditmarschen-Banner: Eine purpurrothe Fahne mit dem goldenen Reiter auf silbernem Pferde. Um dasselbe lagerte

eine muthige Jünglingsschaar, die es mit eifersüchtigen Blicken bewachte.

Von dem Kirchhofe zu Brunsbüttel schieden drei Männer und schlugen den breiten Waldweg ein, der hinauf nach Wöhrden führt. Es war der alte Detlev, sammt seinen Söhnen. Sie hatten die Mutter begraben, die dem Gram der letzten Tage erlegen war. Des Wanderns müde, saßen sie gegen Abend stumm am Wege, Einer des Andern Hand gefaßt haltend. Die Vergangenheit zog in verworrenen Bildern an ihnen vorüber.

Da stürmte ein wohlberittener Haufe des Weges entlang und sang ein kriegerisch Lied:

„Wollt Ihr vernehmen neuen Sang? —
Von Seelands Meeresborden
Ziehn Tausend mit Trompetenklang
Heran zu unserm Norden.

Sie ziehen stolz zu Wöhrden ein,
Von unserm Fett zu zehren;
Sie trinken in Meldorf unsern Wein,
Und schwimmen auf unsern Fähren.

Und als sie wohl gezechet han,
Ging's stolz, als wie zum Siegen;
Der Trommel folgen Mann vor Mann,
Die Fähnlein lassen sie fliegen.

Und hängt's mit Ketten am Himmel nicht,
Muß Ditmarsch unser werden!
Was will der dumme Bauernwicht?
Wir sind die Herren der Erden!"

„Sie sind es nicht und sollen es in Ewigkeit nicht sein!" sagte der greise Detlev und ging den reisigen Männern entgegen:

„Welche kriegerische Begebenheit weckt den längst entschlafenen Kriegsgesang?"

„Freiheit! Freiheit!" jauchzte ihm die muthige Schaar als Antwort entgegen. „Seid Ihr die Einzigen, die am hellen Tage schlafen, daß sie nicht wissen, was im Lande Ditmarschen geschieht?"

„Wir sind die Apostel einer neuen Zeit!" sagte ein junger Mönch begeistert, der den Klosterzwang gebrochen und statt der geweihten Kerze und des Breviers das Schwerdt und den Helm ergriffen hatte. „Seht Ihr nicht am Himmel die Sonne der Freiheit glühen?"

„Wohl wird sie uns aufgehen, wie die junge Morgenröthe es uns verkündet!" entgegnete ein besonnener Mann, der aus der Menge trat, „aber erst, nachdem wir den Erbfeind unserer Küsten zur

ewigen Ruhe brachten. Es muß noch viel edles Ditmarschenblut fließen."

Vater Detlev sah seine Söhne an. Diese ergriffen seine Hand.

„Unser Blut!" sagte darauf der Vater zu dem Führer der Schaar und alle Drei schritten vor demselben her.

Mit schallendem Rufe wurden die neuen Gefährten begrüßt; dann ging der Zug unaufhaltsam weiter und der kriegerische Gesang brauste ihm voran:

„Ditmarscher, das böse Bauernpack,
Das möchte werden die Herren; —
Und leben sie nur noch sieben Jahr,
So sind sie der Holsten Herren."

„Wir brechen eine Gasse durch die feindlichen Reihen!" rief Dulk Hein begeistert. „Ueber uns hinweg geht der Weg zur Freiheit."

Die Worte der Einzelnen verhallten vor dem Jubelgeschrei der Uebrigen. Es ertönte leiser und leiser, bis der Wald es mit tiefem Schweigen umhüllte. Jedes Leben war erstorben, wo noch vor Kurzem der alte Detlev mit seinen Söhnen gesessen. Nur die schäumende Welle rauschte eintönig gegen die Wurthen von Brunsbüttel heran.

Auf öder Haide.

Eine öde Wüste. So weit das Auge nach allen Himmelsgegenden reichte, nichts als welkes Haidekraut, das zum Theil unterm Schnee versteckt lag. Nur je zuweilen erhob sich in der Ferne eine Gruppe verkrüppelter Fichten, gleich einer Insel, aus dem starren Boden. Hier und dort eine Vertiefung im Sande, in welcher taube Kohlen und benagte Knochen verstreut umher lagen, die vorübergehende Herberge abenteuernden Gesindels. Der feuchte Nebel ballte sich zu riesigen Massen, die gespenstisch, wie steuerlose Segler, neben einander hin glitten.

Kein gerader Weg durchschnitt dieses Chaos. Die einzelnen Pfade kreuzten sich überall und verschlangen sich so seltsam, daß man ein Tagewerk laufen konnte, ohne eine halbe Wegstrecke weiter zu kommen.

Und der Wanderer, der jetzt bis zum Tode ermüdet daher kam, war in ein solches Labyrinth gerathen. Er hatte sein Tagewerk redlich abgelaufen, ohne sich aus dem endlosen Gewirr herauszufinden. Jetzt schwand der letzte Schimmer des Tages. Die Dämmerung verdichtete sich mehr und mehr.

„Ich kann nicht weiter!" sagte der Wanderer vor sich hin und sank auf einen Haufen gefrornen Schnee's, den der Wind zusammen getrieben hatte. „Meine Kraft ist hin! Helfe Euch Gott, da ich mir selbst nicht helfen kann."

Mit halbem Leibe aufgerichtet, saß er da. Angst und Furcht zeigten sich in seinen Blicken. Eine dichte Nebelwolke, seltsam gestaltet, streifte hart an ihm vorüber. Er streckte die Hand abwehrend von sich, als hätte er ein Gesicht, das ihn ängstigte.

Die Luft stöhnte schwer und bang. Es klang wie hohles Grabesrufen.

„Erick! Erick!" schlug es an das Ohr des fast ohnmächtigen Wanderers.

„Das ist meiner Mutter Stimme!" kreischte er auf. „Sie ruft mich aus ihrem Grabe, darinnen sie keine Ruhe hat, weil ich sie nicht mit geweihter Erde bedeckte."

„Erick! Erick!“ klang es von Neuem und ein riesiger Nachtvogel schwebte über ihn hinweg.

„Erbarme Dich, Mutter! Wohl habe ich gefrevelt, denn ich habe Dich lieblos verlassen, und eine fremde Hand hat Dich zur Ruhe gebracht. Aber, Mutter, Du weißt es, was mich jagte! Und ich kam doch zu spät! Wenn ich heimkomme, will ich auf Deinem Grabe knieen und Blümlein darauf pflanzen, die süß duften. Laß nur erst meine Sendung erfüllt und mein armer Herr befreit sein. Das ist ja auch ein heiliges Werk, Mutter! Willst Du mich nicht bei demselben schützen?“

Und noch einmal klang der Ruf „Erick! Erick!“ zu ihm; aber nicht, wie vorher, dumpf und schaurig, sondern milde und freundlich, wie ein leiser West, der im Dämmerlichte mit den Apfelblüthen spielt.

Der Junkherr faltete mit seligem Lächeln die Hände, und betete still, dann aber sank er erschöpft auf den Schneehügel zurück.

Ein tiefer Schlaf umfing ihn. Mit der scheidenden Sonne hatte sich der Wind ganz gelegt. Eine Grabesstille herrschte überall. Man konnte deutlich das Geheul der halbverhungerten Wölfe

vernehmen, die am Saum des fernen Fichtengehölzes hinstrichen.

Zwei Reiter zogen desselben Weges. Es war ein Ritter sammt seinem Knappen, die jede Richtung des Pfades verloren hatten.

„Es hilft nichts, Hansel, daß wir den Gäulen noch mehr zumuthen!“ sagte der Ritter, sich in sein Schicksal findend. „Wir thun ihnen nutzlos Ueberlast und Morgen sind sie vollends lahm. Wir müssen auf freiem Felde übernachten.“

„Wie Ihr wollt, Herr Ritter!“ entgegnete Hansel. „Wenn's unterm freien Himmel gehauset sein soll, ist's gerade hier am besten. Liegt 'ne Art Wall vor uns, dahinter wir schulen können, und dieser verkrüppelte Stamm ist gut genug, die Pferde daran zu binden. Komm, Weißfuß! Hast lange nicht an einer so leeren Krippe gestanden. — Ist's Euch genehm, Herr Ritter, so herbergen wir hier.“

„Hier oder hundert Schritte weiter!“ sprach Jener, dem Hansel den Zügel hinwerfend. „Sieh zu, wie Du mit den Gäulen zurecht kommst. Ich will mich nach einer handlichen Lagerstätte umthun.“

Vorsichtig schritt der Ritter über den ungleichen

Boden hin. Da stieß er mit dem Fuße gegen einen menschlichen Körper.

„Was ist das?" rief er, sich schnell niederbük-kend. „Ein Mensch! He, Hansel! He! Wo bist Du?"

Hansel hatte die Pferde nothdürftig angebunden und statt alles andern Futters Jedem ein Stück Gerstenbrod in das Maul geschoben, als er das Rufen seines Herrn vernahm.

„Komme schon, Gestrenger! Ei, was habt Ihr denn hier für Gesellschaft gefunden?"

„Ich glaubte zuerst, es sei ein Todter. Aber in diesem Körper ist noch Leben. Schnell, Hansel! Hilf mir ihn aufrichten."

Der Knappe ging rüstig zur Hand. Der Fremde schlug nach einiger Zeit die Augen auf.

„Da habt Ihr'n!" sagte Hansel lustig. „Jetzt ist's gut, daß ich vorhin den Mähren nicht alles Gerstenbrod in's Maul geschoben habe, und da auch in dem Schlauche noch ein Schluck erträglichen Wei-nes ist, können wir hier mitsammen den Nachtimbiß halten."

Hansel schleppte Alles herbei, was er hatte, und

der fremde Wanderer fühlte sich durch die gebotene Erquickung völlig gestärkt.

„Dank Euch, Herr!" sagte er mit herzlichem Tone. „Ihr habt mich vom Untergange gerettet, denn ohne Eure Hülfe wäre ich aus meinem Schlafe nie wieder erwacht. Ich danke Euch dafür, nicht sowohl um meinet- als um derer willen, die meiner bedürfen."

„Geschah zu Ehren Gottes und des Fräuleins, dem ich diene!" entgegnete der Ritter. „Vielleicht könnt Ihr den Dienst, den ich Euch geleistet, fördersamst wettmachen. Seit Stunden reiten wir in der Irre. Wie gelangen wir auf die rechte Straße?"

„Daß ich der Gegend nicht besonders kundig sein mag," sagte Erick Faaborg, „seht Ihr schon daraus, Herr Ritter, daß ich mich selbst verirrte. Aber dennoch gelingt es mir vielleicht, uns aus dieser Wildniß zu helfen, worin ich manchen langen Tag hausete. Ich bin mehr von einer Ohnmacht bewältigt worden, als daß ich einstweilig die Richtung verlor. Wohin wollt Ihr geführt sein, Herr Ritter?"

„Mir genügt, wenn Ihr mir die Straße zeigt, die mich zu den Ufern der Jeetze bringt."

„Das ist unnütz, Herr," antwortete der Junkherr, der bei dem Begehr des Ritters stutzig ward.

„Unnütz?" rief Jener staunend. „Was meint Ihr damit, daß es unnütz sei?"

„Es ist unnütz, daß Ihr der Jeetze zu reitet. Der Strom ist bis auf den Grund gefroren und Ihr mögt in das Eis Lumen häuen, so weit Ihr wollt, und Angeln auslegen, so viel Ihr könnt, die Schmerlen beißen nicht und wenn der Köder noch so lockend ist."

„Halloh, Bursch!" rief der Ritter mißtrauisch. „Was ist das für eine Antwort? Kam sie aus Deinem Gehirn, so bist Du nicht der Haideläufer, für den ich Dich hielt. Antwort! Was willst Du mit Deinen Schmerlen? Hälst Du mich für einen Fischer?"

„Mein Seel, Herr! So thue ich! Dieweil die Schmerlen aus der Jeetze so begehrt sind, daß Einer sie dem Andern aus den Händen reißt, dachte ich, Ihr hättet in der Fremde davon gehört und wolltet Euern Theil daran haben."

„Sehe ich denn aus, wie ein Fischer?" fragte der Ritter, den Junkherrn aufmerksam betrachtend.

„Schaut, Herr! Ich lebte lange bei einem al-

ten Schaafhirten, der mich aus der Taufe gehoben hat und große Stücke auf mich hielt. Er kannte Dinge, die tausend Andere nicht kannten, und wußte auch mit dem Fischfange Bescheid. Alles treibt Fischfang, sagte der Alte. Der Bauer fischt, so gut wie der Saumrößler, und der Pfaff nicht minder, als der Rittersmann, nur daß Jeder von diesen einen andern Angelhaken braucht. Und darum könnte es doch auch möglich sein, daß Ihr bei'm härtesten Frost auf den Fischfang ausgingt, weil Ihr eine absonderliche Angelschnur dazu hättet."

Diese Worte waren wenig geeignet, den Verdacht des Ritters zu vermindern. Doch hütete er sich wohl, denselben auszusprechen, sondern sagte unwillig: „Wenn Du mir nochmals dergleichen Narrheiten vorplärrst, werde ich Dich Sitte lehren. Auskunft sollst Du geben geradezu, wie ich an das Ufer der Jeetze gelange, längs welchem der Weg zu dem Dörflein Dannenberg führt!"

„Ihr meint doch dasselbe Dörfchen, bei welchem ein festes Schloß mit steinernen Thürmen ist, das ein alter Kastellan verwaltet und worin eine stattliche Schaar von Reitern und Fußknechten hauset, die Alle ausschauen, als hätten sie den Teufel im

Leibe? Wenn ich Euch rathen soll, geht nicht dahin."

„Und weshalb nicht?"

„Seht, Herr! Wir Leute in der Umgegend haben von diesem Thurm eine absonderliche Meinung und mein Pathe sagt, es sei nicht geheuer darin. Mit den Gespenstern ist nicht zu spaßen, sie mögen Einem nun in einem verfallenen Schlosse begegnen, oder auf öder Haide."

Bei diesen Worten sah der Junkherr sich so furchtsam um, als säße ihm ein solcher ungebetener Gast dicht auf den Fersen und er setzte halblaut hinzu: „Laßt uns nicht von dergleichen Dingen sprechen."

„Ich fürchte Deine Burggeister nicht, weder die unbewaffneten, noch die bewaffneten!" sagte der Ritter zuversichtlich. „Und wenn Du mir darum den Weg zum Schlosse zeigen kannst, soll es Dein Schaden nicht sein."

„Würde es können," entgegnete Jener, „wenn nur ein Sternlein zu sehen wäre, wonach ich mich richten könnte. Aber der Himmel ist noch dunkler worden, als vorhin und wir müssen den Tag abwarten. Wenn das Bette auch nicht sonderlich

weich und warm ist, müssen wir uns darin doch behelfen, so gut es geht."

Damit warf er sich platt an die Erde und richtete sich zum Schlafen ein.

Der Knappe des Ritters kam in diesem Augenblicke herbei und rief demselben zu:

„Denke, es wird nicht nöthig sein, auf Schnee zu liegen und uns mit des Herrgotts blauem Himmel zuzudecken. Ich wittere eine Herberge."

„Wo? Wo?" fragte der Ritter und Erick erhob sich schnell von seinem Lager.

„Wollte mich neben meinen Gäulen niederstrecken, die vor Hunger und Kälte zittern, als es wie fernes Wetterleuchten mein Auge traf. Hollah! denke ich, was ist das? Mir schien's Anfangs, als stecke der Mond in der Kimmung des Horizontes. Als mir aber einfiel, daß wir vorige Nacht um dieselbe Zeit, als doch der Himmel ganz rein war, nichts von dem Monde gewahrten, sah ich genauer hin und erkannte ein glimmendes Feuer. Dorthin müßt Ihr schauen, Herr! Es prasselt gerade hell auf."

Die Männer sahen ein Feuer, welches ihnen gastlich durch die Nacht entgegen leuchtete und Hansel rief fröhlich:

„Wo Feuer ist, sind auch Menschen, und wir thun besser, uns gemeinschaftlich mit ihnen zu wärmen, als hier allein vor Frost am ganzen Leibe zu zittern.“

Solcher Meinung waren auch der Ritter und der Junkherr, die alsbald in der Richtung des Feuers fortschritten, das hell aufleuchtete, während Hansel die Pferde wieder aufzäumte, und ihnen begütigend zusprach.

Das Feuer loderte prasselnd auf und die Männer, die um dasselbe saßen, waren guter Dinge. Hatten dazu auch alle Ursache. Röstete auf der einen Seite ein stattlicher Rehbock und auf der andern ein jährig Kalb, das sich, keiner der Männer wußte wie? vom nächsten Gehöfte bis hierher verirrt hatte. Auch an einem guten Trunk fehlte es nicht, und wenn es auf öder Haide irgendwo behaglich werden kann, war es hier, wo Gesang, Lachen und sonstige Narrethei wüst durcheinander flogen.

Mochten etwa ein Dutzend sein. Die wilden, trotzigen Gesichter halb verdeckt von struppigen Bärten, Alle im Harnisch, worüber ein Mantel von grober Wolle geworfen; die rostige Pickelhaube auf

dem Kopfe, ein breites Schlachtschwerdt an der Seite. Die Lanzen waren weiter zurück fest in die Erde gerammt und an denselben die Rosse angebunden. Inmitten des Kreises saß Einer mit Becher und Würfel in der Hand, der zum dritten Male einen Satz einstrich und zum vierten Wurf ausholte. Wer ihm zur Linken saß, der glaubte, er härme sich ob des Gewinnes, und habe nichts davon als eitel Kummer und Verdruß, so vergrämt schaute er darein. Wer ihn aber von der Rechten anschaute, der sah deutlich, daß er über die Maßen fröhlich war und den Augenblick nicht erwarten konnte, da die klappernden Würfel ihm ferner das Glück dienstbar machen würden. Dieser Mann war Junkherr Joachim von Boitzenburg, auch Schlauchjochen genannt, der in der Hirschenschenke zu Sonderburg dem geächteten Schweriner die erlesene Schaar zuführte, die das königliche Treibjagen hielt, das auf Lyöe begann und im festen Schlosse zu Dannenberg endete. Seit jenem Tage waren die wilden Jäger unzertrennlich von einander; sie folgten mitsammen dem Grafen in die halb gewonnene Heimath und zogen im Lande hin und her, betraut mit absonderlichen Sendungen, zumeist aber solchen, wobei es ohne blutige Köpfe

nicht abzugehen pflegte. Als aber dem Grafen Heinrich plötzlich die Kunde kam, der Däne habe die Spur gefunden, welche zu dem königlichen Gehege führe, und seine Späher sich im Lande blicken ließen, schickte er die Lyöe'er-Meute gen Dannenberg, damit sie die Umgegend sorgsam durchforsche und Alles aus dem Wege räume, was sich nur irgend Verdächtiges blicken lasse.

„Gut stehen sie!" rief Schlauch-Jochen laut und strich lachend den vierten Satz ein. Sein Spielgenoß aber schleuderte die dargebotenen Würfel mit einem wilden Fluche in's Feuer und suchte seinen Zorn mit einem tüchtigen Trunk hinunter zu spülen.

„Wer will nach ihm an's Messer?" rief Schlauch-Jochen und blickte herausfordernd im Kreise umher. Als aber Niemand geneigt schien, seinen letzten Heller an ein solch kühnes Wagniß zu setzen, schüttelte sich der Junkherr und sagte mürrisch:

„Kein Christenthum mehr im Volke. Es weiß nicht, daß geschrieben steht, wie die Kriegsknechte um den Rock des Heilandes würfelten, als sie ihn schon an's Kreuz geschlagen hatten, und der unsrige

sitzt noch im Thurm. Was wollt Ihr dann thun, wenn er den Commissarien wieder so schnöde Dinge sagt, als das erste Mal, und wir gezwungen sind, ihm die unnütze Zunge auszureißen? Ihr seid erbärmliches Gesindel, das nicht in die Augen eines Würfels sehen kann, ohne sie mit seinen Kalbsaugen zu beweinen. — Du da am Bratspieß! Wie weit ist es mit der Mahlzeit?"

„Kann Euch bald vom Kalb ein handlich Stück herunter säbeln, Junkherr!" enegegnete Jener, indem er das Zeichen des Trinkens machte. „Muß nur flugs nochmals begossen werden."

„Du bist ein Nimmersatt!" brummte sein Nachbar. „Ist bereits das vierte Mal, daß Du heute Abend Deine Kehle auswäschst. Wird denn das Ding niemals rein?"

Der Küchenmeister der wilden Lyöejäger warf einen stechenden Blick auf den Frager, denn er wußte wohl, daß Jener selbst die Frage in einer Weise beantworten würde, die ihn zum Gegenstande des allgemeinen Hohnes machte, wie schon öfter geschehen; aber die beiden riesigen Bluthunde, welche die wilde Schaar zu begleiten pflegten, fuhren mit lautem Gebell dazwischen.

„Was giebt's da?" rief Schlauch-Jochen aufspringend. „He! Hollah! Wollen die Bestien das Maul halten! Was giebt's? frage ich nochmals."

„Verirrte Wanderer!" sagte einer der Männer, zum Feuer tretend. „Fand sie unfern von hier und sah, daß sie gerades Weges auf das Feuer losgingen. Da habt Ihr sie."

Der Ritter, der Junkherr und der Knappe traten zum Feuer und wurden von dem Führer des Zuges mit großer Aufmerksamkeit betrachtet.

„Wer seid Ihr mitsammen? Woher kommt Ihr und wo wollt Ihr hin?"

„Mein Name ist Wulf von Borsfleth," entgegnete der Ritter und dieser ist mein Knappe."

„Und jener Dritte?"

„Kenne ihn nicht. Fand ihn vorhin erstarrt im Schnee und brachte ihn wieder zu sich. Scheint hierorts zu Hause zu sein. Sagt es wenigstens."

„Soll nachher an die Reihe kommen. Vorerst ein Wort mit Euch, Herr Ritter. Ihr sollt sehen, daß ich Rittersitte zu üben weiß. Aber ehe ich Euch zum Banquet lade, möchte ich gerne wissen, wessen Euer Geschäft auf dieser öden Haide ist?"

„Kein anderes, als sie sobald als möglich im

Rücken zu haben. Bin sehr zur Unzeit in die Irre gegangen. Mein Weg führt nach einer ganz andern Richtung."

„Und nach welcher?"

„Das ist mir nicht gestattet, zu sagen."

Junkherr Joachim sah seine Gefährten der Reihe nach an und sagte darauf:

„Alle diese sind mit mir gleichen Sinnes und mir blind ergeben. Sie fordern mit mir, daß Ihr ohne Zögern sagt, was Ihr hier sucht?"

„Ihr habt die Uebermacht. Aber wäre sie zehnfach größer, Ihr könntet mich wohl tödten, aber mir nicht mein Geheimniß entreißen."

„Wollen sehen!" sagte Junkherr Joachim spöttisch und erhob die Hand. In demselben Augenblicke fiel von hinten eine Schlinge über den Kopf des Ritters und unter brüllendem Gelächter wurde dieser zu Boden gerissen.

„Ihr habt's nun!" fuhr Jener fort. „Bis zum Morgen bleibt Euch Zeit genug, nachzugrübeln, was Euch am meisten frommt. Bedenkt aber, daß die Schlinge, die Euch zu Boden warf, sich so enge um die Gurgel ziehen kann, daß Euch das Aufstehen für immer verleidet wird."

Der Ritter und sein Knappe wurden vollends bewältigt, während dessen Junker Joachim dem harrenden Erick zurief:

„Und Du, Bursch? Bist Du auch so geheimnißvoll? Wohin willst Du?"

„Nach Schloß Dannenberg, wenn Ihr es durchaus wissen wollt!"

„Oho, mein Junge! Du begehrst gut auf. Und wenn ich es nicht haben will?"

„Sollte mir um Euretwillen leid thun, Herr. Aber gehen würde ich doch."

„Der Junge gefällt mir!" lachte Junkherr Joachim laut auf. „Kriegt zwar auch 'ne Hanfschnur um den Hals, aber es gefällt mir besser, wenn die armen Sünder mit einem derben Fluche, als wenn sie mit einem Ave Maria den letzten Seufzer aushauchen. Sage mir, Gesell, hast Du eine absonderliche Furcht vor dem Galgen?"

„Habe den Teufel von Euerm Galgen, da ich über kurz oder lang an's Kreuz geschlagen werden soll."

„Was ist's für'n Bocksprung, den Ihr da macht?" fragte Junkherr Joachim unwirsch. „He? Was soll das heißen?"

„Soll heißen, daß ich bald heirathen werde. Habe mich da mit einer Dirne eingelassen, — nun, Ihr wißt wohl, wie es so zugeht. Ist mir nicht sonderlich viel daran gelegen, aber als ein ehrlicher Kerl muß ich doch mein Wort halten.“

„Und darum nach dem Schlosse? He? Was willst Du auf'm Dannenberg?“

„Nun, zum Donner! Werde doch dahin müssen, wo die Braut zu finden ist.“

„Auf dem ganzen Dannenberg ist nur eine Dirne und das ist die schmucke Else. Ha! Gesell! Bist Du vielleicht der Bursche, den sich die Jungfer zur Liebsten aussuchte, und der dann mit dem Jawort spurlos verschwunden ist?“

„Aber jetzt wieder kommt, sein Wort zu lösen und die Dirne zu heuern. Mein Weg war weit, und man reist nicht stets unbehindert im Lande umher, wie ich jetzt eben wieder erfahre.“

„Bist noch nicht von der Schlinge los, Söhnlein!“ rief Junkherr Joachim. „Dein Wort ist nicht wie das Wort des Pabstes, das man nicht bezweifeln darf, ohne für den Frevel lebenslänglich in der Hölle zu braten. Ich muß einen bessern Bürgen haben.“

„Ziemt sich gar nicht für Euch, Junkherr Joachim," entgegnete Erick ruhig, „daß Ihr zum Dank für die vollen Krüge, die Ihr auf König Waldemar's Kerbholz in Vater Markwolds Kämmerlein geleert, Diesem als Gratias seinen Eidam abspenstig machen wollt. Habe Euch so oft auf Euer Lager bringen helfen, daß Ihr mich wohl wieder kennen könntet. Aber Euer Gedächtniß ist voll Löcher wie ein Sieb. Wenn ihr Euern eignen Augen und Ohren mißtraut, ruft die Beiden dort von ihren Würfeln ab, damit sie für mich zeugen, denn sie haben gewiß die Püffe noch nicht vergessen, welche sie bei der ersten Rauferei von mir erhielten. He! Hollah, Ihr Zweie! Schaut mich genau an! Wenn ich die rechte Faust balle, sie in der Luft schwenke — seht einmal so — und sie dann blitzschnell auf Euere Schädel niederfallen lasse, könnt Ihr mir dann sagen, Wer ich bin?"

„Das ist der Else ihr Erick!" riefen Beide, wie aus einem Munde. „Scheeren uns den Teufel um ihn."

„Da habt Ihr's" sagte dieser gleichmüthig. „Und da Ihr nun vollständig befriedigt sein müßt, mache

ich auf dieselbe Gastfreundschaft Anspruch, die Euch so oft bei'm Vater Markwold zu Theil geworden."

„Die soll Dir werden, Junge!" rief Junkherr Joachim fröhlich, „denn Du gefällst mir besser, als jenes zierliche Herrlein, und es wäre mir gewiß leid gewesen, wenn ich Dir die Hanfschnur hätte um den Hals legen müssen. Hättest indessen stattliche Gesellschaft gefunden, denn ich kann Dir sagen, daß sich schon manche naseweise Drossel in meinen Schlingen gefangen hat. He! Bringt dem Erick zu essen und reicht ihm eine volle Kanne. Wenn er daheim ist, wollen wir es wieder beitreiben, absonderlich am Hochzeitstage."

„Hört, Junkherr Joachim!" sagte Erick, tapfer zulangend. „Schmeckt freilich doppelt gut, wenn man der Schlinge ledig geworden ist, aber ich halte dafür, daß auch Denen, die daran müssen, vorher ein guter Trunk nicht unwillkommen ist. Darum dächte ich, Ihr sorgtet auch für die andern Zwei, die hier am Feuer schmoren und dursten. Wir machen's schon wett daheim."

„Ist zwar nicht meine Weise, an halb verlornes Gut noch sonderlich viel zu wenden," entgegnete Junkherr Joachim. „Aber den Eidam des Schloß-

voigts muß man sich zum Freunde halten, also mag es darum sein. He! Macht den Leuten die Arme so weit frei, daß sie unbehindert essen können und seid während der Zeit doppelt achtsam. — Wohin mit Euch, Erick?"

„Ihr fragt? Bin ich so lange in der Irre umhergelaufen voll Sehnsucht nach dem Bräutlein, und soll nicht zu ihr eilen, da ich durch diese guten Gesellen die rechte Spur aufgefunden habe?"

„Tollheit!" brummte Junkherr Joachim. „Ich will's nicht haben! Was geschah, ist um des Voigtes willen geschehen, aber keines Strohhalms Breite geht es darüber hinaus. Ihr seid in jenes Mannes Gesellschaft gefunden worden, und wer weiß, was Ihr mitsammen verhandelt. Bis mir das klar geworden, kommt Ihr nicht aus meinem Bann. Ergebt Euch darein und verschlaft Euern Aerger, so gut Ihr könnt. Ich will auch schlafen."

Damit hüllte sich Junkherr Joachim fest in seinen Mantel und streckte sich behaglich am Feuer nieder. Alle folgten seinem Beispiel, und selbst die Knechte, welche den gefangenen Ritter zu bewachen hatten, nickten um die Wette ein. Nur die aufgestellten Wachen hielten sich nothdürftig munter, und

die Bluthunde umkreisten mit heiserem Bellen das Lager.

Erick war wenig mit diesen Anordnungen zufrieden, aber wollte er nicht Alles verderben, mußte er sich fügen. Scheinbar schlummernd lag er neben den Andern und erst als diese sämmtlich fest schliefen, kroch er vorsichtig zu dem Ritter und flüsterte Diesem zu:

„Sorgt nicht um Euch. Ihr habt mir Beistand geleistet, als ich in Noth war. Ich gelobe, Euch dafür ein Gleiches zu thun. Wenn ich auch klein und geringe bin, vermag ich doch Manches, und dieser Weinschlauch soll mindestens keine Macht über Euch haben. Darauf verlaßt Euch."

Der Ritter entgegnete nichts und Erick, der nicht wagen durfte, hier nutzlos zu warten, kroch zu seiner früheren Lagerstätte zurück, von seinem königlichen Herrn und der jungen, lebensfrischen Else träumend.

Erst spät, als schon der äußerste Rand des Horizontes sich mit einem blassen Schimmer zu färben begann, senkte sich ein leichter Schlummer auf seine Augenlider.

— und im öden Thurm.

„Großvater!“ rief Schön-Else ängstlich und fuhr dem Greise, der regungslos in seinem Sessel saß, mit der Hand über die Stirn. „Großvater! Schläfst Du, oder — Ach Gott! Es kommt 'ne Angst über mich! — Großvater!“

Sie stand zitternd neben dem Alten und blickte ihm mit furchtsamer Scheu in das Gesicht.

Vater Markwold schlug langsam die Augen auf und streckte dem Mägdlein die zitternde Hand entgegen:

„Nun ist's soweit! Der Herrgott hat mein jahrelanges inbrünstiges Flehen erhört und ruft mich zu sich. Du armes Ding....“

„Warum bedauerst Du mich, Großvater?“

„Er hat Dich betrogen, dieser Erick. Der Bube!

Wie lange ist er nicht schon fort und noch immer kehrt er nicht zurück, oder sendet uns Botschaft."

„Der Weg bis zu seiner Heimath ist wohl weit."

„Hätte er Dich recht von Herzen lieb, würde er längst wieder hier sein. Ginge es nach meinem Wunsche, wärst Du eines wackern Insassen Frau geworden und säßest jetzt in der Wolle. Es bewarben sich Viele um Dich. Du aber wiesest sie hoffährtig zurück und hast Dir diesen Fremden ausgesucht. Dafür trägst Du jetzt auch tiefes Leid im Herzen."

„Hast noch keine Thränen in meinen Augen gesehen, Großvater!"

„Du meinst, weil ich fast erblindet bin? Dafür habe ich sie gefühlt, wenn ich Dir tröstend die Wangen strich. Nun muß ich dahin und Dich in Jammer und Elend zurücklassen. Aber ich verfluche —"

„Nein, Großvater!" unterbrach Else ihn hastig. „Das wirst Du nicht! Kannst Du wissen, welches Unglück ihn betroffen hat, daß er bis heute noch nicht wiederkommen konnte? Und wenn er mich auch vergessen hätte. Er hat mich doch erst geliebt. Das ist gewiß und wahrhaftig wahr. Und um dieser Liebe willen sollst Du ihm nicht fluchen."

„Ich schweige. Aber es preßt mir das Herz zusammen. Es kann ihm nicht gut gehen, denn Gott ist gerecht! — Horch! Was ist das?“

„Es ist das Horn des Wächters. Irgend Wer ist gegen das Schloß im Anzuge. Vielleicht der wilde Junkherr Joachim und seine Gesellen.“

„Die Lyöe-Jäger!“ sagte Vater Markwold vor sich hin.

„Wer weiß, welche Greuel sie heute Nacht wieder verübten,“ sprach Else schaudernd. „Wie ist es nur möglich, daß der Graf solche Männer in seinem Lande dulden kann?“

„Er muß wohl, Kind!“ sagte Vater Markwold geheimnißvoll. „Jetzt, da ich sterben muß, kann ich es sagen. Diese Mordbrenner waren seine Helfeshelfer an einem Tage, da der Teufel Macht über seine Seele hatte. Das Teufelswerk, welches sie ausbrüteten, ward in diesen Thürmen vergraben und sie helfen es ihm bewachen.“

„Kann es wirklich so böse Menschen geben? Gehen sie denn nimmer in sich?“

„Du kannst aus Kiehnäpfeln keinen Honig brauen und den wilden Wolf nicht zum Gespielen des Lammes machen. Aus Bösem kommt Böses.“

„Du wirst so bleich, Großvater. Sprich nicht mehr! — Aber, da kommt Jemand! — Gott! — Welche Schritte sind das? — Großvater! — Ich glaube — Ach nein! — Das wäre zuviel!"

Rascher wurden die Schritte, näher kamen sie und eine fröhliche Stimme sang:

„Stunde auf Stunde flieht!
Sonnige Pracht
Hell durch den Himmel glüht!
Frühling erwacht!"

„Das ist Erick!" rief Else laut. Sie flog dem Eingange zu, und der Geliebte lag in ihren Armen.

„Da bin ich, Dirne, und nun ist unserer Hochzeit nichts mehr im Wege! — Noch 'nen Kuß! — Guten Tag, Vater Markwold."

„He!" entgegnete dieser mürrisch. „Ist's nun endlich nach Euerm Sinn? Ihr seid 'n Nichtsnutz! 'n Landstreicher!"

„Schon gut! Ihr habt 'n Recht zu brummen, weil Ihr 'n alter Mann seid. Darum tobt Euch nur aus. Nachher müßt Ihr doch wieder gut werden, absonderlich wenn ich Euch erst Alles gesagt habe, was ich weiß."

Der Alte schwieg.

„Hatte mich gestern Abend auf der öden Haide verirrt, und wäre erfroren, wenn nicht ein Ritter, der des Weges kam, sich meiner erbarmt hätte. Darauf geriethen wir an die Lyöejäger, die nicht eben handlich mit uns umgingen. Nun, mich ließen sie laufen, wie Ihr seht, aber den Ritter wollten sie mit Gewalt hängen. Nur mit Mühe habe ich es durchgesetzt, daß sie ihn nicht gleich draußen aufknüpften, sondern erst hierher brachten, damit Ihr'n ordentliches Verhör mit ihm anstellt, wie solches als Voigt Eures Amtes und Euer Recht ist."

Ein mattes Lächeln flog über das Gesicht des Greises: „Ja! Das ist mein Recht und ich danke Dir, daß Du es mir gewahrt hast. Der Junkherr ist eifersüchtig darauf, darum schmälert er es mir, wie er kann und weiß und möchte es mir ganz und gar entreißen. Aber er soll nur kommen! — Else! — Höre! — Der Erick ist doch gut."

„Ich habe es nie anders von ihm gedacht!" sagte sie, den Geliebten herzend.

„Dank Dir, Else. Aber, das ist noch nicht Alles."

„Was noch, Sohn? Fühle mich ordentlich wieder lebendig."

„Als wir im ersten Morgendämmer neben einander hin trabten, gewahrten wir plötzlich ein Häuflein, das aus dem Kiefernbusch am Brandmoor hervorbrach, und rasch über die Haide hintrabte. Am Rande des Moores muß man vorsichtig sein, wenn man mit unbekanntem Volke zusammentrifft, sonst stürzt man kopfüber vom Sattel in den Sumpf. Nun, für diesmal war's unnütz, denn — was glaubt Ihr, Vater Markwold? Wer war es, dem wir begegneten?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Der gestrenge Herr Graf war es. Graf Heinrich von Schwerin war es, der mit großem Comitat nach dem Dänenthurm zieht. Muß wohl etwas Bedeutsames im Werke sein. Nun, wir sind ihm vorausgesprengt, es anzusagen, und wenn Ihr eine Trompete vernehmt, könnt Ihr darauf schwören, daß sie des Grafen Einzug verkündet."

Der Alte wollte sich vom Sessel erheben: „So muß ich denn . . ."

„Was müßt Ihr? Bleibt getrost auf Euerm Platze. Wenn der Graf Euch sehen will, muß er schon zu Euch sich bemühen. Und das will er auch.

Denkt dann an die Else und an mich. Hört Ihr? Besinnt Euch, was Ihr mir versprochen habt."

„Sei es denn. — Ich kann nicht mehr. — Sage ihm, Sohn Erick, wie es mit mir steht. Und dann bitte ihn um seine Gunst. Ich habe ihm schon Alles gemeldet."

„Das habt Ihr gut gemacht, Vater Markwold. Nun will ich auch gleich meine alte Kammer wieder aufsuchen. Steht doch Alles darin noch auf dem alten Fleck, Else? Bleibe nur bei'm Großvater! Bin bald wieder da."

Fröhlich sprang Erich davon und langte im Burghofe an, als Graf Heinrich sammt seinen Mannen durch das Thor ritt. Lachen und Weinen waren aus dem Gesichte des Schlauch-Jochen verschwunden. Dafür spielten auf beiden Seiten Bosheit und Tücke unter den Brauen hervor. Der Graf hatte es ihm verwiesen, daß er einen Ritter, wie Wulf von Borsfleth, so schmählich behandelt hatte. Bei dem Anblick der Leichen aber, welche hier und da an den Bäumen hingen, runzelte die Stirn des Grafen sich mehr und mehr. Er schwur einen schweren Eid, daß er diesmal nicht länger Nachsicht üben, sondern das Schwerdt der Rache auf

den Nacken aller Derer niederfallen lassen werde, die es verdienten.

„Und Ihr, Herr Ritter," wandte er sich an Wulf von Borsfleth mit freundlichem Worte, „bürdet mir nicht auf, was ich nimmer verschuldet. Kein Fürst hegt größere Achtung für den frommen Herrn, auf dessen Befehl Ihr dieses Weges zieht, denn ich weiß, welchen Dank ich ihm schulde. Dies ist mein ehrliches Wort, das ich mit dem Schwerdte gegen Jeden aufrecht halte, der es zu bezweifeln wagt. Darum seid gebeten, daß Ihr es mir nicht nachtragt bei Seiner erzbischöflichen Gnaden, und ich gelobe Euch dafür jede Genugthuung, die Ihr billig begehren könnt."

„Darauf verlasse ich mich, Herr Graf."

„Mein Wort bleibt Euch verpfändet. Ich will diesen Schurken an die Kehle und sollte es auch ohne einen Schein des Rechts geschehen. Mir sind diese Gesellen im Wege und ich wollte ... Hollah! Wer seid Ihr, daß Ihr Euch mir mitten in den Weg stellt, wie ein Schlagbaum? Scheert Euch fort! Warum sperrt Ihr das Maul auf wie ein Scheunenthor?"

„Weil eine Botschaft für Euch darin steckt, ge-

strenger Herr Graf!, die mit einem Sprunge heraus will," rief Erick. „Euer Voigt liegt drinnen in den letzten Zügen und läßt Euch demüthigst um Eure Gegenwart bitten. Dies ist meine Botschaft und von meinetwegen setze ich hinzu, daß Ihr, wenn Ihr nicht eiligst macht, die Mühe ganz und gar sparen könnt, dieweil der Tod den schnellsten Renner gesattelt hat, um mit dem Alten im vollen Galopp davon zu sprengen."

„Sein Wunsch soll erfüllt werden," sagte der Graf. „Ritter Wulf, Ihr seid frei. Zieht mit Gott, welche Straße Euch beliebig. Wollt Ihr aber zeigen, daß Ihr keinen Groll gegen mich hegt, so schenkt mir diesen Tag. Ihr müßt freilich vorlieb nehmen, denn auf ritterliche Gäste scheint mein alter Voigt nicht besonders eingerichtet. Herr von Dömitz, sorgt Ihr für unsern Gast, und Du, Bursch, zeige mir den Weg zum alten Markwold."

Erick eilte voran und bald hielt der treue Diener die Hand seines Herrn, die er mit Thränen benetzte. Dem alten Manne zur Seite stand ein Mönch, mit einem Pergamente in der Hand, darin er eifrig las. Graf Heinrich sprach dem Alten freundlich zu und sagte dann:

„Ich kann mich Deines Gesuches nicht genau mehr entsinnen; aber was es auch gewesen, ich gewähre es Dir als Lohn für Deine treuen Dienste.“

„Danke Euch, Herr, für Eure Gnade. Erlaubt denn gnädigst, daß dieser brave Jüngling, den ich meiner Enkelin zum Manne erkieset, mein Nachfolger werde in dem Amte, das ihr mir so viele Jahre anvertraut habt. Wenn Ihr darein willigt, kann ich ruhig sterben und mein letzter Seufzer wird ein Segen für Euch sein. Gedenkt des armen Erick, Herr Graf. Ich leiste Bürgschaft für seine Treue.“

„Ich denke, ich kann diese Bürgschaft annehmen, und so sei Deine Bitte gewährt,“ sagte Graf Heinrich nach einer Pause. „Höre, junger Mensch, es ist ein wichtiges Amt, das ich Dir anvertraue. Seine Last wiegt schwer. Wenn Du nicht treu bist, wie Gold . . .“

„Mein Kopf bürgt Euch für meine Treue, Herr Graf!“ sagte Erick.

„Was hilft mir Dein Kopf, wenn ein anderer Kopf meiner Schlinge entschlüpft ist?“ rief Heinrich von Schwerin lebhaft. „Ich muß Dich binden. Frommer Vater! Leiht mir Euer Crucifix.“

Der Mönch reichte dem Grafen das Kreuz, wo=

mit er den todtkranken Markwold gesegnet, und der Schweriner sagte, es vor sich hinhaltend, zu Erick:

„Lege Deine Hand auf den Leib des Heilandes und schwöre mir, so Dir Gott in Deiner letzten Stunde gnädig und barmherzig sein soll, mir treu zu dienen und die Geheimnisse, welche Dir offenbar werden, fest in Deiner Brust zu verschließen, so wahr Du selig zu werden hoffst."

Erick sprach dem Grafen mit leisem Schauer nach. Dieser fuhr fort:

„Der Himmel soll keinen Theil haben an Dir, und Dein Körper soll auf dem Schindanger modern, wofern Du diesen Eid brichst. Ich aber will diesen Eidbruch rächen mit den grausamsten Strafen, die ich zu ersinnen vermag. Schwöre zum andern Male!"

Erick schwur.

„Wenn Du Deinem Eide treulos wirst, begnüge ich mich nicht mit Deinem Verderben. Ich würge auch das Weib, das Du jetzt freien sollst, und die Kindlein, die sie Dir gebären wird. Dies bedenke und dann schwöre zum dritten Male."

Erick legte zum dritten Male die Hand auf das

Crucifix. Aber er bewegte nur die Lippen; die Worte, die er sprach, vernahm man nicht.

„Dreifach geschworen!“ sagte der Graf, „denn ein Waldemar ist nur hinter dreifachen Schlössern sicher. Nehmt Euer Crucifix zurück, frommer Vater, und bereitet Euch, dies junge Paar sofort zu vermählen. Ich will Zeuge dieses Ehebundes sein.“

„Ich bin nicht werth solcher Gnade, wie Du sie Deinem Knechte erweisest,“ entgegnete Markwold mit hinsterbender Stimme. „Wenn ich aber meine arme Else noch getraut sehen soll, muß es bald geschehen, sonst ist es zu spät.“

„In der That? Steht es so mit Dir?“ fragte der Graf und sah dem Greise in das Gesicht, das bereits mit der Blässe des Todes überzogen war. „Nun, Pater? Was braucht's der langen Formeln? Wir sind nicht wählerisch und nehmen auch mit Wenigem vorlieb. Legt die Hände des Brautpaars in einander, bittet Gott, daß er die Ehe segne, und sagt, daß der Mensch nicht trennen soll, was der Himmel zusammen fügt, — außer der Strafe des Verrathes.“

Die letzten Worte murmelte der Graf vor sich hin. Mit lautem Weinen empfing Else die bebende

Hand des Geliebten und horchte mit klopfendem Herzen auf den Mönch, der das Sacrament der Ehe mit Furcht und Schrecken vollzog, denn was er auch einzuwenden hatte, dem Grafen vermochte er nicht zu widersprechen. Als er aber das letzte Wort gesprochen, sank die junge Braut bleich und stumm an die Brust des geliebten Mannes und kniete mit diesem vor dem Großvater nieder, die starre Hand desselben an seine Lippen drückend.

„Gott segne Euch, meine Kinder!" flüsterte Vater Markwold, kaum hörbar. Dann zuckte er schmerzlich zusammen und sank leblos auf das Lager zurück.

Else schrie laut auf und fiel ohnmächtig zu Boden. Eine Magd eilte der jungen Frau zu Hülfe. Die Knechte legten Hand an und trugen den Todten hinaus. Graf Heinrich aber sagte zu Erick:

„Ihr seht, das Leben zeigt Euch gleich den vollen Ernst. Das ist besser, als wenn es Euch zuerst mit Zinken und Schalmeien entgegen trompetet. Laßt die Weiber heulen, das ist ihres Amtes. Thut Ihr das Euere. Frisch voran, Herr Voigt, und öffnet mir die Pforte zum Dänenthurm."

Erick griff nach dem Schlüsselbunde, das neben

dem Lager des alten Markwold lag, und schritt hinaus. Als er den letzten Riegel zurückschob, der den königlichen Kerker verschloß, sprach er vor sich hin:

„Trauung, Tod und dreifacher Eid, den ich nimmer zu halten gedenke, das war auch für einen Wildfang meines Gleichen zuviel. Seine Würden der Bischof von Ripen hat mich zwar reichlich mit Ablaß versehen, aber wenn ich so verschwenderisch damit umgehe, wird mein Vorrath bald zu Ende sein. Alles still drinnen. Der arme gehetzte Edelhirsch ist in seinem Käficht entschlummert, und ich kann ihm nicht ein Mal ein Zeichen geben, daß ich für ihn wache, denn der Teufel sitzt mir auf der Ferse."

Erick wollte dem Grafen voraneilen und die Thür öffnen, aber dieser winkte ihm gebieterisch, zurückzubleiben und trat rasch in den Kerker.

Das war ein trauriger Anblick in dem öden Königs-Gemache. Waldemar saß neben dem Ruhebette des Prinzen, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte, wehmüthig lächelnd, auf seinen Sohn, der, vom Fieberfrost geschüttelt, mit bleichen, eingefallenen Wangen und geschlossenen Augen dalag.

Das Leben schien bereits entflohen. Nur wenn er leise athmete, hob sich, kaum merkbar, die Brust.

„Er welkt sichtbarlich hin!“ sagte der König bekümmert. „Meiner unvergeßlichen Dagmar schöner, lieblicher Knabe ist unerbittlich dem Tode verfallen. Ein Athemzug auf freier See, ein fesselloser Ritt durch den Wald könnten ihn retten, und ich muß ihn hülflos zwischen diesen Steinwänden sterben sehen.“

Der Prinz schien zu träumen. Er wälzte sich unruhig auf die Seite und murmelte einige unverständliche Worte. Dann rief er plötzlich:

„Erick! Erick!“

„Dieser Bube ist ein Verräther, wie alle Andern!“ rief der König, unwillkürlich erregt.

Der Prinz richtete sich hoch auf und schüttelte lebhaft mit dem Kopfe:

„Nein! Nein! Erick ist treu! Schilt ihn mir nicht. Eben habe ich ihn gesehen — im Traume, meine ich. Mir war es, als säße ich in einem Kahn. Eine mächtige Welle warf den Kahn um und riß mich in den Abgrund. Da faßte mich eine starke Hand, die mich über dem Wasser hielt, und ich sah in das treue Auge meines Erick. Wenn

Du ihn schiltst, thust Du mir weher, als das böse Fieber, das mich allabendlich schüttelt. Ich meine, es ist wohl anders."

„Wie denn, mein Kind?"

„Der Winter ist lang und schwer. Wer weiß, auf welcher vereinsamten Straße er, vom Schneesturm niedergeworfen, sein junges Leben lassen mußte."

„Bleib ruhig, Waldemar," bat der König mit fast ängstlicher Besorgniß. „Ich muß Dir etwas sagen."

„Ich höre Dich, Vater!" entgegnete der Prinz, ihm zärtlich die Hand drückend.

„Dänemarks Könige sind zur Stunde wenig mehr als zwei Leichen, über die das Todtengewölbe sich jeden Augenblick schließen kann. Darf es dahin kommen, mein Junge?"

„Wer soll es ändern?"

„Ich! Dein König! Dein Vater! Ich ertrage es nicht, Deine Jugend hinwelken zu sehen. Mein Leben geht auf die Neige. Es rauschte in Glanz und Ruhm dahin. Das Deinige beginnt erst. Ich kann es nicht in der Geburt ersticken. Du sollst leben; sollst in Freiheit leben."

Der Prinz erhob sich mit halbem Leibe. Seine Augen strahlten in mattem Glanze:

„Leben soll ich? Und in der Freiheit leben?"

Aber plötzlich ließ er den gehobenen Arm wieder sinken und sagte traurig:

„Das kann nimmer geschehen!"

„Du sollst ruhig bleiben! Ich befehle es Dir!" sprach der König mit mildem Ernste. „Wohl sind es schwere Opfer, die man von uns verlangt, aber ein beharrliches Weigern macht nur unsere Haft unerträglicher, ohne Jemandem zu nützen. Besser Wenig, als Nichts!"

„Ist das der Entschluß König Waldemar's?"

„Der Entschluß eines Vaters. Wir wollen nicht hinter diesen Eisengittern vermodern. Welcher Art die Bedingungen sein werden, die man uns vorlegt; ich nehme sie an."

Graf Heinrich von Schwerin war unlängst, vom Könige unbemerkt, eingetreten. Er trat jetzt rasch vor und sagte:

„Das ist gesprochen, wie ein Mann!"

Der König sprang von seinem Sessel auf und sah den Grafen mit einem vernichtenden Blicke an:

„Hinweg von hier, Ungeheuer, oder ich zerreiße Dich mit meinen Zähnen!“

„Die Hauer des Ebers sind stumpf geworden,“ entgegnete der Schweriner kalt. „Sie dringen nicht durch mein eisernes Wamms.“

„O der Schmach, daß ein solcher Bube mir ungestraft gegenüber stehen und mich höhnen darf. Bist Du denn jeder menschlichen Regung bar, daß Du mir diese Demüthigung zu bieten wagst?“

„Herr König, verschwendet die Zeit nicht mit unnützen Worten. Sie ziemen sich am wenigsten für einen Helden, der sonst jeden Tag seines Lebens mit einer That bezeichnete. Ihr hattet mir mein gutes Mecklenburger Land genommen und Euern Bastard-Enkel damit belehnt. Dafür schmachtet Ihr jetzt im Thurm. Aber mir genügt nicht, wieder zu haben, was mein war, ich will auch vollen Ersatz für jeden mir zugefügten Verlust. Darum genehmigt die Bedingungen, die Ihr das erste Mal mit solchem Hohne von der Hand gewiesen, stellt Bürgen für die Treue Eures Wortes und ich lasse Euch frei.“

„Frei!“ seufzte der Prinz unwillkürlich, und

blickte sehnsüchtig zum Eisengitter auf, durch welches ein Sonnenstrahl seinen goldigen Schein warf.

Der König hatte den Seufzer vernommen und drückte dem Sohne die Hand:

„Ich will mit Euch unterhandeln, Graf."

„Das ist vernünftig, König Waldemar," entgegnete dieser. „Wäre Euch das früher in den Sinn gekommen, Ihr hättet Euch viele trübe Stunden sparen können. He! Ist Niemand draußen?"

Erick, der den Ruf des Grafen vernahm, entgegnete mit lauter Stimme:

„Hier bin ich, gestrenger Herr Graf!"

Bei dem Klange dieser Stimme schrie der Prinz laut auf. Der Graf sah den König verwundert an und fragte:

„Was ist dem Herrlein?"

„Er ist krank, Graf. Wir sind nicht gewohnt, außer der Stimme des alten Kerkermeisters und seiner Enkelin, die eines andern menschlichen Wesens zu hören. Da mag ein Kranker wohl erschrekken, wenn ihm unerwartet ein Ruf so gellend in die Ohren tönt."

„Euer alter Kerkermeister wird Euch sein mürrisches Gesicht nimmer zeigen. Er ist hinüber. An

seiner Stelle habe ich Euch einen jungen, lebhaften Burschen geworben, der Euch besser gefallen wird. He! Erick! Wo bleibst Du?"

„Hier bin ich, gräfliche Gnaden," sagte Erick und trat in die Thür. Die Augen des Prinzen leuchteten vor Freuden.

„Dies ist Deine Herrschaft, Erick, für die Du mir verpflichtet bist," sagte der Graf. „Du bist doch Deines Eides eingedenk?"

„Das bin ich über die Maßen," entgegnete Erick mit großem Ernste, und dachte an den Bischof von Ripen und dessen Ablaß.

„Erick ist der Nachfolger des alten Markwold," sagte Graf Heinrich zum Könige. „Er ist der Erbe seiner ganzen Habe, denn er hat heute Morgen die Else zum Weibe genommen."

„Ja, gnädigste Herrschaft, sonst hätte ich dies gute Amt nicht bekommen," sagte Erick mit den Schlüsseln rasselnd, die an seinem Gürtel hingen. „Und so begiebt sich's nun, daß heute Hochzeit ist im Schlosse Dannenberg."

„Für den Fall also, daß wir nicht handelseins werden sollten," sagte der Graf, „werdet Ihr wenig von Euern Gewohnheiten vermissen. Darum,

Bursche, eile die Stiege hinab und bescheide meinen Kanzler mit den Worten zu mir, daß er alles Nöthige zur Stelle bringe."

„Ich werde Seine Würden Huckepack nehmen müssen, denn er hat sich in seiner Gelahrtheit einen solchen Fettwanst angeschafft, daß es ihm unmöglich wird, die schmalen Stiegen hinaufzuklimmen. Muß auch Holz zutragen, wie ich sehe. Vater Markwold scheint in letzter Zeit seinen Dienst nur lässig betrieben zu haben, denn hier sind kaum einige armselige Splitter. Gleich bin ich zurück, gestrenger Herr Graf."

Mit diesen Worten war Erick zur Thür hinaus und kehrte nach einer Weile mit dem Kanzler des Grafen zurück, der über die plumpen Scherze des Kerkerknechtes nicht wenig erbost war und keuchend am Eingange zum Königsgemache stehen blieb. Erick aber kümmerte sich nicht sonderlich darum, flog rasch die Stiege hinab und brachte bald darauf eine tüchtige Tracht Holz zurück, von welcher er mehrere Scheite auf die glimmenden Kohlen des Kamines warf.

Heinrich von Schwerin hatte dem Kanzler ins-

geheim seine Befehle ertheilt und sagte darauf zum Könige:

„Herr Reinhard wird die Handveste entwerfen, die Euch als Freibrief gilt, wenn Ihr sie unterzeichnet habt. Ich verlasse Euch bis dahin und bitte wohlmeinend, daß Ihr mit diesem Manne eifrig Rath pfleget und reiflich erwägt, was zu Euerm Frieden dienet, denn Ihr selbst verschuldet es ganz allein, wenn Euere Haft sich endlos dehnt. Seht auf Euern Sohn, Waldemar, seht auf Euch selbst und geht in Euch. Ich begehre volle Genugthuung, begehre sie für mich und für ganz Nordelbingen, das unter dem Drucke Euerer Willkür seufzte und nichts konnte, als ohnmächtig mit den Zähnen knirschen. Die Schuld soll getilgt werden und ich lasse sie mir nicht um eines Weißpfennigs Werth verkürzen; darauf verlaßt Euch! — Erick! Du bleibst hier und hältst sorgsam Wacht.“

Graf Heinrich entfernte sich, und der Kanzler begann, den König mit weitschweifigen Reden und ungestümen Forderungen zu bestürmen, bis dieser in steigender Ungeduld mit geballter Faust auf den Tisch schlug und ausrief:

„Macht ein Ende mit diesem tollen Geschwätz,

das mir das Blut durch die Adern peitscht. Setzt nach Euers Herrn Befehl, klar und deutlich, die Bedingungen auf, die er mir als Lösegeld stellt, und harrt dann in geziemender Ehrfurcht des Weitern. — Schau nicht so traurig darein, armes Kind. Ist, was der Schweriner fordert, irgend mit meiner Ehre verträglich, will ich diese Forderungen besiegeln, damit dieser Jammer ein Ende nehme."

„Wie ist mir denn das?" rief Erick keck dazwischen. „Ihr wollt untersiegeln, was der weise Mann dort für Euch auf das Pergament kritzelt, und davon gehen? Was würde dann aus mir, der ich ein Amt und ein Weib genommen habe, um in diesem einsamen Thurm behaglich und warm zu sitzen? Besinnt Euch wohl, Herr, ob das Christenliebe ist, wenn man einem armen Teufel mit einem Federzuge um sein tägliches Brod bringt."

Herr Reinhard erhob sich eifernd: „Was unterfangt Ihr Euch? Eures Amtes ist es, hier im ehrerbietigen Schweigen zu verharren, bis Euch etwas befohlen wird, und es dann mit allem schuldigen Gehorsam auszurichten. Ihr jämmerlicher Knecht, Ihr! Habt Ihr nicht schon auf dem Wege hierher mich grausam mit Euren Albernheiten —

ja, ich könnte wohl sagen, Bosheiten geärgert? Gedenkt Ihr, es so fortzutreiben? Schweigt den Augenblick still und öffnet den Mund nicht wieder zu einem so frechen Wort, oder es soll Euch eine schwere Züchtigung eintragen. Darauf verlaßt Euch."

„Ihr werdet doch nicht, Herr?" entgegnete Erick furchtsam. „Wollt Ihr einen Mann darum züchtigen, weil er um sein tägliches Brot sorgt, das seit einer Stunde für Zweie reichen muß? Ach, junges Herrlein, Ihr seht so gut und sanft darein. Sprecht doch ein freundliches Wort für mich mit diesem gestrengen Herrn, der mich in böse Angelegenheit bringen kann. Will Euch dafür auch ein schmuckes Liedlein lehren."

„Ein Liedlein?" fragte der Prinz rasch. „Ich bin wirklich begierig, was für ein Liedlein Du mich lehren willst. Ich liebe solche spaßhafte Dinge über alle Maßen, und da dächte ich, Herr Kanzellar, Ihr ließet für diesmal Gnade vor Recht ergehen."

„Mag es geschehen um Euretwillen," entgegnete der Kanzler, sich gravitätisch verneigend. „Aber nur, wenn sothanes Menschenkind sich bescheidentlich beträgt und die Verhandlungen nicht weiter stört, die mir Gräfliche Gnaden einzuleiten befohlen hat."

„Dein Rücken ist für diesmal noch begnadigt worden, Erick," sagte der Prinz mit erzwungener Laune. „Laß nun hören, wie Dein Liedlein klingt."

„Geheimes Flüstern kann ich nicht gestatten," sagte der Kanzler mit einem strengen Blick auf Erick. „Man bleibe in der gehörigen ehrerbietigen Entfernung!" Darauf aber, sich zum Könige wendend, fuhr er fort:

„Zunächst ist festzustellen die Buße, so Ihr unserm gnädigsten Herrn Grafen zu zahlen haben werdet als Ersatz für den Schaden, den Ihr ihm vielfach zugefügt, und will sich derselbe mit vierzigtausend Mark löthigen Silbers begnügen lassen."

„Will er wirklich?" entgegnete Waldemar höhnisch. „Seine gräfliche Gnaden sind allzu bescheiden."

„Gefällt Euch mein Reimspruch nicht, Herrlein?" sagte Erick zum Prinzen. „Das wundert mich. Ist gar ein zierliches Geklingel, und alle Dirnen, stromauf und stromab, zehn Meilen in der Runde singen es zum Tanze. Aber ich weiß noch ein anderes. Gebt wohl Acht, sonst versteht Ihr es nicht. Es ist eins von den neuen verzwickten Dingern, wie sie aus Esthland von den Lanzknechten mitgebracht

wurden. Läuft eigentlich auf ein künstliches Sylbenspiel hinaus und müßt Ihr absonderlich die ersten wohl in Obacht nehmen, dann finden sich die andern von selbst:

„Unter grünen Buchen,
Will ich Dich suchen;
Unter grünen Linden,
Will ich Dich finden."

„Unter?" sprach der Prinz leise vor sich hin. „Was kann er damit wollen?"

„Wie kann man nur an dergleichen Geschwätz seine Freude haben," sagte der Kanzler achselzuckend und wandte sich zum Könige:

„Schreiten wir dennächst zum Paragraphus zwei, welcher bestimmt und feststellt, daß Ihr, sobald Ihr in Freiheit gesetzet worden und in Eurer Residenz Kopenhagen eingetroffen seid, fördersamst eine Flotte von dreihundert Schiffen ausrüsten sollt, um mit derselben wider die unbußfertigen Heiden zu Felde zu ziehen. Es geschieht, Euch solchergestalt Gelegenheit zu geben, die von Euch begangenen Uebelthaten zu sühnen."

„Vasallen-Uebermuth!" rief Waldemar, ingrimmig mit den Zähnen knirschend.

„Ich habe heute kein sonderliches Glück mit meinen Reimweisen," sagte Erick. „Das thut mir zwar höchlich leid, aber zu Ende müßt Ihr sie doch hören.

„Zeichnet Euers Feindes Schädel,
Mit der Keule, wenn es muß;
Zeichnet Euers Liebchens Wange
Mit dem allerschönsten Kuß."

„Unter?" wiederholte der Prinz. „Zeichnet? — Unterzeichnet! Ha! — Weiter, mein lustiger Sänger! Weiter!"

„Ein guter Baum braucht Zeit zum Wachsen und eine zehnjährige Eiche taugt nicht zum Mastbaum!" sagte Erick und stützte den Kopf in die Hand.

„Item," fuhr der Kanzler, mit einem strafenden Blick auf den geschwätzigen Erick, fort, „soll Graf Albrecht von Orlamünde, als Herr von Nordelbingen, fortan sein Lehen nicht von Euch, sondern von Kaiser und Reich empfangen. Ihr sollt jedweden Anspruch auf ein Besitzthum diesseits der Eider aufgeben und von den mecklenburgischen Landen soll keine Handvoll Erde in Eurer Gewalt bleiben, sondern dasselbe wird dem Herrn Grafen ungeschmälert zurückgegeben."

„Ihr fordert wahrlich nur ein Geringes, Herr Kanzler," sagte spottend der König.

„Alles nach meines Herrn Gebot!"

Erick sagte lachend: „Mit Vergunst, Herr Kanzler. Das ist genau, wie in meinem Sang:

„D e n, der in der Falle steckt
Zieh' ich nicht heraus;
D e n, der frei den Fuß bewegt,
Schicke ich nach Haus."

„U n t e r z e i c h n e t d e n . . ." sagte der Prinz vor sich hin, „das Lied gefällt mir gut."

„Das freut mich, Herr, und darum will ich es zu Ende bringen:

„V e r t r a g' Dich mit der Dirne fein,
Bist Du geschlüpft in's Kämmerlein;
V e r t r a g' Dich mit dem Kriegesmann,
Wenn Du gefällt ihn auf dem Plan."

„U n t e r z e i c h n e t d e n V e r t r a g," wiederholte der Prinz leise vor sich hin und sah Erick fragend an. Der aber klimperte unbefangen auf der Laute des Prinzen, die er von der Wand nahm, denn er mußte sich hüten vor dem schlauen Kanzler, der öfter den Blick auf ihn richtete, um zu erspähen, ob er irgend etwas Ungebührliches sage oder thue.

Da Seine Würden aber dergleichen nicht entdecken konnte, sagte er blos ärgerlich:

„Stellt das Geklimper ein, welches mich stört und die Würde dieser Verhandlung vielfach beeinträchtigt. Es findet sich wohl eine passendere Zeit, dem Prinzen mit solchen Reimweisen beschwerlich zu fallen. Ihr seid ein Störenfried, den man schärfer in Zucht halten muß. — Vergebt, Herr König, diese Unterbrechung. Es folgt schließlich noch eine einfache Clausel."

„Wirklich?"

„Ich sagte es Euch," entgegnete Herr Reinhardt gravitätisch. „Eigentlich ist es nur ein Appendix zu dem zweiten der mehreren Paragraphen und setzt fest, daß die Bischöfe von Schwerin, Lübeck und Ratzeburg, welche bisher von Euch abhängig gewesen sind, Investitura ihrer hohen geistlichen Würde fortan nicht mehr von Dänemark, sondern von Kaiser und Reich zu empfangen haben."

„Dein Lied, Bursche! Dein Lied!" rief der Prinz ungeduldig. „Sage mir Dein Lied weiter!"

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich nicht mehr singen und klimpern soll?" entgegnete Erick verdrießlich. „Der Herr Kanzellarius will es nicht. Hört

Ihr? Er will es nicht! Aber darum wird es doch Lieder geben die Fülle, denn

„Nicht den Vogel kannst du hindern,
Daß er singt sein Liedelein!"

Damit müßt Ihr Euch für heute begnügen, sonst bekomme ich an meinem Hochzeitstage die Peitsche."

„Solch Behaben ist Euch ziemend," rief der Kanzler zu Erick hinüber, der am Feuer niederkauerte und auf das, was um ihn vorging, nicht weiter achtete.

Der Prinz war sehr aufgeregt. Er hatte seinen treuen Diener nur zu wohl verstanden. Mit wachsender Theilnahme folgte er den Unterhandlungen, die der Kanzler mit seinem Vater führte. Herr Reinhard suchte den König mit schlauen Reden zu umspinnen und wußte ihm Alles so bunt und schimmernd auszumalen, daß Waldemar willenlos die Feder ergriff, die Jener ihm reichte und dazu mit grinsender Freundlichkeit sagte:

„Empfanget freundlich diese Gabe. Sie ist der Schlüssel zu Eurer Kerkerthür."

Der Prinz folgte den Bewegungen seines Vaters mit der ängstlichsten Spannung. Als aber der Kö-

nig mit einem tiefen Seufzer die Feder ansetzte, ergriff der Prinz seinen Arm und rief laut:

„Unterzeichne den Vertrag nicht!"

„Was bedeutet das? fragte der Kanzler mit lebhaftem Staunen, und der König sah fragend auf den Jüngling, dessen Gesicht eine flammende Röthe deckte:

„Unterzeichne den Vertrag nicht, König Waldemar! Du unterzeichnest sonst Dänemarks Untergang und Deine und meine Schande! Stirb, weil es sein muß, hinter Kerkermauern, wie Du lebtest in der Freiheit: Unbesiegt und unbesiegbar!"

„Welcher Geist kommt über Dich?" fragte der König, erschreckt vor dem kühnen Wort des Prinzen. „Bleibt noch eine Wahl? Das Schicksal ist mächtiger als wir."

„Das ist nicht wahr!" rief der Prinz lebhaft. „Wir beherrschen das Schicksal und ich befehle Dir im Namen Dänemarks, dessen Krone auch mein Haupt berührte, daß Du diesen Vertrag nicht unterzeichnest."

Er hatte sich des Pergamentes bemächtigt und schleuderte es in die Gluth des Kamins, die Erick kurz vorher tüchtig angeschürt hatte. Der König starrte den Prinzen mit sprachlosem Staunen an und

der Kanzellarius schrie Zeter über Zeter. Erick aber rief:

„Was zum Donner treibt Ihr denn für Kinderei? Wer wird mit den zierlichen Schnörkeln Seiner Würden so grauselich umgehen? Ich muß mir die Finger verbrennen, wenn ich sie retten will."

Er drückte mit der Schürstange das Pergament noch tiefer in die Gluth, brachte darauf einen glimmenden Fetzen zum Vorschein und sagte, diesen dem Kanzler darreichend, mit wehmüthigem Tone:

„Eure Würden, das ist Alles!"

In diesem Augenblicke trat Graf Heinrich von Schwerin wieder ein. Herr Reinhard stürzte ihm entgegen und verkündigte mit Zittern und Beben, was sich ereignete. Vater und Sohn hielten sich fest umarmt.

„König Waldemar, bist Du bei Sinnen?" rief der Schweriner mit donnernder Stimme.

„Ich bin es wieder geworden," entgegnete Waldemar, seinen Sohn sanft zurückdrängend, mit königlicher Würde. „Die Luft in Deinem Kerker hat etwas Betäubendes, Du abtrünniger Vasall und fast hätte ich diesem Rausche erliegen müssen. Dank Dir, mein wackrer Sohn, daß Du mich zur rechten

Zeit aus dem gefährlichen Schlummer, der mich niederwarf, erwecktest. Jetzt ist der Nebel gefallen, der meine Sinne umnachtete und ich sehe wieder klar und hell. Du kannst mich auf ewig in Deinem Kerker begraben, kannst mich tödten, ja mich foltern! Du sollst immer nur die eine Antwort haben: Ich unterzeichne den Vertrag nicht!"

„Du unterzeichnest den Vertrag nicht?" rief der Schweriner wild und eine verzehrende Gluth leuchtete aus seinen Augen. Du sollst ihn auch nicht unterzeichnen! Und wenn Du auf den Knieen vor mir liegst, wenn Du Dich in Todesangst vor mir im Staube krümmst wie ein Wurm, ich will Dir diese Gunst nimmer gewähren. Wenn Du jemals dieses Kerkers ledig werden willst, mußt Du zuvor einen andern Vertrag unterzeichnen; einen Vertrag, wie ich ihn ersinnen will, der Dein Haar sträuben macht und das Blut in den Adern zu Eis erstarrt. Lache nicht so höhnisch, Waldemar! Du sollst einen solchen Vertrag unterschreiben, Du wirst ihn unterschreiben und es Dir wie eine Gnade von mir erbitten. Und nun sollst Du es fühlen, daß Du des Schweriners Gefangener bist. Deine Kost will ich Dir schmälern, und flehen sollst Du um einen Was-

sertropfen, Deinen Gaumen zu kühlen. Kerkermeister! Du bist mein geschworner Mann und hast gehört, was ich sagte."

„Bin es, Herr Graf und werde Eure Befehle pünktlich erfüllen."

„Gute Nacht, Waldemar!" rief der Schweriner. „Gute Nacht! Es wird lange währen, bis Dir Einer zuruft: Fröhlichen Tag!"

Erick folgte dem gebieterischen Winke seines Herrn und eilte ihm voraus. Als Graf Heinrich die Schwelle des Kerkers überschritten hatte, fielen die Thüren in's Schloß und die schweren Riegel klirrten.

Der König sah mit Bekümmerniß auf seinen Sohn: „Jetzt habe ich Deine Jugend auf immer begraben."

„Das hast Du nicht!" rief der Prinz. „Wie Erick mir ein Lied gesungen hat, das mir den Muth gab, Dir zuzurufen: Unterzeichne den Vertrag nicht! so hat er auch ein Oelblatt des Friedens mitgebracht, woran wir uns erquicken sollen, oder es ist Alles Hohn und Lüge. Ein Mann wie Erick thut nichts halb, und es ist wahrscheinlich nicht ohne Absicht geschehen, daß er seine Kappe vergessen hat."

Der Prinz nahm die grobe Kappe, welche Erick

vor dem Kamin hatte liegen lassen. Es war weder ein Zeichen von außen daran, noch lag etwas darin verborgen. Als er sie aber nachdenklich zwischen den Fingern drehte, hörte er ein leises Knittern. Mit einem Ruck riß er sie auseinander und ein schmaler Streifen Pergament kam zum Vorschein.

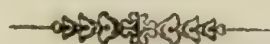
„Einen Gruß von dem Bischofe von Ripen!“ rief der Prinz fröhlich. „Lies, König! Lies!“

Waldemar las mit freudestrahlenden Blicken:

„Ich sende die Taube, welche das schöne Pfand der Hoffnung bringt. Wanke nicht, König! Weiche nicht! Deine Krieger stehen gerüstet. Sie werden den Landesfeind in offner Feldschlacht besiegen und ihren König in Triumph heimführen.“

„Gott sei gepriesen!“ sagte der Prinz und faltete fromm die Hände. „Nun ist Alles gut.“

„Auf, meine Treuen!“ rief der König und der alte Muth leuchtete wieder aus seinen Augen. „Brecht diese Mauern, und Euer König wird siegreich vor Euch herziehen. Er ist wieder der alte Waldemar und Ihr bringt ihm sein altes Glück.“



Druck von Carl Schultze in Berlin.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Schleswig-Holsteins Freiheitskampf im 13. Jahrhundert;

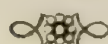
oder:

Der Tag von Bornhöved.

Historischer Roman

von

Heinrich Smidt.



Zweiter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1851.

Die Schwalben fliegen heim.

Das war ein wildes Treiben gewesen während der letzten drei Tage im Schlosse zu Dannenberg. Blieb es von der Morgenstunde an, da der alte Markwold starb; da Erick der Nachfolger in seinem Amte und der Mann der schönen Else wurde; von der Stunde an, da Graf Heinrich, nach den fruchtlos geführten Unterhandlungen, schäumend vor Zorn, sich auf sein Roß warf und sammt seinen Genossen wieder verschwand, bis zur Stunde der Heimkehr vom Friedhofe, wo sie die Gebeine des greisen Voigtes zur Zeit der Dämmerung begruben.

Schön Else hing das Köpfchen und sah mitnichten aus wie ein junges Weibchen, das fröhlich in den Ehestand hinein gesprungen ist. Sie hatte

Hochzeit gehalten, aber das kam zu unerwartet und ging so stürmisch vorüber, daß sie fast mit Zittern daran zurückdachte. Kein Kränzlein hatte ihre Lokken geziert; sie war nicht an der Spitze eines fröhlichen Zuges mit schallender Musik zur Kirche geschritten. Sie mußte ohne das Geleite schmucker Brautjungfern in gewöhnlicher Haustracht vor den Priester treten. Zu ihrem Ehrentage hatte kein Hochzeitbitter im Festgewande, den Stock mit farbigen Bändern vor sich hertragend, die Gäste geladen zu Tanz und Schmaus. Und das Alles hätte sie noch tragen wollen in Ergebung, denn der Mensch muß sich in die Zeiten schicken und sie nehmen, wie sie eben kommen. Aber auch ihr Mann nahm sich gegen sie ganz anders, als sie es erwartete. Früh vor Tage stand er auf. Es wurde Mitternacht, bis er, zum Tode ermüdet, sein Lager suchte. Setzte er sich nach langem Zögern zum Essen nieder, war er verschlossen und hatte für alle Fragen seines lebhaften Weibchens nur eine kärgliche Antwort. Er war während des Tages bald dort, bald hier, am meisten aber bei den Gefangenen, mit denen er sich in den dreien Tagen mehr zu schaffen machte, als Vater Markwold, der doch

sein schwieriges Amt gewissenhaft verwaltete, in drei Monden gethan.

Das wurde eine zu schwere Last für die arme Else, sintemal sie auch im Hause und im Dorfe viele spitze Reden hören mußte, die um so weher thaten, als sie nichts darauf zu erwidern vermochte. Die Leute bleiben sich überall gleich, zu jeder Zeit nnd bei jedem Volke. Sollen sie für Andere schaffen oder geben, lassen sie es an sich kommen, und es dünkt ihnen kein Unrecht, wenn sie nach der dritten Mahnung noch immer säumen und denken, es kommt wohl noch zurecht. Haben sie aber auch nur mit einem Schein des Rechts von ihrem Nachbar Etwas zu fordern, was sie eigentlich leicht entbehren könnten, da sind sie schnell zur Hand. Und würde es dem Armen noch so sauer, sie möchten vor Ungeduld mit den Füßen strampeln, daß die ersehnte Taube ihnen nicht gleich gebraten in's offne Maul fliegt. Solche Forderungen hatten nun das Ingesind und die Dorfschaften zu stellen, und sie hielten nicht damit hinter'm Berge. Hochzeit war gewesen. Des Voigtes Enkelin hatte einen Mann bekommen, dem eigentlich Keiner die schmucke Dirne gönnte. Und nun sollten sie nicht einmal

einen fetten Schmaus und einen fröhlichen Tanz haben? Das war nicht erhört im Lande, seit es Hochzeiten gegeben. Die ersten Tage verhielten sie sich stille, denn es stand eine Leiche über der Erde, und es wäre unchristlich gewesen, auf der Bockspfeife oder auf dem Dudelsack neben einer Leiche zum Tanze aufzuspielen. Aber nun lag der Selige, der in seinen jungen Tagen auch gern fröhliche Gesichter um sich gesehen, schon drei Tage in der Erde. Darum, wenn der Kessel nicht alsbald am Feuer siede, sei das ein Verachten jedes löblichen Herkommens, das Keiner ungestraft wagen dürfe. Der junge Voigt möge sich vorsehen und bald Anstalten treffen, damit Jedem sein Recht geschehe, sonst werde man es ihm bitter empfinden lassen.

Solcherlei Gespräch kam zu den Ohren der jungen Frau und ihre Angst wuchs mit der Stunde, denn sie hatte wohl manchmal erfahren, was rebellisches Volk zu vollführen im Stande ist. Darum, als Erick zu Mittag einsprach und nach dem Essen mit einem stummen Gruße wieder hinaus wollte, brach Else in ein lautes Weinen aus und rief schluchzend:

„Das ist zuviel und ich habe es all' mein Lebtage nicht verdient!"

Erick sah sich nach seinem Weibe um, die, in ihrem Kummer noch schöner als sonst, vor ihm stand. Er sammelte seine Gedanken, die weit, weit ab waren, sah sie mit den bittenden Augen an, die ihm der Else Herz früher für immer gewonnen hatten, und sagte:

„Du hast tausend Mal Recht, Du armes Weib, und ich verdiene Deinen Zorn im vollen Maße. Aber, Liebchen, Du weißt nicht, was wie ein schwer Gebresten auf mir liegt, und es ist mein Kummer, daß ich es Dir nicht sagen kann. Gedulde Dich nur noch zwei Tage, dann will ich Dir offenbaren, so viel ich darf, und Du wirst sehen, daß ich nicht so schlecht bin, als Du jetzt von mir glauben magst. Nach zwei Tagen, Du gutes Kind, soll Musik erschallen im Burgplatze und in der Dorfschenke. Die Tische sollen brechen unter ihrer Last und der Meth soll in Strömen fließen. In zweien Tagen will ich fröhlich sein über die Maßen und kein Geheimniß, das mir gehört, soll mehr zwischen uns sein. Ist Dir das genehm und bist Du mit diesen Worten

zufrieden, so sage es mir und gieb mir einen herzlichen Kuß."

Schön Else antwortete auf diese Fragen nichts, aber sie fiel ihrem Manne um den Hals, herzte ihn und sagte zwischen Lachen und Weinen:

„Geh' denn, weil Du nicht anders kannst. Ich begreife zwar nicht, daß es so sein muß; aber Du sagst es, und weil ich Dich lieb habe, glaube ich Dir. Ich bin zufrieden, daß Du wieder fröhlich werden willst, wie vordem, und schweige. Aber den Leuten will ich sagen, was ihrer in zweien Tagen harrt, denn sie sind schon aufsässig ganz und gar und der Lärmen kann eher heute als morgen losbrechen."

„Thu' das, Else, und glaube an meine Liebe zu Dir. Sie steht fest und unerschütterlich, wie der Thurm, in dem wir hausen. Du sollst es schon erfahren."

Mit diesen Worten ging er hinaus und betrat die Stiege, die zum Königskerker führte.

„Woher zur ungewöhnlichen Stunde?" rief der Prinz dem Eintretenden entgegen.

„Die Zeit drängt, königlicher Herr!" entgegnete Erick Faaborg. „Darum bitte ich, daß Ihr mich

bald huldreichst entlaßt. Der Winter naht seinem Ende. Der geschmolzene Schnee rinnt in kleinen Bächen über die Haide, die Grashälmchen kriechen aus der Erde. Der Lenz ist da! Die Schwalben fliegen heim."

„Die Schwalben fliegen heim!" wiederholte der Prinz traurig.

„Unser armes Dänemark hat einen langen, unerträglichen Winter gehabt. Laßt mich die Schwalbe sein, die den neuen Frühling verkündet. Gebt mir Urlaub, hoher Herr, und sendet mich mit Euern Befehlen an die treuen Freunde, die Eurer harren."

„Bis morgen ist Alles für Dich bereit!" sagte König Waldemar nach einer Pause. „Ein Werk, wie es der Orlamünder vorhat, ist kühn. Nur der Verzweiflung kann es gelingen. Wäre ich in der Freiheit, würde ich es als das Werk eines Wahnsinnigen verwerfen. Im Kerker glaubt man an Alles. Vielleicht, daß diese kühne That meine Ketten sprengt. Dann will ich Jedem nach Verdienst lohnen. Dich aber, Erick Faaborg, der Du Dich treu wie Gold bewährt, will ich mit dreifachen Ehren überschütten . . ."

„Für Gold und Ehren habe ich es nicht ge-

than!" rief Erick rasch und eine lebhafte Röthe bedeckte sein Gesicht. „Ich that es, weil ich mein Vaterland liebe, weil ich ein ehrliches, treues Dänenkind bin und weil ich Euch mit Leib und Seele angehöre."

„Ja, das thust Du!" rief der Prinz. „Vater, Du hast mir den Erick zum Diener gegeben, aber ich kann ihn nimmer als solchen betrachten; er ist mir ein Freund und Bruder. Ich liebe ihn von ganzer Seele."

Er breitete die Arme aus und schloß den Junkherrn fest in seine Arme. Der König runzelte leicht die Stirn. Dem stolzen Waldemar war eine solche Gunstbezeugung selbst gegen den treuesten Diener eine Erniedrigung. Doch bezwang er sich und erst nach einigen Augenblicken zog er den Sohn sanft zurück:

„Ich weiß Dein Gefühl zu ehren, Prinz," sagte der König mit mildem Ernste. „Aber ich bitte, daß Du Dich nicht zu sehr erregst, denn wir haben noch Vielerlei zu erwägen, das Besonnenheit fordert. Erick wird Deine Gabe zu würdigen wissen und Dir bleiben, was er ist, Dein treuster Diener."

Erick hatte in seiner Erregung den eigentlichen Sinn der königlichen Worte überhört, und sagte lebhaft:

„Euch gehört Alles, was ich bin. Die neue Heimath verlasse ich und das geliebte Weib, das mir kaum geschenkt ist, zu Euerm Frommen."

„Darüber ist mir wenig zu Ohren gekommen," sagte der König. „Du bist beweibt? Wie geschah das? Sage mir Alles."

Der Junkherr that es und sagte dann: „Ich liebe meine Else und darum wird mir der Abschied nicht leicht, denn ich lasse sie ohne Schutz zurück und ohne Hoffnung eines baldigen Wiedersehens. Sie muß mich sogar vor der Welt für immer verlieren, denn als zugeschworner Wächter dieses Thurmes entfliehen und darauf vor Aller Augen zu demselben zurückkehren, hieße mich und sie ohne Zweck opfern. Wenn ich an das Alles denke, verwirren sich meine Gedanken, darum gehe ich am liebsten rasch darüber hin und bitte Euch, haltet mich nicht länger auf als bis morgen. An diesen Morgen wird meine Hochzeit von Alt und Jung, Burgsassen und Dorfsassen gefeiert und dann möchte ich im ra-

schen Taumel ohne langes Grübeln es mit einem Schlage beenden."

Gesenkten Hauptes ging Erick aus dem Gemache und hinter ihm klirrten die Riegel.

Eine rege Geschäftigkeit herrschte in dem Schlosse. Das Ingesind hatte alle Hände voll zu thun und sich deren noch aus dem nahen Dorfe Mehrere geborgt. Junkherr Joachim und seine Lyöe-Jäger, die abermals von einem Streifzuge heimgekehrt waren, spähten neugierig umher und erforschten bald, daß alle Anstalten zu einem großen Schmause getroffen wurden. Die wilden Gesellen thaten schön mit den Dirnen, um sich bei ihnen in Gunst zu setzen. Die Dirnen lachten und sagten laut Nein! und aber Nein! Aber heimlich trugen sie ihnen Alles zu, was sie erbeuten konnten, und nicht lange dauerte es, da war das Volk in der untern Halle so lustig und guter Dinge, als man es auf einer wirklichen Hochzeit nur irgend verlangen kann.

Von all' den Vorbereitungen, allem Singen und Springen, leichteren und groben Scherzen, die hin und wieder flogen, schienen nur zwei der Insassen nichts zu vernehmen, und das waren gerade Diejenigen, die es am meisten angehen sollte: Erick und

Else. Sie saßen im engen Wohngemache beisammen, weit über Mitternacht hinaus, ohne daß sie ahnten, wie spät es geworden, denn sie hatten sich Vieles zu erzählen und Vieles anzuordnen. Als darauf Alles geschehen war und Erick das sorgenschwere Haupt in die Hand stützte, zog Else ihn sanft an sich:

„Gräme Dich nicht, theurer Erick. Mein Herz ist voll Freudigkeit und ich will Deiner stets in Treuen gewärtig bleiben. Eine innere Stimme sagt mir, es wird ein Tag kommen, da wir uns freudig wieder sehen, denn solche Treue kann nicht ohne irdischen Lohn bleiben. Seit Du mir Dein Herz erschlossen hast, geliebter Mann, bist Du mir theurer, als ich sagen kann. Eine Verwandlung, die ich Dir nicht zu beschreiben vermag, ist in mir vorgegangen. Ich gelobe, daß ich zu allen Zeiten Deiner werth sein werde. Alle Pflichten, die Du mir hinterläßt, will ich mit Gewissenhaftigkeit erfüllen. Und wenn es der Himmel fügen sollte, daß wir uns hienieden nicht wiedersehen, will ich Dich betrauern bis zum Tode und Dir dort oben Rechenschaft ablegen.“

Sie umarmten sich weinend, und allmälig ver-

stummte der Lärmen in der Halle und im Hofe. Anderen Tages aber begann zur guten Zeit ein fröhliches Treiben. Festfeuer loderten auf, Dudelsack und Querpfeifen wurden geblasen. Es war des Jubelns kein Ende. Von allen Fröhlichen aber, die gesehen wurden weit und breit, waren keine fröhlicher und ausgelassener, als der Wirth und die Wirthin dieses Gelages. Keiner merkte es ihnen an, daß sie bis vor kurzem noch gar ernste Dinge mitsammen verhandelten, und die heiter lachenden Gesichter verdeckten ganz und gar das blutende, tief wunde Herz. Und je weiter es in den Tag hineinging, desto lustiger wurde es, so daß einer der Schenker sagte, er fände es natürlich, daß die Lust mit der Sonne stiege. Als aber am Nachmittage die Fröhlichkeit stets höher stieg, je mehr der Abend herein dämmerte, meinte er wieder, die Sonne hätte genug, aber die lieben Sternlein wollten nun auch ihr Theil. Dazu sei aber noch lange nicht genug des Jubels, denn es gebe der Sterne so viele, daß auf Jeden nur ein geringes Theil käme.

Den Ausspruch erhaschte Junkherr Joachim von Boitzenburg und meinte mit lallender Zunge, „das könne nicht sein. Die Sterne wären schon alle toll

und voll, denn sie drehten sich um ihn im Kreise und der Mond schneide das tollste Fratzengesicht."

„Immer noch ein manierliches gegen das Euere!" rief der junge Voigt lustig. „Die Kindlein, die in den Mond gucken, strecken auch verlangend die Hände nach ihm aus; aber bei Euerm Anblicke machen sie die Augen zu und schreien Zeter. Wahrlich, Junkherr, ich glaube, Ihr könnt auf Euerm Gesichte zehn Gewitter zugleich erscheinen lassen und es wäre noch Platz zu einem eilften."

„Voigt! Voigt!" rief der Junkherr glühend vor Zorn und griff nach der schweren Kanne, noch überlegend, ob er sie erst leer trinken, oder mitsammt ihrem Inhalte dem Spötter an den Kopf schleudern sollte. Der aber lief lachend davon und war bald an einer entfernteren Stelle, wo er die trägen Zecher durch heitere Laune und lustige Liedlein zur lauten Fröhlichkeit aufstachelte. Dauerte auch nicht lange und all' überall war das Fest, das für Augenblicke in's Stocken gerieth, wieder im vollen Gange.

Getrunken ward mehr, als sonst irgendwo. Tolle Tänze wurden ausgeführt und halsbrechende Sprünge. Einer trachtete den Andern zu überlisten in Wage-

halsigkeiten, und Mancher war schon so arg dabei zugerichtet, daß er wochenlang zu thun hatte, die Brauschen und Brüche zu heilen, die er davon getragen. Was auch Jemand ersann; war es auch noch so toll und abentheuerlich, der Voigt fand es nicht sonderlich und gab etwas an, das noch toller und abentheuerlicher klang. Aber es blieb ungeschehen, denn Keiner hatte Lust, seine gesunden Gliedmaßen an solche halsbrechende Wagestücke zu setzen.

„Was sagt Ihr?" fragte ein stämmiger Bursche. ‚Ob ich über jenen Graben springen kann, ohne Anlauf und ohne Springstock? Könnte möglich sein, aber auch mißglücken, dieweil ich schon mehr Meth im Kopfe habe, als Wasser in meinem Hechtteiche. Wenn ich zu kurz springe, gerathe ich unter das Eis und finde mich nicht wieder heraus. Ich lasse es bleiben."

„Bist ein altes Weib!" entgegnete ein Zweiter. „Drei Mal nach einander will ich springen, wenn es etwas Rechtschaffenes lohnt. Aber umsonst ist der Tod!"

„Und ich thue es mit verbundenen Augen!" rief ein Dritter, der ein ganz besonderer Prahlhans war. „Die Augen sollt Ihr mir zubinden, ehe ich

zum Sprunge ansetze und ich bringe mich doch glücklich hinüber."

„Das thue ich auch!" rief ein Vierter. „Aber ich thue noch etwas hinzu. Nicht nur vorwärts hinüber, sondern auch rückwärts wieder hierher. Ihr sollt's mit eignen Augen sehen."

Die Kerle logen in ihrem Uebermuthe einander so voll, daß der Teufel ihre armen Seelen haben konnte um einen halben Weißpfennig. Ein alter, in hundert Fehden graugewordener Kriegsmann aber, der mit lahmen Beinen dabei stand, lachte sie allesammt aus und sagte dann spottend:

„Das sind mir die rechten Kunststücke! Prahlen diese Wickelkinder mit ihren Heldenthaten im Springen, als ob es etwas gar Absonderliches wäre, über eine solche Rinne wegzusetzen. Das thue ich alle Tage und zwar auf den Händen, da mir die Beine fehlen."

Das Feuer, das in der Mitte dieses Kreises brannte, loderte gerade hoch auf, da der Wind hinein fuhr und die Funken weit umherstreute. Mitten in diesem Feuerregen stand der lahme Kriegsmann und die Flamme beleuchtete sein zum argen Spotte verzerrtes Gesicht so grell, seine schwarzen Augen

funkelten so diabolisch darein, daß Keiner ihm etwas zu entgegnen wagte.

Dies war gerade der Augenblick, als der junge Voigt, der die Runde gemacht hatte von Gruppe zu Gruppe, wieder bei dieser anlangte, von welcher er ausgegangen war. Er war einem muntern Trupp begegnet, der in lustigem Mummenschanz einherzog, angeführt von einem Gecken, der mehr mit seinem groben Knittel als mit seinem scharfen Witz hinter den Leuten her war. Dieser sprang auch dem Voigt in den Weg und wollte sich in seiner Weise mit ihm abfinden. Aber Erick verstand dies unrecht, entriß dem plumpen Burschen den Knittel, bläute ihn tüchtig mit demselben durch, setzte sich zum Siegeszeichen dessen Schellenkappe auf und lief lachend davon, bis zu den Großprahlern am Graben. Als er nun hörte, was für ein Sprung hier gethan werden sollte und wie Einer den Andern im Lügen überbot, höhnte er sie sammt und sonders:

„Ihr Memmen und feigen Narren! Ist das auch etwas, dessen sich ein Mann rühmen darf, der seine gesunden Gliedmaßen am Leibe hat? Holt Euere zwei- und dreijährigen Buben von der Streu und Ihr werdet sehen, daß sie Euch den Sprung

vormachen, ohne eine Miene zu verziehen. Aber wenn Einer von Euch wahrhaften Muth hat, der folge der Spur, die ich im Schnee zurücklasse und sehe, wie ich über den schwarzen Teich wegtanze."

Als der Voigt das von dem „schwarzen Teiche" sagte, verstummte sogleich das wüste Geschrei. Alle schauten sich an, als ob sie sagen wollten: „Giebt es wirklich ein lebendes Wesen, das einer solchen That fähig wäre?"

Der „schwarze Teich" lag aber tausend Schritte nordwärts von dem Graben, an dessen Rand die Springer standen. Es war ein mooriges Schlammwasser und so tief, daß es noch Keinem gelungen war, den Grund desselben aufzufinden. Nirgends war ein sichtbarer Abfluß und allerlei Schlingkraut breitete sich über denselben hin. An seinem Ufer wimmelte es von Kröten und anderm Gewürm; Irrwische hüpften in Unzahl um denselben und im Munde des Volkes lebten grausige Spukgeschichten von dem „schwarzen Teiche" und den bösen Geistern, die auf seinem Grunde hauseten. Seit vielen Jahren — Keiner wußte eigentlich, wie lange es her sei, — war der Teich in diesem Winter zum ersten

Male wieder mit einer Eisdecke belegt, deren Stärke zwar Niemand zu prüfen wagte, die aber noch zusammen hielt, obgleich die Sonne und der laue Westwind hier das ihrige gethan hatten und manche Wasserbläschen durch das mürbe Eis drangen.

„Nun?" rief Erick und sah die Prahlhänse der Reihe nach mit Verachtung an. „Seid Ihr sammt und sonders stumm geworden? Ist Euer Heldenmuth verdampft? Aber ich habe kein Recht, Euch zu schelten, bis ich wahr machte, was ich gelobte, und das soll in dieser Minute geschehen."

Die Bauern hatten mitsammen geflüstert und einer derselben trat jetzt an Erick heran:

„Ihr werdet doch aus einer im Trunke herausgestoßenen Teufelei nicht Ernst machen wollen? Bei der Tollheit, die wir vorhatten, kann man höchstens einen Fuß verstauchen, oder ein kaltes Bad nehmen. Aber bei dem, was Ihr vorhabt, setzt Ihr nicht blos Euer irdisches, sondern auch Euer Seelenheil daran. Davon muß ich Euch mit allem Fleiße abmahnen."

„Thut's nicht, Herr!" sagte ein Anderer. „Ihr habt erst vor wenigen Tagen ein Weib gefreit, so gut und schmuck, daß es Euch von allen Junggesellen beneidet wird. Denkt an die arme Else, Herr

Voigt. Wenn sie zur Stelle wäre, Ihr würdet nimmer wagen, Gott so schwer zu versuchen."

„Holt sie doch! Holt sie doch! Sagt, ihr Mann sei toll geworden!" rief es in der Menge.

Der alte, lahme Kriegsknecht humpelte auch heran und legte seine gesunde Hand auf Ericks Arm:

„Zum Donner mit allen Tollheiten. Ein vernünftiger Mann muß Maaß halten in jedem Dinge. Die Hasenfüße kann ich nicht leiden und mache sie weidlich herunter, wie Ihr vorhin selbst gehört habt. Aber ich mag auch die übermüthigen Gesellen nicht, die dem Teufel und seiner Hölle aus reinem Uebermuth Trotz bieten. Haltet Euch den Satan vom Leibe, denn so er nur ein Zipfelchen Eures Mantels hat, seid Ihr der seine für immer."

Erick hatte auf alle diese Ansprachen nichts erwiedert, als daß er ein Paar Mal so heftig mit dem Kopfe schüttelte, daß die Schellen an der Kappe hell klingelten.

Da rief Einer aus der Menge mit lauter Stimme dazwischen:

„Gebt Euch doch nicht soviele Mühe, ihn von dem Wettlauf über den schwarzen Teich abzuhalten. Er thut's ohnehin nicht."

„Das untersteht Du Dich, mir zu sagen?"

schrie Erick zornig, und langte sich seinen Mann aus dem dichtesten Haufen heraus. „Jetzt machst Du zuerst den Sprung über den Graben, aber nicht allein, sondern mit meiner Hülfe."

Mit diesen Worten faßte er den sich heftig Sträubenden am Leibgurt, hob ihn wie ein Bündel Heu vom Boden auf und warf ihn über den Graben weg, an dessen jenseitigem Ufer er mitten in das Röhricht hinein fiel.

„Und nun gebt freie Bahn!" rief Erick laut auflachend. „Der da drüben steht mir nicht mehr im Wege."

Alle wichen zurück. Sie hatten ihren Gefährten durch die Luft fahren sehen und konnten nicht begreifen, wie es geschehen war. Jeder hätte gern Erick von dem verwegenen Laufe zurückgehalten, aber ehe noch Einer die Hand zu erheben vermochte, war er schon weit von ihnen entfernt.

„Ich glaube noch immer nicht, daß er so tollkühn ist!" rief Einer.

„Und wenn er es doch thut, ist's nicht zum Schaden, wenn ein Christenmensch in der Nähe ist."

„Du hast Recht. Wäre es auch nur, um Zeugniß abzulegen für seinen Tod, denn Wer seinen Fuß

einmal auf den schwarzen Teich setzt, der kommt nicht wieder herunter. Also ihm nach!"

„Ihm nach! Ihm nach!" riefen Alle und eilten in der Richtung des Teiches davon.

Aber den Voigt holten sie nicht ein. Sie fanden ihn auch nicht am Uferrand. Kröten und anderes Gewürm, von den Fußtritten aufgeschreckt, fuhr zischend unter das Eis. Sie fanden an einer Stelle das Schilfgras niedergetreten. Einer, der sich am weitesten vorwagte, wollte bemerken, daß sich in den Schnee die Spur eines menschlichen Fußes eingedrückt habe. Er streckte den Kopf neugierig weiter vor, aber einer seiner Gefährten riß ihn heftig zurück:

„Sticht dich der Hafer, Hanpeter, daß Du dem Teufel gerade in die Augen schauen willst? Das darf ich nicht leiden, dieweil Du der Mann meiner Schwester bist, die mir zur Last fiele, wenn Dir das Genick umgedreht würde."

„Haben uns überhaupt zu einem Tollmannswerk hinreißen lassen," sagte ein Anderer. „Wenn der Voigt mit dem Gottseibeiuns! ein Bündniß eingehen will, so laßt ihn gewähren. Warum mengen wir uns darein? Aber weil wir nun einmal hier stehen, wäre es gut, wenn wir ein frommes Gebet

hersagten, damit uns der Böse nichts anhaben kann. Einer von uns betet laut vor und die Andern sprechen es ihm nach. Harm Köster, Ihr seid der Mann dazu, ein Wort mit dem lieben Herrgott zu reden. Die ganze Gemeinde kennt Euch als 'nen frommen Christen. Darum betet uns vor."

„Will Euch vorbeten," entgegnete Harm Köster und zog das Käppel. „Der Herrgott wird's besser verstehen, als ich's machen kann. Ihr aber sprecht mir nach, so gut Ihr könnt."

Der Alte sprach nun ein langes Gebet, worin er Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, zusammt der Mutter Gottes, und alle Erzengel und Erzväter um Schutz und Beistand für sich und seine Freunde gegen des Teufels Listen anflehte, setzte dann sein Käppel wieder auf und sagte:

„Das ist mit allem Fleiße geschehen, lieben Brüder, und keine Macht des Teufels kann uns etwas anhaben, denn ein solch geistlich Mauerwerk vermag er nicht zu durchbrechen. Nun aber ist's auch unsere Pflicht, bis zum Morgen hier auszuharren, ob wir vielleicht erspähen können, was aus dem Manne geworden ist, der sich aus reinem Uebermuthe in's Verderben stürzte. Ihr seid fromm ge-

wesen und gottselig, lieben Brüder, mit Euern Worten; Ihr werdet es nun auch sein in guten Werken."

Waren ihrer Wenige, die Lust dazu bezeugten, dieser Aufforderung zu folgen, und hätte nur Einer sich dagegen aufgelehnt, die Anderen wären ihm mit lautem Halloh beigefallen. Aber Jeder schämte sich vor seinem Nachbar. So kam es, daß sie mit dem alten Harm Köster, dessen Frömmigkeit ihnen jetzt sehr unbequem wurde, die Wache halten mußten am schwarzen Teich und war ihnen nimmer eine Nacht so lang geworden, als diese. Sie standen auf einen Haufen zusammen gedrängt, mit klopfendem Herzen in die Dunkelheit hinaushorchend, nur selten einige Schritte sich entfernend und dann stets schnell zu einander zurückkehrend. Sie erhorchten Nichts, als das Pfeifen des Windes im Rohr und das heisere Krächzen eines Nachtvogels, der mit unbeweglichen Schwingen über ihre Häupter weg schwebte.

Endlich flog der erste Schein der Dämmerung über die einsame Haide. Die Harrenden begrüßten ihn mit lautem Jubel und sahen fröstelnd dem anbrechenden Tage entgegen.

Er kam und warf sein volles Licht auf den

schwarzen Teich. Die Männer erschraken fast, als sie frei um sich schauen konnten. Erick hatte im Laufen sein Wamms, das ihm hinderlich geworden sein mochte, von sich geworfen. Es war an einem Busch hängen geblieben. Aber auf dem Eise lag die Schellenkappe, die er getragen, und der Wind trieb sie vor sich her, im bunten Zickzack, dem Ufer zu. Die Spuren im Schnee, die man in der Nacht gesehen zu haben glaubte, zeigten sich nun ganz deutlich. Sie führten der Mitte des Teiches zu und diese zeigte freies, vom Winde gekräuseltes Wasser, während die einzelnen Schollen sich um die große Waake wie ein Bollwerk zusammen geschoben hatten. Ein unwillkürlicher Schauer ergriff die Männer:

„Es sieht's Jeder mit gesunden Augen," sagte Einer, „daß der Mann in seinem Uebermuthe verunglückt ist."

„Ja, das sehen wir. Hat er es doch selbst so haben wollen. Mich freut's nur, daß wir hier geblieben sind und freies Zeugniß ablegen können von seinem Tode. Das erspart vieles Hin- und Herreden, wenn es eines guten Tages nöthig wird,

daß in dieser Angelegenheit Alles klar sei für Jedermann."

Diese Worte sprach Einer, der sich früher vergebens um die Hand der schönen Else und ihre gute Mitgift beworben hatte und nun gleich daran dachte, daß sie Wittwe geworden.

„Da kommt die Schellenkappe!" riefen Zwei der Jüngeren. „Der Wind treibt sie gerade auf uns los! Hu! Wie die Schellen so grauselich darein klingen!"

„Greift sie! Greift sie!" rief ein Anderer. „Sie ist ein Zeugniß mehr für den Tod des Mannes, der uns zu einer unbequemen Nachtwache verholfen hat."

„Greifen ist's!" hieß es gleich darauf, und indem sich Alle zum Abmarsch anschickten, sagte Harm Köster:

„Wir gehen mitsammen zum Thurm und verkünden dort, was zur Nacht geschehen. Das arme Weib! Diese Botschaft ist für sie wenig besser, als ein Todesstoß. Gott tröste sie und verzeihe dem Manne, der im tollen Uebermuthe ein solches Leid über sein Haus gebracht hat."

Und schweigend gingen die Männer neben einander ihre Straße.

Das gab keinen geringen Aufruhr, als es hieß: Der Voigt vom Dannenberg hat in der Trunkenheit über den schwarzen Teich laufen wollen und ist von dem Teufel mit gebrochenem Genick in die Tiefe gestürzt worden. Vielen genügte es nicht mehr, daß der Gottseibeiuns! nur unsichtbar die Hand im Spiele hatte. Sie erzählten sich von einem Manne, der es mit eigenen Augen gesehen, wie der Teufel aus dem Teiche aufgetaucht sei mit leuchtenden Augen und glühender Zunge und den Verwegenen unter höllischem Gelächter mit seiner Kralle gefaßt habe und mit ihm in die Tiefe gefahren sei. Zuletzt aber hatte der Mann dies so oft und mit solchen Zusätzen erzählt, daß er sich fest einbildete, er sei selbst dieser Mann, und die Gemeinde wußte sich etwas damit, daß sie einen Kerl unter sich habe, der den wahrhaften Teufel bei lebendigem Leibe gesehen hatte, ohne vor Schrecken des blassen Todes zu sterben.

Waren dessenungeachtet Manche draußen und im Thurm, die den Tod des Voigtes bezweifelten. Am meisten aber zweifelte sein Weib. Sie mein-

ten Alle, dem Erick sei nur etwas zugestoßen und er werde noch im Laufe des Tages heimkehren. Als aber dies nicht geschah und die Boten, die hinausgegangen waren, ihn zu suchen, mit stummem Achselzucken heimkehrten, mußten sie es wohl glauben und Jeder ging schweigend in seine Behausung. Schön Else setzte sich in ihr einsames Kämmerlein und sagte händefaltend:

„O Gott und Herr! Sei mir gnädig und barmherzig in meinem Leid. Armer Erick! Wie sagtest Du mir doch, als Du mich gestern verließest? Die Schwalben fliegen heim."

Bei diesen Worten brach sie in ein lautes Weinen aus.

Als sie am andern Morgen sich dem Ingesind zeigte, war sie ruhig. Tief im innersten Herzen hatte sie ein schweres Leid vergraben und wußte Keiner, wie es an ihrem Herzen nagte. Sie verrichtete die Arbeiten, die sonst ihrem Manne oblagen, mit stiller Geschäftigkeit und nur, wenn sie von Allen unbemerkt war, rang sich ein schwerer Seufzer von ihrem Herzen los.

Erschreckt hatte König Waldemar die Kunde von dem Ereigniß vernommen. Er wußte genau Alles,

was Erick ihm bei'm letzten Abschiede gesagt hatte und doch traf ihn diese Nachricht mit ihrer ganzen Schwere. Der Prinz konnte sich der Thränen nicht erwehren. Er zog sich in seine Kammer zurück und sagte:

„Als er von mir schied, sagte er mit wehmüthigem Lächeln: Getrost! Die Schwalben ziehen heim. Gieb, Herr und Gott, daß ich diese Worte nicht in einem andern Sinne deuten muß. Sie würden mir stets wie eine Mahnung aus dem Grabe in die Ohren klingen."

Es war ein trüber Tag, der sich über das weite Haideland ausbreitete. Und doch leuchtete er sonnenhell, der Stimmung gegenüber, welche die Bewohner des Thurmes beherrschte. Sie lastete so drückend, daß selbst Junkherr Joachim sich ihrer nicht entziehen konnte und mit einem kräftigen Fluche in den Sattel sprang, um seinen Aerger auszutoben. Und seine Genossen sprengten so wild hinter ihm darein, daß die Erde von den Hufschlägen ihrer Rosse erdröhnte.

Fernab, am Rande dieser wüsten Haidestrecken, wo diese hinabsteigen zu den reichen, fruchtbaren Niederungen, die an den Ufern der Ströme in Be-

haglichkeit sich sonnen, zog ein Ritter sammt seinem Knappen verdrossen seine Straße. Das war Ritter Wulf von Borsfleth, der von dem Erzbischofe Gerhard von Bremen auf ein unbekanntes Abenteuer hinausgesendet ward. Der Ritter schaute so mürrisch darein, daß man bald inne ward, seine Sendung habe bisher nur einen geringen Erfolg gehabt.

„Mein Seel', Herr Ritter!" sagte Hansel, der seinem Herrn zur Seite ritt und auf alle Fragen keine Antwort erhielt, „wenn Ihr mir nicht gutwillig Rede steht, falle ich Euerm Rosse in die Zügel. Wir wühlen nun schon stundenlang in diesem sumpfigen Boden fort und das Vieh kann sich kaum noch auf den Beinen halten. Ihr müßt absitzen und ihm einige Ruhe gönnen, sonst liegt es am Abend da und streckt alle Viere von sich. Dann müßt Ihr zu Fuße weiter ziehn."

„Schon gut, Hansel!" entgegnete der Ritter. „Wie Du willst. War mit meinen Gedanken schon weit voraus."

„Ist ein Leid mit dem jungen Volke, wenn ihm die Liebe im Kopfe spukt," brummte der Knappe vor sich hin und sagte dann zum Ritter: „Dort

liegt ein umgestürzter Baumstamm; der ist wie zum Ruhesessel für Euch gemacht. Wir kehren also nun heim?"

Der Ritter bejahte.

„Nun, bei unserer lieben Frauen, dann möchte ich, es begegnete uns noch geschwind ein Abenteuer, damit ich es daheim erzählen könnte. Bin schon zu manchem Strauß hinausgezogen in Ernst und Schimpf, aber so ist's mir nimmer gegangen. Wenn kein Gelübde Euch bindet, Herr, sagt mir um Christi Willen, warum trabten wir diese öden Haidestrecken auf und ab?"

„Ich suchte etwas."

„Dann, Herr Ritter, begreife ich Euer trübseliges Gesicht, denn ich kann bei dem Leibe unseres heiligen Erlösers schwören, daß wir nicht das Geringste gefunden haben. Köhler und Schaafhirten waren unsere einzige Gesellschaft, und wäre nicht das Abenteuer mit dem erfrornen Bauerburschen gewesen . . ."

Ritter Wulf unterbrach den Knappen: „Dieser Bauerbursche! Es war etwas Geheimnißvolles damit. Es wurmt mich, daß ich nicht strenger in ihn drang."

„Was konntet Ihr Sonderliches thun? Der Bursche war bei der wilden Bande, die unsere Arme zusammen schnürte, so gut bekannt, als auf dem Schlosse. War überall ein unheimlich Wesen zwischen den alten, steinernen Thürmen. Mir ward's erst leicht um's Herz, als wir sie hinter uns hatten."

„Hätte ich nur noch dort verweilen können!" rief der Ritter lebhaft. „Aber die Aufnahme war solchergestalt, daß ich nicht länger rasten durfte. Und doch . . . Es ist vorbei! Auch unterweges habe ich nirgends gefunden, was ich finden sollte. Der Erzbischof ist entweder von einer falschen Kunde hintergangen, oder er hat mich getäuscht, um mich von Gertrud zu entfernen . . ."

Er hielt betroffen inne. Hansel that, als hätte er nichts vernommen, sondern sprach den Pferden gütlich zu und wandte sich dann wieder zu dem Ritter:

„Ihr sagtet mir nicht, was Ihr unterweges suchtet. Vielleicht hätte ich Euch mit meinen Augen zu Hülfe kommen können. Gut sind sie, kann ich Euch sagen. Sehen sie auch nicht gerade durch

ein Brett, so gewahren sie doch den Reiter, der querfeldein auf uns zutrabt."

„Mein Pferd, Hansel!" rief Ritter Wulf und war mit einem Sprunge in den Sattel. „Wer weiß, was jener lustige Gesell uns bringt. Man muß auf alle Fälle gerüstet sein."

Hansel nickte beistimmend und zog sich dann hinter seinen Herrn zurück, der dem rasch nahenden Reiter entgegen rief:

„Wohin mit solcher Eile, Herr?"

„Hinab in die Niederung!" entgegnete Jener. „Beliebt's Euch, reiten wir mitsammen. Wenn man sich so lange in dieser Wüstenei herumtummelte, als ich, bekommt man sie satt zum Ueberdruß. Ihr müßt nachgerade auch vollauf genug davon haben, Ritter Wulf!"

Ritter Wulf sah überrascht nach dem jungen Reiter hinüber:

„Kennt Ihr mich?"

„Nannte Euer Knappe Euch nicht bei Namen, als er mit der Hand nach mir zeigte? Ich habe ein gutes Gehör, wie Ihr merkt. Aber das ist noch nicht Alles. Wäret Ihr auch noch weiter entfernt gewesen, und hätte Euer Hansel noch lei-

ser gesprochen, ich hätte es doch verstanden, sammt Allem, was er zur Zeit noch verschwieg. Wenn man lange in dieser Einsamkeit lebt, schärfen sich Auge und Ohr. Das würdet Ihr bei längerem Bleiben auch erlebt und Alles gefunden haben, was Ihr suchtet."

„Wer seid Ihr? fragte der Ritter staunend. „Woher wißt Ihr meinen Namen?"

„Weil ich ein Zauberer bin!" entgegnete Jener lachend.

„Die Straße ist frei, Herr!" rief der Ritter erregt. „Aber nicht Jedem, der mit uns gleichen Weg zieht, ziemt es, in solcher Art zu kurzweilen. Ich habe Euch nie gesehen."

„Wenn Ihr das sagt, beweist Ihr nur, daß Ihr entweder leicht vergeßt, oder daß ich Euch zu geringe erschienen bin, um überall auf mich zu achten. Ich überlasse Euch Euern Gedanken und werde Euch nur antworten, wenn Ihr mich höflichst darum ersucht."

Damit lenkte der fremde Reiter sein Roß seitwärts und ritt fürbaß, ohne sich nach dem Ritter umzusehen.

Hansel hatte den Fremden mehrere Male kopfschüttelnd betrachtet.

„Soll mich der Donner, wenn das nicht .... Aber, wie käme Der hierher? — Ich irre doch nicht .... Mein junges Herrlein ist vor Liebe blind, sonst müßte er ja — Aber einen Wink muß ich ihm geben, damit er weiß, woran er ist. Gestrenger Herr! Gestrenger Herr!“

Bald war der Knappe an des Ritters Seite, und flüsterte Diesem zu:

„Was dünkt Euch von jenem Reiter?“

„Kennst Du ihn?“ fragte Jener rasch.

„Sollte es meinen. Seht ihn recht scharf an, Herr Ritter, und sagt mir dann, ob ihr nicht 'ne Aehnlichkeit mit dem Bauerburschen findet, der im Schnee vor uns lag und ohne unsere Hülfe das Tageslicht nicht wieder gesehen hätte?“

„Bei Gott, Du hast Recht!“ rief der Ritter. „Es kann kein Anderer sein.“

„Mit Haut und Haar ist er's! Jetzt sieht er stattlicher aus, als damals. Was meint Ihr zu diesem Abenteuer?“

„Was bedeutet das?“ sprach der Ritter fragend vor sich hin.

„Das bedeutet, daß wir von 'nem Tölpel genarrt wurden," entgegnete Hansel. „Mit Euerm Wohlnehmen, Herr; aber er schien mir damals gleich kein Bauer zu sein."

„Ich will Licht haben!" rief Wulf von Borsfleth und sprengte an den fremden Reiter heran:

„Mit Vergunst, Herr! Ihr habt Euch vorhin auf eine so seltsame Weise an mich gedrängt, daß ich weitern Aufschluß von Euch haben muß. Ihr erkanntet vorhin mich. Jetzt erkenne ich Euch."

„Dies Erkennen kommt etwas spät," entgegnete Jener gleichmüthig. „Wenn man Jemand erstarrt am Wege findet und als treuer Samariter ihn pflegt, kennt man ihn gewiß nach einiger Zeit wieder, auch wenn er ein anderes Wamms trägt, als damals. Ihr habt mir das Leben gerettet und ich habe es dadurch wett zu machen gesucht, daß ich Euch vor den Fangschnüren der Lyöe-Jäger bewahrte, die große Lust hatten, Euch wegen Eurer Streifzüge auf ihrem Jagdgrunde baumeln zu lassen."

Hansel bekreuzte sich: „Heilige Mutter Gottes, stehe uns bei! Was hätten Erzbischöfliche Gnaden daheim gesagt und was wäre aus unserer lieben Frauen geworden?"

„Was schwatzet Ihr da?“ rief Ritter Wulf unwillig aus. „Soll ich es bereuen, Euch wieder angesprochen zu haben?“

„Eures Gefallens!“ entgegnete Jener ruhig. „Es steht von Hause aus ein feindlich Gestirn zwischen uns Beiden und es ist ein Wunder Gottes, daß Ihr, der bestimmt war, mir den Garaus zu machen, mich wieder vom Tode zum Leben riefet und meiner Bestimmung zuführtet. Das mußte ich Euch doch vergelten und Euch zum Abschiede für diese Barmherzigkeit danken. Will es auch nicht vergessen, wenn wir uns vielleicht einmal in offner Feldschlacht begegnen.“

„Wäret Ihr vielleicht . . . .?“

„Bin's!“ sagte Jener mit Lachen. „Euer Herr scheint mir ein schlauer Fuchs zu sein. Er wußte, daß der Däne die Fährte kannte, die zu dem gefangenen Löwen führt und wollte ihn hindern, dieser zu folgen. Ihr wart der Jäger, der den treuen Hund niederstechen sollte, welcher die Botschaft in den Kerker des gefangenen Kronenträgers trug. Ihr habt es nicht gethan, sondern ihn gepflegt mit Euerm letzten Tropfen Wein und ihm obenein das

Geleite gegeben bis an die Schwelle des Dänenthurms."

„So schlage der Donner darein!" rief Hansel, aus dem Sattel auffahrend.

Ritter Wulf von Borsfleth war verstummt. Die Röthe der Schaam deckte sein Angesicht.

Erick Faaborg neigte sich zu ihm und sagte zutraulich:

„Was könnte es Euch nutzen, wenn wir nach beendigter Sache uns noch die Hälse brächen? Ihr habt nicht verhindern können, daß ich zu dem Könige gelangte. Mir ist es nicht gelungen, seine Kette zu lösen. Er bleibt im Thurm. Wir stehen an der Gränze der Haide, wo uns neckische Kobolde narrten und sich im Kreise mit uns drehten. Gehabt Euch wohl, Herr, und laßt meine Worte von vorhin nicht in den Wind gesprochen sein. Ich halte fest daran und denke es Euch zu beweisen. Euer Weg führt jetzt hier hin, der meine liegt dort. Der Winter ist vorüber: Die Schwalben ziehen heim!"

Er setzte seinem Pferde die Sporen in die Seiten, und ehe noch der Ritter ihm etwas entgegnen konnte, war er schon eine weite Strecke voraus.

„Die Schwalben ziehen heim!“ sagte Ritter Wulf vor sich hin. „Aber, ob sie das alte Nestlein wiederfinden? Die alte Heimath und die alte Liebe? Wer sagt es ihnen?“

Und voll des tiefsten Schmerzes, dessen er sich nicht erwehren konnte, zog er schweigend seine Straße.

Kelch wider Krone.

Sommerlich glänzte der Himmel in Gold und Azur. Der würzige Duft der Buchenwälder verbreitete sich über alles Holstenland. Unter ihrem Schattendache blitzten die See'n und Teiche wie hundert Sterne. An ihrem Ufer weilten die Heerden in unabsehbarer Menge. Auf den Feldern wogten die grünenden Saaten in seltner Fülle. Alles Land von der Elbe bis zur Levensau war ein Bild des reichsten Segens. Ein offener Tisch des Herrn für alle glücklichen Geschöpfe.

Aber leichte Wolkenschatten verkündeten bereits die von zwei Seiten heraufziehenden drohenden Ungewitter. Vom Bremischen her kam es über die Elbe. Bunt zusammengewürfelte Haufen aus allerlei abenteuerndem Volke, wie es sich auf den Land-

straßen findet, dürstend nach Beute oder Ruhm, kämpfend für Den, der ihm am meisten bietet, erklärter Feind alles Besitzes; in der einen Hand das Schwerdt, in der andern die Würfel; nüchtern, wenig besser als das Vieh und trunken tief unter diesem. Gewissenloses Gesindel, das sich mit demselben Gleichmuthe für die Tiare, wie für den Halbmond umbringen läßt; das selbst nichts achtet und keine Achtung verlangt. Eine Schaar blutiger Schlächter, die nur zwei Sinne hat: „Soff und Gold."

An der Spitze dieses Zuges schritt Waldemar, der ruhelose Schleswiger Bischof, der ehemalige Gefangene in der Klosterzelle von Lockum. Herr Gerhard von Bremen war es gewesen, der diesen Zug angestiftet, um sich den beschwerlichen Gast vom Halse zu schaffen. Selbst mischte er sich nicht darein, aber Bruder Cuno, der grimmige Feind der Wahrheit und Märtyrer der Lüge, sammt seinen Genossen, die stets zur Hand waren, wo es ein arges Stück des Truges und der Hinterlist zu vollbringen gab, hatten sich für guten Lohn dem Bischofe Waldemar zum Dienst verpflichtet, und bald sah der ehrgeizige Prälat sich als das Haupt eines

sengenden und plündernden Haufens, mit welchem er das Danewerk durchbrechen und sich wie ein verheerender Strom über Jütland und Fühnen ergießen wollte.

„Jütland und Fühnen!" rief der Bischof, und „Jütland und Fühnen!" riefen die Führer ihm nach, die sich um seine Person geschaart hatten. Es waren herabgekommene Edelleute, die das Ihrige verpraßten, und mit dem Schwerdte in der Hand ein neues Erbgut sich erringen wollten. Leichtsinnige Dänenkinder, welche die Heimath hatten verlassen müssen, und es nun am Vaterlande rächen wollten, daß sie nicht wie Strolche darin hatten hausen dürfen. Nur Wenige waren darunter, die deshalb zur Waffe griffen, weil sie, von dem Rechte des Bischofs überzeugt, dem Kelche das Schwerdt zugesellten und kaum Einer, der aus Liebe zu dem streitsüchtigen Kirchenfürsten sich in den Sattel geschwungen hätte.

Und von der andern Seite wogte es von der Königsau heran. Vorüber am Busen der Schlei, wälzte es sich gen Westen den geistlichen Söldnern entgegen. An der Spitze des Zuges ritt Herr Hugo von Wittstock, ein Ritter aus den Gesippe

des Orlamünders, der mit seinem Deutschen Schwerdte gegen Deutsche Brüder focht, um den Danebrog bei Ehren zu erhalten. Waren nur wenige Inseldänen im Zuge. Dagegen hatte Herr Hugo Alles aufgeboten, was von Skagen bis Kolding an rüstigem Volke zu finden war. Die Danebrogsfahne pflanzte er vor ihnen auf; den König Waldemar versprach er aus seiner Gefangenschaft zu befreien ohne Lösegeld, und im Voraus gab er der Plünderung preis, was jenseits der Schlei zu finden. Keinem, der sich ihm zur Heeresfolge verpflichtete, solle die errungene Beute streitig gemacht werden; sie durften nehmen mit List und Gewalt, Wem und Was sie wollten und nur Dem sollten sie nichts zu Leide thun, der ihnen das Seinige mit Freudigkeit entgegen trüge. Solcherlei war den Jüten stets eine willkommene Lockung und sie zogen mit lautem Gesange heran, voll Begier, die Säckel zu füllen und sich mit dem Feinde zu messen. Die Küsten entlang fuhr eine Dänische Ruderflotte auf und ab, an deren Bord jedes Beutestück gebracht wurde und die dafür von den Inseln herbeischleppte, was dem Landheere mangelte.

Es ward Abend. Einzelne Sterne blinkten durch

den Nebelduft. Beide Heere lagerten — einen spiegelklaren See zwischen sich — einander gegenüber. Wachtfeuer blitzten auf. Späher von beiden Seiten umschlichen den See und suchten zu kundschaften hüben und drüben. Im Lager der Dänen hielt sich das Volk ruhig und still, aber in dem des Bischofs war roher Lärmen und wüstes Geschrei. Einzelne Mönche schritten die Reihen der Lagernden auf und ab, ermahnten zur Ruhe und erinnerten an den Tag der Entscheidung. Sie verkündigten hundertfältigen irdischen Lohn und tausendfältige himmlische Gnade allen tapfern Streitern, die ihr Blut einsetzten für Bischof Waldemar, der wahrhaftiglich sei der Dänenkönig von Gottes Gnaden. Wo ein solcher Mönch sich hören ließ, sammelte sich die neugierige Menge um ihn, und je nachdem seine Verheißungen waren, stießen sie Drohworte aus, oder schlugen ein lautes Gelächter auf.

„O meine Lämmer! Meine verlornen Schäflein!" rief Einer, von einem Baumstumpf herunter predigend, Dem im heiligen Eifer der Schweiß in Strömen von der Stirn floß. „Höret Euern Hirten und merket Euch seine Worte, welche da sind die goldenen Worte des wahrhaft göttlichen Heiles."

„Hört den frommen Mann," flüsterte ein bischöflicher Söldling einigen Troßknechten zu und sah sie mit einem bedeutsamen Blick an. Er gehörte zu der erlesenen Schaar, welche Erzbischof Gerhard seinem geistlichen Bruder mitgegeben, um bei diesem das Amt eines Kundschafters auszuüben. „Der fromme Mann, der jetzt zu Euch reden will, steht seines gottseligen Wandels halber bei uns daheim im großen Ansehen, absonderlich der Wahrheit wegen, die er überall vertheidigt vor Hoch und Niedrig und weil noch niemals eine Lüge aus seinem Munde gegangen ist."

„Erstaunlich!" entgegnete einer der Troßknechte verwundert. „Wie kann es einen Menschen geben, der nimmer lügt? Könnt Ihr es mir klar machen?"

„Das kommt daher, weil wir, der Pater und ich, die Diener eines geistlichen Herrn sind."

„Wir auch! Wir sind auch bischöflich und doch wird in diesem Lager so gotteslästerlich gelogen, daß ich nicht mitkommen kann. Das kann's also nicht sein."

„Einfalt! Wir sind die Söldner eines Deut-

schen Bischofes und Ihr die eines Dänischen. Da habt Ihr's."

„Lämmlein! Lämmlein!" rief der Mönch abermals und winkte mit der Hand.

„Nun gebt Acht!" sagte der Bremische Kriegsmann zu den Troßknechten.

„Lämmlein! Ihr müßt mich hören!" fuhr der Mönch eifernd fort. „Ich will nicht durch tausend Gefahren, die ich zu Wasser und Land erduldet, zu Euch gedrungen sein, um ungehört fürbaß zu gehen. Mich hatte das Meer verschlungen einen ganzen Tag und nur meinen inbrünstigen Gebeten ist es gelungen, daß es mich wieder ausspie. Kaum war ich dieser Qual ledig, da ergriff mich der Sturm, führte mich durch die Luft, indem er mein Gewand wie ein Segel aufbauchte. Ich glaubte, nie mehr zur Erde zu kommen, aber endlich besänftigte mein Flehen den Sturm, und er setzte mich wohlbehalten nieder. Als ich darauf weiter wanderte und in einer ärmlichen Strohhütte von so vielen Mühseligkeiten ausruhen wollte, gerieth diese in Brand. Die Flammen versengten mein Gewand und meinen Bart. Ich aber rief in meiner Angst, wie der Hirsch zur Brunstzeit nach frischem Was-

ser: Flamme, lasse los! sintemalen ich nach den Holstischen Landen muß zu meinen lieben verirrten Lämmlein, damit sie durch mich auf die rechte Weide geleitet werden. Und siehe! die Flamme gehorchte; sie wüthete nach links zu denen Böcken und ließ mich armen unwürdigen Diener des Herrn rechts hinausgehen. Also erreichte ich die Straße, die mich zu Euch führte. Und nun bin ich da, meine Schäfchen, und bereit, Euch zu führen auf eine köstliche Weide, wo das Manna des Lebens zu hohen Bergen aufgehäuft liegt."

Der Mönch holte tief Athem. Die Troßknechte und alles andere Volk lag auf den Knieen umher, der Bremische Kriegsmann aber ging seitwärts und sagte:

„Erzbischof Gerhard ist nicht dumm. Er hat seinem Dänischen Bruder ein Paar Flügel angeleimt, womit dieser seinen Landsleuten in's Garn flattert. So lange der Däne auf seinem eigenen Boden beschäftigt ist, bemerkt er weniger, was jenseits desselben vorgeht. Aber dieser Dänischen Krähe wird ein Deutscher Adler folgen und mit dem sollt Ihr nicht so leicht fertig werden."

Er verlor sich in der Menge, die sich nach der

Mitte des Lagers zog, wo Bischof Waldemar, von seinen Rittern umgeben, unter einem Zeltdache saß. Es war ein mannigfaltiges Bild. Mit einem ergrauten Krieger, der sein Leben auf dem Schlachtfelde zubrachte, saß der Bischof vor einer Tafel und berieth mit großem Ernste die morgende Schlacht. Weiterhin lagerte ein Trupp von Hauptleuten um ein volles Faß, und die Becher klirrten so fröhlich zusammen, als sei zur Stunde ein glorreicher Friede geschlossen für die Dauer vieler Jahre. Ihnen gegenüber kauerten auf bloßer Erde einige jener wilden Gesellen, die außer ihren Schwerdtern kaum noch ein Eigenthum hatten. Sie klapperten mit den Würfeln, um sich die letzten Heller von der Seele zu pressen. Zwischendurch tummelten sich des Bischofs Pagen mit andern unnützen Buben, die es im Kleinen trieben, wie die Andern im Großen. Sie hatten Einen von den Ihrigen zum Bischof gemacht, der trug eine spitze Mütze und schrie unaufhörlich: „Merkt auf, Ihr Leute! Merkt auf! Dorthin sollt Ihr gehen und dorthin nicht!" Die Andern aber liefen mit lautem Lachen nach einer andern Richtung und ließen den kleinen Bischof schelten, so viel er immer mochte. Als er es

ihnen aber zu bunt machte, umzingelten sie ihn und riefen: „Nun sei still und laß uns gewähren, sonst verlassen wir Dich, und Du magst es mit den Dänen allein ausmachen.“ Darauf wurde der kleine Bischof von Neuem demüthig und das Spiel ging von vorne an.

Bischof Waldemar, in seinen Schlachtplan vertieft, merkte von dem Schimpfspiel der Buben nichts und bemühte sich, mit ernsten Worten den alten Kriegsmann zu belehren, der ihm unerschütterlich gegenüber saß und nur zu Zeiten leise das Haupt bewegte. Als aber der geistliche Herr, nach neuen Gründen suchend, einen Augenblick inne hielt, fuhr Jener dazwischen:

„Mit Gunst vor Euer bischöflichen Gnaden, aber das kann ich nimmer gut heißen. Wenn wir nach Euerm Plane handeln, setzen wir mit einem Schlage Alles, was wir mühsam errungen, auf's Spiel und die erste Stunde kann zugleich die letzte sein.“

„Sie wird es nicht!“ rief Bischof Waldemar stark. „Habt Ihr so wenig Vertrauen zu der Kraft, die Euch führt, Ritter von Balje? Ist mein Recht nicht sonnenklar, und kann es mißlingen, wenn ich

das gefährliche Netz unerwartet über ihre Häupter werfe? Laßt sie sich sträuben mit Händen und Füßen! Je ärger sie es treiben, je unauflöslicher werden sie sich verwirren."

„Nein, Herr!" sagte der Ritter von Balje. „Je heftiger sie sich sträuben, desto eher werden sie das Netz zerreißen. Euer Gespinnst ist nicht so stark, daß es einer nervigen Faust widerstünde, und ward es einmal zerrissen, flickt Ihr es mit aller Eurer Staatskunst nicht wieder zusammen."

„Ihr seid kleinmüthig!" eiferte der Bischof und die helle Gluth des Zornes stieg ihm in das Gesicht. „Darum werdet Ihr nie ein großes Ziel erreichen. Mein Arm ist stärker."

„Herr Bischof!" entgegnete der Ritter gelassen. „Dies ist kein Gespräch, das uns zum Ziele führt. Ich habe Euch meine Meinung gesagt, weil Ihr sie von mir fordertet. Fragt nun die einzelnen Führer, zu denen Ihr Vertrauen habt und hört, was sie Euch sagen. Stimmen sie Euch bei, werfe ich mein Schwerdt in eine Pfütze und geselle mich zu den Troßbuben. Sonst aber habe ich mich Euch einma zur Heeresfolge verpflichtet; Ihr seid der Feldhauptmann und wohin Ihr mich sendet, dahin gehe ich.

Ob aber Alle mit mir gleichen Sinnes sein werden, scheint mir nicht glaublich und darum warne ich Euch nochmals: Seid auf Eurer Huth."

Der Ritter ging. Auf einen Wink des Bischofs folgten kopfschüttelnd die Uebrigen und dieser blieb mit seinen Plänen allein.

„Und wenn Alle mir widerstrebten, sie sollen mir doch gehorchen!" sagte er zu sich selbst. „Ich weiß wohl, was sie im Schilde führen. Sie möchten mich zu einem grauenhaften Schreckbilde brauchen, das sie zertrümmern könnten, wenn es ihnen eine Last wird. Ich erkenne ihre Tücke. Aber sie haben sich verrechnet; sie bleiben mir unterthan. Wann hätte ein Waldemar je Einen über sich geduldet? Mein ist der Plan! Mein der Sieg! Mein die Krone!"

Er saß da, regungslos wie ein Steinbild. Die Wache, welche die bischöfliche Pfalz bewachte, hatte ein helles Feuer angezündet und die Flammen beleuchteten den regungslosen Mann, der so unbeweglich saß, daß es grauenhaft anzusehen war und die Wachen unwillkürlich die Blicke von ihm abwandten. Die Pagen aber, von ihren Spielgenossen ver-

lassen, hatten sich scheu auf einen Haufen gedrängt und kauerten zitternd am Boden.

Das Feuer brannte herunter. Es ward finster, und nur wenn der Nachtwind die hinsterbende Gluth flüchtig anschürte, ward die Gestalt des Bischofes in schwachen Umrissen sichtbar.

Drüben im Dänenlager herrschte Todtenstille. Die Posten standen in weiten Bogen um die Schläfer und lugten scharf in die laue Sommernacht hinaus. Keiner der abgerichteten Bluthunde schlug an. Sie lagen, anscheinend in tiefer Ruhe, neben ihren schnarchenden Wächtern. Nur ein Mann war noch wach im ganzen Lager. Das war Herr Hugo von Wittstock, der vom Reichsverweser ernannte Feldhauptmann dieses Heeres, das die Vorhut des größeren war, womit Albrecht von Orlamünde den Kerker des königlichen Waldemar zerbrechen wollte. Herr Hugo mit dem langen, fahlbleichen Gesichte und den scharfstechenden Augen, saß, in seinen Mantel gehüllt, unter einer weithin schattenden Eiche, und ordnete in Gedanken die Schlacht, welche mit dem werdenden Tage beginnen sollte. An dem Stamm der Eiche war eine brennende Fackel befestigt, welche den Platz nothdürftig beleuchtete. Allgemach hatte

der Feldherr sein Werk vollendet und rief seinen Leibdiener, der ihm zur kurzen Nachtruhe das Lager bereiten sollte. Statt dessen trat ein junger Ritter zu ihm und sagte nach flüchtigem Gruße:

„Hoffentlich bin ich Euch willkommen. Ich bringe mich selbst und ein Paar Dutzend Schwerdter vom heimathlichen Fühnen, die dreinzuschlagen verstehen. Gönnt uns, in Eurer Nähe zu fechten."

„Seid Ihr schon wieder zurück, Ruheloser?" rief Herr Hugo erstaunt. „Wahrlich, Junkherr Erick, Ihr müßt mit dem leibhaftigen Teufel im Bunde stehen! Welcher Zauberer trägt Euch auf seinem Mantel davon?"

„Dieser Zauberer ist die Liebe zu meinem Herrn," entgegnete Erick. „So lange er zur steten Ruhe verdammt ist, fehlt sie mir ganz und gar. Diese Unstättigkeit ist mein Engel und mein Teufel zu gleicher Zeit. Seht mich nicht so spottend an, Herr Ritter. Ihr versteht mich nicht. Mag es Euch genug sein, daß ich Euch ein treuer Waffengenosse sein will und laßt mir meine Träume, die guten und die bösen. Dafür empfangt diese Botschaft vom Bischofe von Ripen."

Er überreichte dem Feldherrn ein Blatt, das

dieser bei'm Scheine der Fackel aufmerksam las. Zur Ausdauer und Tapferkeit ermahnte der hohe Prälat und versprach, im Geiste und mit seinen Gebeten in der Schlacht gegenwärtig zu sein. Vorsicht empfahl er und mögliche Schonung der vorhandenen Kräfte. Zwar wäre noch einige Hülfe vorhanden, doch stehe diese fern von dem Schauplatze des Krieges; die Kraft des Landes sei noch immer gelähmt, und der grausame Schlag, den es erduldet, noch immer nicht verschmerzt.

„So sprechen sie stets!" sagte Herr Hugo zähneknirschend. „Ihre Gelübde sind ein gewaltiger See, darauf eine ganze Flotte schwimmen kann; ihre Thaten dagegen gleichen einer halbvertrockneten Pfütze, über die man, ohne es zu merken, wegschreitet. Ein einziger der Streiter, die Ihr mir zuführt, Erick, wiegt schwerer, als die wortreiche Botschaft Seiner Würden. Wollen wir einen Gang durch das Lager machen?"

Beide schritten neben einander durch die Reihen der Schläfer hin. Wenn Einer aus dem Schlafe gestört ward, fuhr er jach in die Höhe und warf sich dann fluchend auf die andere Seite. Weiterhin saß einsam ein Wachender. Er hatte Mutter und

Liebchen daheim. Ihnen galten seine stillen Seufzer. Er küßte leise das Ringelein, das die schöne Karen ihm beim Abschiede an den Finger gesteckt. Dort wälzte sich ein Anderer, von wirren Träumen geängstigt und murmelte zwischen den Zähnen: „Muß ich dahin, so führt das Donnerwetter meiner Gläubiger hinter mir drein, wie Sturmesgebraus.“ Und wieder Einer lag ausgestreckt, den Kopf in die Hand gestützt, der schien nur zu schlafen. Es war ein Spieler, der Haus und Hof, Ehre und guten Leumund verjubelt hatte, und nun, am letzten Abgrunde stehend, schaudernd zurückbebte. Da fiel es, wie ein Sonnenstrahl, vor ihm nieder. Mit seinem Tode wollte er die Schmach sühnen; mit seinem Herzblut die Schande abwaschen, die er selbst auf sich geladen. Das trieb ihn in's Lager. Er konnte den anbrechenden Tag nicht erwarten; seine Hand hielt den Griff des Schwerdtes krampfhaft gefaßt.

So hatten Beide den größten Theil des Lagers durchschritten und der Junkherr empfing in wenigen Worten den Schlachtplan. Dann stand dieser still und deutete auf einen Haufen Männer:

„Das sind meine Fähnen. Gewährt mir die Gunst, mit ihnen in Eurer Nähe zu fechten."

„Ihr erfreut mich!" entgegnete Herr Hugo. „Auf Wiedersehen also bei'm Aufgange der Sonne. Eine kurze Ruhe ist uns Beiden noth."

Erick Faaborg war allein. Er hüllte sich in seinen Mantel, aber der Schlaf wollte ihm nicht kommen. Ueber Strom und Land hinweg schweiften seine Gedanken auf die öde Haide hinaus. Sie drangen durch die Mauern des Dänenthurms und standen inmitten eines schmucklosen Kämmerleins:

„Else! Du armes, liebes Weib. Kaum mit dem Kränzlein geziert und schon Wittwe. König Waldemar, ich habe Dir Treue geschworen und halte sie Dir. Aber was es mich kostet, wirst Du nie erfahren."

Es war todtenstill. Schon hielt ein leichter Schlummer den Junkherrn umfangen, da war es, als ob die schlafende Natur leise aufathmete,unde ein mattes Klingen flog, kaum hörbar, über di Erde hin.

„Sie ruft mich!" rief Erick, sich aufrichtend. „Mutter! Mutter! Warum verfolgst Du mich mit

Deinem mahnenden Rufe in den einsamen Nächten? Erbarme Dich!"

„Was ist Euch, Herr?" fragte einer der Seinigen, der von dem Rufe erwacht war.

„Ich weiß nicht, Jens Larwig!" entgegnete Erick noch verstört. „Ein böser Traum ängstigte mich."

„Werft ihn von Euch!" sagte Jens Larwig. „Es ist ohnedies genug geschlafen. Dort blinkt schon der Tag. Ich denke, wir machen uns bald an die Arbeit. Ich habe ein rechtes Begehren nach der Schlacht."

„Schlacht!" rief Erick und schüttelte das letzte Grauen von sich. „Mir ist wieder wohl. Höre, Jens Larwig, Du bist ein besonnener Mann. Halte Dich an meiner Seite. Wenn ich fallen sollte und Du liebst Deinen König, dann dringe nicht auf den Feind ein, sondern bringe mich aus dem Gefecht. Nimm Alles, was Du unter meinem Harnisch verborgen findest, bringe es dem Bischofe von Ripen und sage ihm, daß Du es von dem todten Erick empfingst. Hörst Du? Von dem todten!"

„Ich höre!" sagte Jens Larwig langsam. „Wenn Ihr fallt, werfe ich, wie ein feiger Hund, mein

Schwerdt von mir, lade Euch auf den Rücken und was Ihr unter dem Harnisch tragt, bringe ich dem Bischofe von Ripen von dem todten Erick. Das habe ich mir gemerkt und vergesse es nicht wieder."

Er reichte dem Junkherrn die Hand und dieser sagte bewegt:

„Es ist mein Testament!"

„Ihr werdet es noch manchen Tag mit Euch herum tragen!" entgegnete Jens Larwig. „Aber, horcht! Hört Ihr die Trompete? Drüben im Lager des Bischofes sind sie zuerst wach. Hollah, Ihr fühnischen Ochsen, des Hirten Horn ruft Euch auf die Weide. Bringt Euere Eisenzähne mit. Es giebt Futter vollauf! Hollah! Zu den Waffen!"

Die Fühnen taumelten vom Boden auf und wuschen sich die Augen mit frischem Morgenthau. Nochmals erklang die Trompete von jenseits des See's herüber. Laut schmetternd erscholl die Antwort aus dem Lager der Dänen. Hollah und Hussah erklang es von allen Seiten. Die einzelnen Rotten drängten sich zu ihren Führern. Die unförmlichen Massen zogen durch die noch ungewisse Dämmerung: Ein anscheinend regelloses Chaos.

Auf einem hohen Erdwall stand Bischof Walde-

mar. In der einen Hand das Crucifix, in der andern den heiligen Kelch. Er predigte mit begeisterten Worten, brach das Brod, trank aus dem Kelch und segnete die Völker, die sich um ihn gesammelt hatten.

„Ora pro nobis, Sancta Maria!“

stimmte er mit hellem Klange an und tausend Kehlen fielen ein, daß der Gesang weithin erscholl in die Reihen der Feinde. Darauf gab er dem Sacristan die heiligen Gefäße, griff nach Helm und Schwerdt, schwang sich in den Sattel, und sprengte mit einer erlesenen Schaar längs dem rechten Ufer des See's.

„Hie Kelch und Waldemar!“ riefen die Bischöflichen und stellten sich, den See von beiden Seiten umgehend, dem Feinde entgegen.

„Hie Kelch und Waldemar!“ rief der Bischof ihnen nach und in toller Hast spornte er sein Roß auf den Feind.

„Hie Krone und Waldemar!“ rief Herr Hugo von Wittstock. „Laßt den Tanz beginnen!“

„Hie Krone und Waldemar!“ rief Erick an der Spitze seiner Fühnen. „Komm heran, Du blut-

dürstiger, habgieriger Priester! Hier ist die Krone! Hole sie Dir!"

Und an drei Stellen zugleich rasete die Schlacht. Eine Stunde verging und noch eine. Zu beiden Seiten dauerte der Kampf mit gleicher Erbitterung fort. Hell blitzte das Banner mit dem goldenen Kelche im Sonnenlicht; das Banner mit der Königskrone sank tiefer und tiefer, verhüllt vom wirbelnden Staube.

„Kelch und Waldemar!" jauchzten die Bischöflichen und stürzten mit mächtigem Anlauf dem Feinde entgegen. Aber die kühnische Eisenwand trat ihnen entgegen, an der einen Seite Erick Faaborg, an der andern der riesige Jens Larwig. Der Stoß prallte von ihrer Brust zurück; in ihrer festgegliederten Reihe entstand keine Lücke.

Und wiederum war eine Stunde vergangen und noch eine. Von ihrem früheren Schauplatze weitab standen die letzten Trümmer der Schlacht: Einzelne Haufen der Bischöflichen, die nicht um den Sieg, sondern um ihr Leben fochten. Entschaart eilte alles Volk in wilder Flucht über das Feld; es warf die hindernden Waffen von sich und haschte nach den herrenlosen Rossen. Hinter ihnen drein die Dänen

mit lautem Siegesgesange, im Triumph die wehende Danebrogsfahne vor sich her tragend, den geschlagenen Feind in die Nacht der vor ihnen sich ausbreitenden Buchenwaldung treibend.

„Krone und Waldemar! Krone und Waldemar!“ ertönte es unaufhörlich aus den Reihen der Königlichen. Aber von nirgendher ward der Ruf „Kelch und Waldemar!“ vernommen. Er verhallte in dem Augenblicke, da der Bischof das Schwerdt sinken ließ und sein Roß todesmüde unter ihm zusammenbrach.

Noch einen Blick warf er über das weite Feld. Es war ein Blick voll Hoffnungslosigkeit, ein Blick in das unermessne Elend seiner Zukunft. Der Kopf brannte ihm fieberisch. Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und sank ohne einen Laut zu Boden. Die Augen waren geschlossen, die Lippen bewegten sich nicht. Nur das leise Heben und Senken der Brust deutete an, daß noch Leben in ihm vorhanden sei.

Seine Diener standen um ihn her. Die Einzigen, welche ihm treu geblieben waren von den Vielen, die sein Gold und seine Beredsamkeit um sich gesammelt hatte. Sie sahen mit Wehmuth auf

ihren Herrn. Zu schwach, ihn mit sich fortzuführen, zu treu, ihn in letzter Noth zu verlassen, warfen sie die zerbrochenen Waffen von sich und harrten in dumpfer Unthätigkeit ihres gemeinschaftlichen Schicksals.

Es nahte!

Die fühnischen Reiter sprengten über das Feld heran und Jens Larwig rief mit lauter Stimme:

„Ergebt Euch!"

„Der Aelteste der Diener trat vor und sagte gebeugten Hauptes:

„Wir sind in Eurer Gewalt. Thut mit uns, was Euch wohlgefällt; nur trennt uns nicht von unserm Herrn."

Er zeigte mit Thränen in den Augen auf den Bischof, der noch immer in tiefer Ohnmacht am Boden lag.

„Das sei ferne, daß ich einen Diener kränkte, um der Treue willen, die er gegen seinen Herrn übt!" sagte Erick Faaborg mit bewegter Stimme und trat zu dem Bischof: „Kelch wider Krone! Waldemar gegen Waldemar! Dänemark gegen Dänemark! Dieser Priester hat eine blutige Saat gesäet und ich fürchte, sie wird blutig aufgehen."

Er winkte den Seinen, die aus zerbrochenen Lanzen und andern Waffentrümmern eine Trage zimmerten, die bischöflichen Diener legten ihren Herrn darauf und trugen ihn fort, umringt von den fühnischen Streitern. Der Zug verlor sich langsam im nahen Buchenwalde, der ihn mit seinem schweigenden Schatten verhüllte.

Die Nacht dämmerte herein. Es war eine andere als die vorhergehende, wo Tausende von frohen Hoffnungen und glänzenden Entwürfen träumten und in dem Hirn eines abirrenden, aber gewaltigen Geistes ein mächtiges Herrscherhaus sich erbaute. Nun lag er da der stolze Kirchenfürst, der mit der Doppelwaffe des Kelches und des Schwerdtes kämpfte, und ein schwaches Kind konnte mit einem Strohhalm seine Arme fesseln.

Der Zug hielt vor einer Lichtung, auf welche der nächtliche Sternenschimmer durch die belaubten Zweige niederfiel. Die Erschöpfung war allgemein. Auf ein Wort des Führers lagerten sich die ermüdeten Kämpfer. Am Abhange eines Hügels stand die Tragbahre und um dieselbe die bischöflichen Diener. Diesem gegenüber Erick Faaborg und Jens Larwig, umgeben von den erprobtesten ihrer Gefähr-

ten. In der Mitte des Raums prasselte ein Feuer. Aber die Anfangs mächtig emporstrebende Flamme senkte sich bald. Es fehlte die hülfreiche Hand, die neue Nahrung bot. Alles schlief friedlich neben einander, der Sieger und der Besiegte, die Gefangenen und ihre Wächter.

Es war schaurig still in dem dunklen Buchenwald.

Mitternacht schlich vorüber. Der neu beginnende Tag wagte den ersten zögernden Schritt. Er winkte dem frischen Morgenwinde, der sich tief unter dem Laube versteckt hatte, und nun mit leisem Rauschen über die Gesichter der Schläfer hinstrich, die sich unruhig wälzten. Er hauchte das fast verglommene Feuer an und ließ es zum Himmel aufleuchten.

Erick Faaborg und Jens Larwig erhoben sich zu gleicher Zeit. Sie waren völlig wach und glaubten doch zu träumen.

Auf der Spitze des Hügels, angestrahlt von der hellen Gluth des Feuers, stand Bischof Waldemar hoch aufrecht. Seine Augen leuchteten seltsam. Es war ein fremder Geist, der aus ihnen auf seine Diener herabblitzte. Der Wind rauschte mächtig auf, aber mächtiger erklang Waldemars Stimme, die einen Lob-

psalm sang für den Sieg, den der Himmel der gerechten Sache verliehn.

Laut schmetterte der Gesang durch die Nacht und weckte die Schläfer.

Erick Faaborg stützte sich auf den Arm seines Waffengenossen und sah aufmerksam forschend zu dem nächtlichen Prediger hinüber.

„Das ist Irrsinn!“ sprach er vor sich hin.

„Tollheit ganz und gar!“ entgegnete Jens Larwig. „Habe es mir fast gedacht, daß dies des Liedleins Ende sein würde:

„Großes Mahl und kleiner Topf,
Großes Werk und kleiner Tropf,
Tollmannswerk und Tollmanskopf!“

sang schon mein Großvater selig, der auch etwas von der Welt gesehen und gefunden hatte, daß die einzelnen Zweige, die über den Wald hinauswachsen, es zu keinem grünen Blatte bringen. Soll er sein Narrenwerk forttreiben?“

„Ich habe den Muth nicht, ihn aus seinem Traume zu wecken,“ sagte Erick. „Unsere Väter sagten uns, aus dem Wahnsinnigen spräche ein verborgener Gott.“

Die Stimme des Bischofs schallte klar über die Lichtung hin:

„Wo sind meine Vasallen? Krongroßmarschall! Verrichte Dein hohes Amt!"

Der Aelteste der Diener hob flehend die Hände zum Himmel:

„Abba, lieber Vater! Erbarme Dich sein!"

„Endlich!" donnerte ihm der Bischof zu. „Wurm, der Du im Staube kriechst, mein Fuß soll Dich zertreten, wenn Du noch ein Mal säumig in Erfüllung Deiner Pflichten bist. Begieb Dich mit den Würdenträgern meines Reiches mir voraus nach Roeskilde und ordne im dortigen Dome die Krönung. An der Spitze meines Heeres, das den falschen Königen in glorreicher Schlacht obsiegte, will ich Dir folgen. Eile! Eile!"

Der Diener trat weinend zurück und das Auge des Wahnsinnigen traf auf einen Andern:

„Du bist's, mein tapferer Streiter? Dank Dir für Deine Hülfe. Dein Schwerdt hat mir treu gedient, dafür will ich Dich groß machen vor allem Volke. Dein Platz ist fortan zu meiner Linken. Aber lasse die Rosse satteln. Die Zeit drängt. Wir müssen nach Roeskilde."

Er stützte sich auf den Arm des treuen Dieners und that einen Schritt vorwärts. Sein Auge streifte die Krieger, welche mit wachsendem Grauen im Kreise umher standen:

„Wie sich das Volk uns in den Weg drängt! Gott grüß' Euch, meine wackern Dänen! Mit meinem Herzblut habe ich Euch erkauft. Wir sind unauflöslich mitsammen verbunden. Marschall der Krone! Laß Geld auswerfen mit vollen Händen! Laß Wein und Meth in Strömen fließen! Der König hält seinen Einzug in Roeskilde."

Der Wahnsinnige wollte rasch vordringen. Einer der Wächter sprang herbei, um ihn zu hindern. Waldemar entriß ihm seine Waffe und schlug ihn zu Boden:

„Meuchelmörder! Du wolltest den König erschlagen, dafür erschlägt Dich eine höhere Macht! Dank Dir, Himmel für den Blitz, den Du sandtest, um diesen Meuchler zu zerschmettern. Schafft mir die Leiche fort!"

Es geschah. Erick sagte zu Jens Larwig:

„Wir müssen größeres Unheil verhüten! Legt ihm Fesseln an!"

Jens Larwig ging mit einigen seiner Leute.

Sie schlichen sich hinter den Bischof, rissen ihn nieder und schlugen seine Arme in Ketten.

„Sie schmücken mich!" sagte Waldemar und sah sich lächelnd im Kreise um. „Bringt mir den Purpur! Den Purpur will ich haben! Geht Ihr Alle! Alle! Schmückt Euch auch. Mangelt's Euch an Schmuck? Marschall der Krone! Man soll Festgewänder vertheilen! Legt sie an, Ihr Freunde, und folgt mir in den Dom."

Der Wind erhob sich stärker und rauschte in den Wipfeln der Buchen.

„Horch! Orgelklang! — Noch mehr! — Auf seinen Schwingen trägt er das Gebet aller treuen Dänen zum Himmel! — Laßt die Messe beginnen! Wo bleibt der Bischof von Roeskilde?"

Er rasselte mit der Kette und blickte gebieterisch um sich:

„Armseliger Priester! Bist Du neidisch auf mein Glück, weil ich einst Deinesgleichen gewesen bin? Knieen soll ich? Knieen vor Dir? Auch um eine Krone nicht. Gieb sie her! Und Du, Dänemark, sei Zeuge, daß ich sie mir selbst auf das Haupt setze. Nun bin ich König!"

Er erhob sich majestätisch und wandte sich an seine Umgebung:

„Die Quellen meines Schatzes sollen zu Euern Füßen ausströmen und Ihr sollt Euch darin berauschen. Das ist der Lohn für meine treuen Dänenkinder. Wehe den Verräthern! Die ganze Wucht meines Zornes soll sie zu Boden schmettern! Vernichten will ich sie! — Bringt mir die Gefangenen! Ich will die Gefangenen haben!"

Bange Augenblicke rauschten vorüber. Keiner athmete. Jeder Blick hing an dem wahnsinnigen Bischof.

„Winter und Frühling!" sprach er, sich vorüber beugend. Seine Blicke hafteten fest am Boden:

„Wie nun, König Waldemar? Und Du, mein schmuckes Prinzlein? Wie stolz brüstet Ihr Euch mit der Krone! Schlagt sie ihnen herunter von den stolzen Häuptern, und bringt sie mir! — Was? — Den Dolch soll ich Dir in's Herz stoßen? — Die Gnade des Königs ist für Alle, nur nicht für Dich! — Scheert ihm den Kopf und hängt ihm .... Ha! Ha! Ha! Das Büßerhemd steht Dir gut, Waldemar! — Fort mit ihm! — Nach dem Kloster von Lockum! — Ha! — Lockum! — Lockum!

— Weh! Es wird Nacht vor meinen Augen! — Hie Kelch und Waldemar! Hollah! Drauf und Dran! — Jesus!"

Er stürzte zu Boden. Seine Diener umringten ihn. Erick bezwang seine tiefe Bewegung und sagte:

„Der Tag ist angebrochen. Wir gehen nach Schleswig."

„Und jener Unglückliche?"

„Im alten Schloßthurm auf dem Möwenberg ist ein sicheres Gefängniß."

Der alte Diener Waldemars sagte mit herabströmenden Thränen:

„Es bedarf Eures Kerkers nicht mehr! Er ist todt!"

Im Schweriner Lande.

Die Wachen des Dannenberg lugten durch die Scharten der Mauern, aber sie konnten in der finstern Nacht keinen Gegenstand erkennen.

„Laß nur, Fride! Schauen kannst nichts und zu hören ist noch weniger.“

„Hab's aber deutlich vernommen, Wieprecht. Klapp! Klapp! Klapp! Als ob ein Reitertrupp über einen Steindamm wegrasselte. Dort hinaus war's, nach dem schwarzen Teiche zu.“

„Dann ist's der spukende Voigt gewesen, der hinter seiner Schellenkappe her ist. Gebt Acht, das Gespenst hat nicht eher Ruhe, bis ihm Einer das Ding in den See nachwirft. Weiß nicht, warum's unterbleibt.“

„Seine Wittib wills nit.“

„Dann muß man sie dazu zwingen. Soll eine ehrsame Lanzenknechtschaft in steter Furcht und Angst vor einem höllischen Spuk schweben, damit ein dummes Weibsbild, derlei Narretheien angaffen und dazu heulen kann, wenn's ihr in den Kopf kommt? Ist ein schmuckes Geschöpf, das obenein Gaben hat. Sollte auch gescheut sein, und statt sich so ungebührlich anzustellen um einen Todten, der schon bei Lebszeiten des Teufels war mit Haut und Haar, einen andern Mann nehmen, der einige Stücke auf sich halten thut."

„Bist wohl selbst dieser Andere, der sich zu dem schmucken Weibchen in die Wirthschaft hinein setzen möchte?"

„Warum nit? Bin so viel werth, als Jeder von Euch, der sich Gleiches einbildet, und wohl noch etwas drüber. Soll mir auch noch gelingen. Wenn ein rechter Mann einen Finger ausstreckt, greifen die Weiber mit beiden Händen darnach. Aber man muß es sich nicht gleich merken lassen, daß man sie gerne hat. Ein ordentlicher Kerl muß sich rar machen. Bitten müssen sie, daß man sich ihrer erbarme, und erst, wenn sie vor Angst nicht aus noch ein

wissen, muß man, um Gott und unserer lieben Frauen willen, ein christliches Erbarmen haben."

Rottmeister Barthold, der hinter dem Schwätzer stand und Alles gehört hatte, konnte seinen Ingrimm nicht länger zurückhalten. Er hatte selbst ein Auge auf die schöne Wittib und diente ihr nach seiner Weise mit großer Ehrerbietung. Mit einem kräftigen Faustschlage warf er den Wieprecht zu Boden, stieß ihn mit dem Fuße in die Rippen und sagte barsch:

„Todt schlagen will ich Dich, Hund, wenn nur noch ein solches ungeschlachtes Wort aus Deinem Maul geht! Hab's Dir längst zugedacht, aber nun ist das Maaß voll. Will schon etwas herausfinden, das Dich an den Galgen liefert. — Und Ihr anderes Lumpenpack! Was habt Ihr zu lachen? Heißt das auf den Dienst achten? Während Ihr diesem Schwätzer zuhorcht, naht sich bewaffnet Volk dem Thurm und Ihr hört und seht nichts. Dafür will ich Euch nachher das Fell lösen. He! Hollah! Wer draußen?"

„Joachim von Boitzenburg und seine Lyöejäger!" rief es herauf. „Sind vom Wege abgekommen und beinahe im schwarzen Teich ersoffen. Macht auf!"

„Hat es mir nicht geschwant?“ sprach Fricke vor sich hin. „Der schwarze Teich bringt Unheil über Menschen und Vieh. Dasmal hätte es freilich nicht geschadet, wenn das Ericks-Gespenst diesem Großmaul ein wenig das Genick umgedreht hätte.“

Die Lydejäger ritten ein und der Rottmeister sagte zum Junkherrn:

„Ist gut, daß Ihr heimkommt. Seit zwei Tagen liegt eine Botschaft, die der Herr Graf Euch sendet, drinnen, und Keiner wußte, wo man Euch suchen sollte. Der Bote, der sie brachte, hatte es verdammt eilig.“

„Wäre der Teufel! Wo ist die Botschaft, Rottmeister? Habt Ihr sie?“

„Ich nit. Frau Erick, oder wie Ihr lieber sagt, Schön-Else hat sie in Verwahrsam und wird sie Euch morgen früh einhändigen.“

„Was morgen früh! Die Befehle eines so gestrengen Herrn wie Graf Heinrich, kann man nicht früh genug erfahren! Ich muß sie noch heute haben.“

„Ihr sollt sie haben,“ entgegnete Frau Erick,

die in der erleuchteten Halle stand, welche der Junkherr so eben betrat. „Wartet einen Augenblick.“

„Ich werde Euch begleiten, schöne Frau!“ sagte Junkherr Joachim rasch.

Sie wies ihn ernst zurück: „Bemüht Euch nicht. Man wird Euch bringen, was Euer.“

„Teufelsweib!“ grollte Joachim, ihr nachblikkend. „Wenn sie nur nicht so hübsch wäre. Aber ich trage es ihr nach. — Was willst Du, Tölpel?“

Ein Knecht, der eben eintrat, überreichte ihm ein verschlossenes Schreiben:

„Frau Erick schickt Euch das.“

„Schickt mir das? Warum kommt sie nicht selbst? He! Was denkt sie? — Wohin, Kerl? Warte hier, oder ich knicke Dir die Rippen! Was steht in dem Wisch? Laßt sehen, ob ich noch einige von den Krakelfüßen wiedererkenne, die ich in meiner Jugend von dem Burgpfaffen gelernt.“

Er öffnete das Schreiben und blickte es lange an.

„Teufel noch 'n mal! Sehe ich denn recht? Ich soll . . . Rottmeister! Kommt mir ein wenig zu Hülfe.“

„Das würde Euch nicht viel nutzen, Junkherr,“ sagte dieser lachend. „Ich habe bisher nur lesen

können, was ich mit dem Schwerdt auf die feindlichen Gesichter schrieb, aber das noch nach Jahren. Müßt Euch schon allein aus diesem Wirrsal herausfinden."

„Kann 's auch! Oho! Wo denkt Ihr hin? Bin ja der Sohn des alten Joachim von Boitzenburg, der ein tüchtiger Schriftgelehrter war zu seiner Zeit. Hier steht 's, daß der König Waldemar, der im Thurm sitzt, oder vielmehr beide Könige, fortan nicht mehr darin sitzen sollen."

„Was Ihr sagt! In welchem Theile des Schlosses sollen sie denn sitzen?"

„Wartet einen Augenblick. Das habe ich noch nicht heraus. Halt! Jetzt finde ich 's. Sollen ganz und gar fort von hier."

„Fort von hier?"

„Ganz und gar. Angesichts dieses. So steht's geschrieben. Nach Schwerin sollen sie, zum Herrn Grafen."

„Ist denn der Herr Graf wieder daheim?"

„Leibhaftig. Die Dänen sind herausgeschlagen. Keinen Troßbuben haben sie zurücklassen dürfen. Der naseweise Geselle, der Nikolaus Hallandson, oder wie er sonst mit seinem Heidennamen hieß, ist ihnen nachgeschickt und ich denke, er wird sich nicht wieder

im Schweriner See baden. Der Kaiser hat'n Einsehen gehabt und wird 's wohl noch in vielen andern Dingen haben, damit dieser Dänenspuk endlich aufhört. Aber was laßt Ihr mich lange schwatzen, wenn's Wichtiges zu thun giebt? Ist's denn ein Spaß, was mir aufgebürdet wird?"

„Weiß noch von keiner Bürde, Herr Joachim."

„Nach Schwerin sollen die Könige gebracht werden, Rottmeister! Nach Schwerin! Und ich soll sie dorthin bringen. Ich, sammt meinen Lyöe-Jägern."

„Die verstehen es freilich am Besten. Aber ich beneide Euch nicht darum. Werden Euch, wenn Ihr erst unterweges seid, das Leben sauer genug machen."

„Darum soll ich mich vorsehen und meine Schaaren durch die Mannschaften des Thurms verstärken. Ihr werdet also die Gefahr und die Verantwortung mit mir theilen."

„Steht das, — wenn's beliebt — Alles in dem Schreiben da?"

„Buchstab an Buchstab. Geht nichts davon ab. Bequemt Euch also, mit dem anbrechenden Morgen zur Heeresfolge bereit zu sein. Denke, es kann eine Heeresfolge heißen, wenn man zweien Königen das

Geleite giebt. Hei, Rottmeister! Freut Euch! Es geht in das Schweriner Land. Ich werde endlich aus dieser Wüste erlöst und denke, Seine gräfliche Gnaden wird die Opfer, die ich ihm durch meine treuen Dienste leistete, gehörig erkennen."

Er wandte sich an den Knecht, der sich aus Furcht nicht zu entfernen gewagt hatte und rief ihm zu:

Sage Deiner Frau, morgen mit dem ersten Schimmer des Tages müßte mir das Gefängniß oben im Thurm geöffnet werden. Sie soll mich nicht eine Minute warten lassen. Es ist der strenge Befehl des Herrn Grafen."

Der Knecht machte sich eiligst fort. Junkherr Joachim warf sich auf die Bank:

„Hätte heute noch hinauf sollen, aber ich bin müde vom scharfen Ritt. Etwas Ruhe soll mir wohl thun. Rottmeister, sorgt Ihr für Alles, dieweil ich den Meth verdampfen lasse. Ihr wißt, was von Euch verlangt wird."

Gleich darauf sank er in einen festen Schlaf. Ueberall im Dannenberg herrschte tiefe Stille. Nur Frau Else saß horchend in der einsamen Kammer. Sie hatte gewartet, bis der letzte Mann zur Ruhe

war, dann stocherte sie die Lampe auf, nahm das schwere Schlüsselbund und ging die Stiege hinauf, die zum Königskerker führte. Mit Mühe gelang es ihr, das Schloß zu öffnen und die schweren Riegel wegzuschieben. Das Klirren und Klappern hallte schaurig in den Gewölben wieder.

König Waldemar fuhr aus einem unruhigen Traume auf:

„Was giebt's dort? Wer wagt es, unsern Schlaf zu stören? Mein Sohn, hörst Du den Lärmen?"

„Höre ihn, Vater! Durch die Thürspalte meiner Kammer schimmert Licht. Wer draußen?"

„Ich bin es, königlicher Herr. Eures treuen Erick Weib. Tretet heraus zu mir. Ich habe wichtige Botschaft für Euch."

Die Könige erschienen im großen Gemache. Else rief ihnen entgegen:

„Bereitet Euch, wichtige Kunde zu vernehmen. Mit dem anbrechenden Tage werdet Ihr dies Gefängniß verlassen."

„Du träumst!" rief König Waldemar laut, und der Prinz jubelte:

„Freiheit! Freiheit!"

„Das sagte ich nicht, edler Herr. Hört mich schnell. Botschaft ist angelangt vom Grafen Heinrich. Ihr sollt zu ihm nach Schwerin gebracht werden, und die Bewaffneten im Thurm sollen Euch das Geleite geben. Das ist Alles, was ich weiß, und ich kündige es Euch, damit die Botschaft des Grafen Euch nicht unerwartet trifft."

„Unser Königliches Heergeräth wird bald geordnet sein," sagte der König bitter.

Prinz Waldemar umarmte seinen Vater: „Wir kommen doch aus diesem Kerker in die frische Gottesluft. Es ist Sommer draußen. Nicht wahr, Else? Es ist Sommer?"

„Ja, gnädigster Herr! Das Korn reift allbereits auf dem Halm."

„Und wir werden viele Tage draußen im Waldesgrün schweifen. Der Weg von hier nach Schwerin ist weit, denke ich. Ist er nicht, Else?"

„Ich weiß es nicht, gnädigster Prinz."

„Gleichviel. Es dauert doch ein Tage drei oder vier. Mehr oder weniger. So lange sind wir frei."

„Ihr vergeßt die Bewaffneten, die Euch das Geleite geben sollen," entgegnete Else.

„Sie können den blauen Himmel über uns nicht

verschließen und es den Bäumen am Wege nicht verbieten, daß sie uns im Vorüberfliegen fröhlich zunicken. Das Alles ist tausendfaches Glück nach so langer Entbehrung. Ich könnte dem Grafen um den Hals fallen, daß er mir solche Freude bereitet."

„Thörichter Knabe!" zürnte der König. „Jubelst Du über den Untergang des Vaterlandes? Wie weit muß es mit unserm armen Dänemark gekommen sein, daß ein deutscher Graf in seinem Uebermuthe es wagen kann, die dänischen Könige ohne Scheu im Triumphzuge an der Kette durch das Land führen zu lassen!"

„Vater! Vater!" rief der Prinz und schloß den König tiefbewegt in seine Arme. „Ich fühle jetzt doppelt Dein Leid, nachdem ich es vorher geringe geachtet. Du sollst mich nicht wieder schwach sehen."

Der König drückte dem Sohne die Hand und sagte zur Else:

„Ich danke Dir für Deine Botschaft, Weib, und zugleich für die Treue, die Du uns bewiesen."

Er reichte ihr die Hand, die sie bewegt an ihre Lippen drückte.

„Kommt einst der Tag, der mir die Freiheit

wiederbringt, wird es meine erste Sorge sein, Deine und Deines Gatten Treue ...."

„Schonet mein aus Barmherzigkeit!" bat Else und erhob flehend die Hände.

„Es ist genug. Laß uns allein. Was auch geschehe, Du wirst uns bereit und gerüstet finden zu Allem."

Else entfernte sich und es herrschte für die Dauer der Nacht die tiefste Stille im Dänenthurm.

Aus den Wellen des Schweriner See's tauchte das Schloß im Glanze der Abendröthe auf, welches seit langen Jahren der Wohnsitz der fürstlichen Herren dieser Lande war. Geraume Zeit hatte der ehrwürdige Bau derselben entbehrt, indem ein dänischer Königssprosse hier herrschte, bevormundet und beschirmt von dem Grafen von Orlamünde. Nun aber war alles Dänische Volk aus diesem Theile Deutscher Lande geschieden, und Wer nicht von selbst ging, Dem ward der Weg über die Gränzmarken gewiesen. Der alte, ächte Sprosse des Hauses fand sich wieder ein und zog an der Spitze seiner Treuen in das Schloß der Väter.

Graf Heinrich kam.

Das war ein anderer Mann, der, von der fröh-

lichen Menge begleitet, mit lustigem Sange bewillkommt, mit Blumen bekränzt, heiter grüßend unter dem Portale stand, als jener finstere Mensch mit dem verstörten Antlitz und dem unheimlichen Blick, der über den Alssund floh, als die Königliche Acht über ihn ausgerufen war. Das war ein anderer Heinrich, als Jener, der von der Schenke zum Hirschen zu Sonderburg auf die Königsjagd nach Lyöe zog, das eingefangene Edelwild über die See weg in den finstern Thurm schleppte und dessen Eisenthür mit höhnischem Gelächter hinter ihnen zuschlug.

Heinrichs Blick war eitel Sonnenschein. Und wie er den Blick über die Menge hinschweifen ließ, überall freundlichen Gesichtern begegnend, überall nur den Ruf der Freude vernehmend, gesegnet von den Lippen des Greisen und der Jungfrau, fiel mit einem Male der alte finstre Groll wie eine Bergeslast von seiner Brust. Er athmete frei und leicht und nur fröhliche Gedanken durchkreuzten seinen heitern Sinn.

Und als er in seinem heimischen Gemache anlangte, und der alte Kämmerling ihm die Schnur des Mantels lösete, mit schüchternem Worte fragend: „Kennt Ihr mich noch, mein Allergnädigster Herr?“

antwortete er fröhlich: „Wie sollte ich Dich nicht wiederkennen? Bin ich doch der alte Heinrich ganz und gar. Wie steht es denn mit Dir und den Andern, die mir und meinem Bruder Günzel sonst so treu dienten?"

„Mit uns ist's alleweil wie ehedem," schwatzte der alte Kämmerer fröhlich. „Uns ist der Dänische Hochmuth nicht zu Kopfe gestiegen. Man stellte uns gleich anfangs in eine Ecke, wie unbrauchbar gewordenes Geräth, das man nicht geradezu auf den Kehricht oder in's Feuer werfen will. Aber, wenn Gräfliche Gnaden uns anzuschauen geruhen wollen, rostig sind wir nicht geworden in der langen Zeit."

„Ich auch nicht, mein Alter. Wir wollen uns dessen getrösten und die gesparte Kraft für die fröhlichen Tage verwenden, die nun kommen sollen. Jetzt aber übernimm Dein altes Amt und siehe zu, welche Leute draußen meiner harren und welches ihr Begehren ist, damit ich gleich am ersten Tage der Wiederkehr mein gutes Recht in allen Treuen übe."

Solches freute den Kämmerling über die Maßen und er verwaltete sein Amt so gut, daß der Graf bald von Glückwünschenden und Bittenden so

umstellt war, daß er nicht Alle anhören konnte, sondern sie bescheiden mußte auf den folgenden Tag. Und so ging es fort, morgen und übermorgen, eine ganze Woche lang, bis männiglich sich an das Neue gewöhnte, und Alle wieder in das alte Geleise lenkten, wie zu jenen Tagen, als noch kein Däne eine schweriner Grafentochter gefreit und als Brautgabe des Leides und des Trübsals gar vieles mitgebracht hatte.

Zu solch' guter Zeit war es, als der würdige Doktor Josephus Emendarius, der im hohen Geheimderath Kaiserlicher Majestät ein sonderlich wichtiges Amt bekleidete, auf einer Reise, die er nach den Städten von Lübeck und Hamburg gethan, und zu Stade in wichtigen Geschäften mit dem Bremer Erzbischofe verhandelt hatte, bei dem Schweriner Grafen einsprach, um ihn in der wiedergewonnenen Heimath zu bewillkommnen. Den Grafen erfreute der Besuch eines Kaiserlichen Gesandten über die Maßen und er that Alles, seinen fürnehmen und hochgelahrten Gast nach Würden zu ehren. Als aber das Banquet, welches in der großen Schloßhalle stattgefunden, fast beendet war, reichte der Graf dem gelahrten Doktor die Hand und führte

ihn in sein eigenes Gemach, wohin er ihn zu einem Trunk köstlichen alten Weines und einem vertraulichen Gespräche eingeladen hatte.

„Euere Würden lasse es sich gefallen," sagte der Graf freundlich, indem er sich dem Doktor gegenüber setzte. „Und habet nochmals Dank für die gnädigen Worte, welche Ihr mir von Kaiserlicher Majestät überbrachtet."

„Ihr habt alle Ursache, Euch über solche gnädige Worte zu erfreuen," entgegnete der Doktor, weil sie, das kann ich Euch mit aufrichtigem Herzen versichern, schlicht und einfältiglich gemeint sind, ohne Klausul und Vorbehalt. Kaiserliche Majestät war freilich Anfangs nicht wenig aufgebracht, als es kund ward, was Ihr gewagt hattet gegen ein gekröntes Haupt, dessen Rechte zu wahren und zu schirmen allermeist das Vorrecht und die Pflicht Kaiserlicher Majestät ist."

„Es war ein Dänenkönig, Euer Würden, der eigenmächtig ein Deutsches Land stahl und den rechtmäßigen Herrn in die Acht erklärte."

„Solches ist allmänniglich wohl bekannt," sagte zutraulich der Doktor, behaglich vom duftenden Weine schlürfend. „Aber Gräfliche Gnaden werden ein

altes Sprüchwort kennen von einer Krähe, so ihrer Gevatterin, der Dohle, die Augen nicht aushackt. Dürfte Gräfliche Gnaden unter Umständen auch so gehen, wenn ein schlichter Edelmann, und geschähe es mit dem größten Rechte, an einen Herrn von des heiligen Römischen Reiches erlauchter Grafenbank ein solches Jagdrecht zu üben sich erkühnte. Abgesehen davon, daß Kaiserliche Majestät wohl der erste Fürst der Christenheit, aber nicht der Einzige ist, und aus sothanem Fürstenraub ein böser Krieg hätte entstehen können, der, wie er sonst auch ausgefallen, für Euch stets ein schlimmes Ende hätte nehmen mögen. Wollte dann auch, ohne ruhmredig zu sein, bemerken, daß es meinen und meiner hochgelahrten Freunde Bemühungen endlich gelungen, die Ansichten Kaiserlicher Majestät in dieser Sache zu berichtigen und ihn völlig umzustimmen ..."

„Das thaten Euere Würden!" entgegnete rasch der Schweriner. „Hoffe aber auch, es wird Euch klar geworden sein, daß die Dänische Königsacht, welche auf meinem Hause ruhte, die Tugend der Dankbarkeit nicht in mir getödtet hat."

„Ich weiß es zu rühmen und muß Euch nur schelten, daß Ihr Euer Wohlwollen mit so ver-

schwenderischer Großmuth an den Tag legtet. Ihr wäret der Mann, ein Königreich zu einem Bauerngute zu machen, wenn Ihr so fortfahrt. Dafür darf ich Euch aber auch versichern, daß Ihr treue Freunde im Rathe des Kaisers habt, die in Anbetracht der jetzigen Gestaltung der Sachlage, es nimmer dulden werden, daß nur ein Haarbreit von Euern Rechten vergeben und der Dänische Leu in seine Wälder entlassen werde, bis er die Bedingungen erfüllt, die Ihr ihm vorzulegen für gut fandet."

„Fandet, sagtet Ihr doch?" fragte Heinrich schnell. „Ihr seid ein wahrhafter Doktor. Fand, Herr, aber nicht finde. Was mir damals noch genügen durfte, vermag es heute nicht mehr. Soll ich Waldemar entlassen, muß mir der hohe Kaiserliche Rath gestatten, zu den alten Forderungen diejenigen neuen hinzuzufügen, welche mir den Ersatz für dasjenige bieten sollen, was ich abermals seit Jahr und Tag von dem Meinigen einbüßte."

„Ihr seid ein kluger Rechenmeister," entgegnete der Doktor, listig mit den Augen blinzelnd. „Was irgend thunlich ist, dazu wird, wie ich Euch schon sagte, der Kaiserliche Hof ein Auge zudrücken, sintemal es die Sühne für die gestörten Rechte eines

Deutschen Reichsstandes gilt, welche zu restituiren sind. Aber Ihr werdet ein Einsehen haben, Gräfliche Gnaden, und es gnädig machen."

„Darauf könnt Ihr Euch verlassen!" lachte der Schweriner. „Schon um Euretwillen geschieht Alles, was sich irgend mit meiner Ehre vertragen mag."

„Rechne darauf in alle Wege!" sagte der Doktor gravitätisch, „nicht sowohl wegen meiner Person, sondern wegen der Gloria Desjenigen, den ich zu vertreten die hohe Ehre habe. Derohalben muß ich auch fördersamst bemerken, wie es nicht statuirt werden darf, daß ein gekröntes Haupt, wie König Waldemar, in einem engen Kerker, wie ein Verbrecher, gefangen gehalten wird, seitdem es allmählich bekannt worden, daß sich sothaner Fürst in dem Gewahrsam eines Deutschen Reichsstandes befindet."

„Verlangt Ew. Würden, als Kaiserlicher Gesandter, daß ich den König von Dänemark ledig lasse, ehe er seine Verpflichtungen gegen mich erfüllt hat?" fragte Heinrich aufhorchend.

„Nicht solches, mein werther Graf!" sagte Jener begütigend. „Aber mein Kaiserlicher Herr hat es mißbilligend vernommen, daß die Königlichen

Majestäten von Dänemark in engem Gewahrsam hinter Schloß und Riegel gehalten werden, welches Verfahren nicht nur dem Urheber — nämlich Euch — sondern auch den Deutschen Fürsten, die solches geduldet, übel ausgelegt worden. Demgemäß muß ich dringend auf eine Abstellung solcher Unziemlichkeiten und auf eine würdige und ritterliche Haft bis zur ausgemachten Sache antragen."

„Jetzt erlebe ich es, daß Euere Würden mich mit Lobeserhebungen überschütten werden," sagte Graf Heinrich scherzend, „denn schon haben die Waldemare den Dannenberg verlassen und ziehen mit ansehnlichem Comitat auf Schwerin heran. Erinnert Ihr Euch der Gemächer, durch welche ich Euch vom Banquetsaal hierher geleitete? Sie sind zur Wohnung für meine königlichen Gäste bestimmt. Und wenn ich auch dafür sorgen werde, daß sie solche nicht ohne meinen Willen verlassen können, so müßt Ihr doch eingestehen, daß ich Kaiserliche Majestät, wenn sie mir die Ehre erzeigen sollte, das Gastrecht von mir zu begehren, nicht besser unterzubringen vermöchte."

„Das genügt mir vollkommen und habe ich nichts hinzuzusetzen, Gräfliche Gnaden," sagte der

Doctor und leerte langsam seinen Becher. „Der letzte Tropfen dieses kostbaren Getränkes, der so eben meine Lippen netzet, erinnert mich schließlich daran, daß es jetzt genugsam poculiret sein möchte, sintemal meine Reise auf morgen fest angesetzt ward und ein schwerer Kopf wenig geeignet ist, sich auf der Landstraße rasch zu fördern. Wünsche Euch deshalben eine erquicksame Nachtruhe und bitte, es zu gestatten, daß ich morgen nochmals von Euch günstigen Urlaub begehren möge."

Damit empfahl sich der Gesandte Kaiserlicher Majestät. Als er aber des folgenden Tages den Hofhalt des Schweriners einige Wegstunden hinter sich hatte, begegnete ihm auf der großen Heerstraße ein langer Zug von Bewaffneten, in dessen Mitte sich ein großer, fest verschlossener Wagen schwerfällig fortbewegte.

„Ziehe Deinem Fatum mit möglichstem Gleichmuthe entgegen!" sprach der hochgelahrte Herr im frohen Gefühl seiner Freiheit vor sich hin. „Ein solcher Gleichmuth wird Dir nöthig sein, dieweil ich nicht finden kann, daß Dein Loos sich anders, als nur um ein Geringes verbessert. Wenn man hinter einem Gegatter zu sitzen verdammt worden, ist es einerlei, ob dasselbe eisern oder golden ist.

Das aber, was Dir Dein jetziges Carcer an Annehmlichkeiten beut, wirst Du, wie ich den Grafen Heinrich kenne, ihm theuer genug bezahlen müssen."

Die Kunde von der Abreise der beiden Dänenkönige nach Schwerin war in der ganzen Gegend verbreitet, und vieles Volk hielt die Wege besetzt, um neugierig drein zu gaffen, mußte aber bei einbrechender Dunkelheit unverrichteter Sache sich nach Hause begeben, denn es war beliebt worden, die Königlichen Gefangenen ohne alles Aufsehen zur Nachtzeit in ihre künftige Wohnung zu geleiten. So geschah es. Und als die Schweriner am andern Morgen die Köpfe zum Fenster herausstreckten, vernahmen sie überrascht, was sich draußen begeben und was sie drinnen glücklich verschlafen.

Von Allen, die vom Dannenberg heraufgezogen waren nach dem Schweriner Schlosse, war Keiner, der sich mehr freute, als Junkherr Joachim von Boitzenburg. Er hatte das Leben auf der Haide satt, wo nur selten Ueberfluß, aber desto häufiger Mangel und Entbehrung war. An lustige Compagnei und tolle Ergötzlichkeit war nicht zu denken, und seine Begleiter, welche glaubten, sie dürften sich mehr herausnehmen, als andere Söldner, waren schwer

zu zügeln. Bei ihren Gelagen setzte es oft schwere Händel, die der Junkherr nicht immer schlichten und es nicht vermeiden konnte, daß er in der Hitze des Streites nicht auch seinen Antheil redlich ausgezahlt bekam. Dafür wollte er es sich jetzt wohl sein lassen und in Erwartung des glänzenden Lohnes, den er von der Freigebigkeit des Grafen zu empfangen hoffte, trat er fröhlichen Sinnes zu Diesem ein und rief ihm mit dem Tone roher Vertraulichkeit zu:

„Nun, Herr Heinrich, da sind wir. Euere Vöglein sind in den neuen Käficht gesperrt und springen wählig darin herum von Sprosse zu Sprosse. Euere Lyöe-Jäger haben ihnen bis hierher ein ritterliches Comitat gegeben."

„Ich weiß es!" entgegnete der Graf kalt.

„So? Wißt Ihr's?" fragte Junkherr Joachim stutzig. „Nun, Herr, der Weg war lang und mühselig. Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen."

„Es hat Niemand weitere Arbeit von Euch begehrt."

„Arbeit? Nein! Wäre mir auch nicht damit gedient. Aber den Lohn für meine bisherige Arbeit fordere ich. Wie steht es damit, Herr Heinrich? Kommt! Kommt! Ihr müßt mir klaren Wein

einschenken. Euer Ton ist so hochfahrend, als wäret Ihr geradesweges auf einen Wettlauf zur Krone Karls des Großen begriffen und schon nahe am Ziel. Das ist eine andere Melodei, als die ich Euch zu Sonderburg im Gasthofe zum Hirschen pfeifen hörte. Damals waret Ihr freilich in dem Bann des Dänen, jetzt ist er in dem Euern."

„Kommt zur Sache, Herr Joachim."

„Zur Sache? Gut. Ihr wißt, was meine Leute für Euch gethan. Als ihr Führer ist es meine Pflicht, für ihre Gerechtsame zu sprechen. Denke nicht, daß Ihr sie nach vollbrachter Arbeit mit hungrigem Magen von der vollen Krippe weisen werdet?"

„Das will ich mitnichten. Wenn Ihr wieder in dem Hof erscheint, werdet Ihr sehen, daß sie ammt und sonders wohl untergebracht sind, nämlich unter meine Soldknechte. Damit sie aber Sitte lernen, habe ich sie wohlweislich getrennt, und den Einen hier, den Andern dort untergebracht, so daß sie nicht wieder die Köpfe zusammen stecken und Schelmenstücke mitsammen ausgrübeln. Bei schmaler Kost und strenger Arbeit sollen sie in Zucht gehalten werden, um für die Tollheiten zu büßen,

welche sie, so lange sie unter Euerm Regimente standen, ungestraft verübt haben, Junkherr Joachim."

„Zum Teufel, Herr! Das ist neu! Das ist..."

„Meine Weise!" sagte der Graf fest. „Ihr habt nun Euern Bescheid. Was wäre sonst Euer Begehr?"

„Sonst? Als ob ich schon etwas begehrt oder empfangen hätte. Denkt Ihr, daß ich abgefunden bin mit dem jämmerlichen Solde, der mir seit dem Tage von Lyöe bis heute für meine Dienste ausgezahlt wurde? Wißt Ihr, wer ich bin? Ich gehöre zu der Gesippe Derer von Boitzenburg und habe noch immer den Aerger, mein väterliches Erbe in fremden Händen zu sehen. Erbgut, Herr Graf! Hört Ihr? Wozu ist es ein Erbgut, wenn ich es nicht erben kann, wie es Gebrauch und Rechtens ist?"

„Weil Ihr all' das Euere verwürfeltet, Ihr liederlicher Gesell!" sagte der Graf unmuthig.

„Pah! Ihr könnt es mir zurückwürfeln. Das heißt, Ihr könnt dem jetzigen Herrn seinen Pfandschilling zahlen, und ihn dann mit Sang und Klang zum Teufel jagen. Das ist das Wenigste, was ich um Euch verdient habe."

„Genug dieses anmaßenden, tölpelhaften Tones!“ sagte der Graf mit schneidender Kälte. „Was Ihr draußen auf den öden Haidestrichen verlernt habt, werdet Ihr hier doch nicht wieder finden, und darum ist es besser — da, Herr Joachim! Nehmt!“

Graf Heinrich reichte ihm ein Blatt Papier. Der Junkherr hielt es zweifelnd in der Hand:

„Was soll das?“

„Bringt das förderſamſt meinem Säckelmeiſter. Er wird Euch reichen, was ich Euch beſtimmte. Das iſt mein letzter Auftrag für Euch.“

„Letzter Auftrag?“

„So ſagte ich. Hebt Euern Schatz und geht damit, wohin Ihr wollt. Hört Ihr? Wohin Ihr wollt. Doch laßt Euch nicht darnach gelüſten, Euch am vierten Tage irgendwo in meinen Landesmarken betreffen zu laſſen, anſonſt . . .“

„Anſonſt?“ ſtieß der Junkherr mit vor Zorn erſtickter Stimme hervor.

„Es ſtehen um den Dannenberg herum viele Bäume, woran koſtbare Früchte hingen; Früchte von Eurer Zucht, Herr Joachim. Wir haben auch hier derlei Bäume, was Ihr, ſo mir Gott helfe, erfahren ſollt, wenn Ihr nicht dem gegebenen Winke

folgt. Drei Tage, Herr Junkherr, sind eine kurze Zeit. Darum benutzt sie wohl."

„Heinrich!" rief der Junkherr, schäumend vor Wuth und wollte sich auf den Grafen werfen. Mehrere bewaffnete Diener stürzten herein.

„Armer Wicht!" sagte Heinrich spottend. „Hast Du nie gesehen, daß der Schmied eine Zange braucht, um das glühende Eisen fein säuberlich aus dem Feuer zu ziehen, und wenn es geschehen, die Zange als unnützes Werkzeug bei Seite wirft?"

Er winkte stolz mit der Hand und entfernte sich. Die Diener trieben den Junkherrn zum Saal hinaus.

Junkherr Joachim tobte lange. Nur mühsam war er zu bändigen; dann aber schwieg er tückisch und nahm sein langes Schwerdt als Wanderstecken in die Hand. Bei einbrechender Nacht schritt er fürbaß, von glühenden Rachegedanken erfüllt. Er verließ die Residenz des Garfen und den neuen Zwinger der Waldemare zur selben Stunde, als ein unbekannter Mann von der See her durch das Dunkel des Waldes dem Innern des Landes zuschritt. Die Richtung, welche Beide einschlugen, war so, daß sie an irgend einem Punkte zusammen

treffen mußten. Und dieser Punkt war ein Platz am Eingange eines dichten Tannengehölzes, worin der Junkherr sich zur Nachtruhe niederlegen wollte, als die Gestalt des Unbekannten unter den Bäumen hervortrat.

„Aus dem Wege da!" rief der Junkherr, sein Schwerdt vor sich hinstreckend. „Was habt Ihr auf meiner Straße zu suchen?"

Der Fremde, mit einem bleichen Angesicht und tiefliegenden, ruhelosen Augen, hob einen wuchtigen Baumast und sagte drohend:

„Der Weg ist mein! Von der See bis hierher liegen meine Netze darauf, und ich werde den Fisch gewiß fangen."

„Wenn ich das Netz nicht zerreiße!" lachte der Junkherr boshaft.

„Dann schlage ich Euch todt!" rief Jener und holte zu einem Schlage aus, der den Junkherrn zerschmettert hätte, wenn er nicht rasch seitwärts gesprungen wäre.

„Hund!" schrie Joachim, „Du sollst unter meinen Tritten verenden."

Er warf sich auf den Fremden. Dieser erwartete seinen Gegner furchtlos. In eiserner Umar-

mung verschlungen, standen sie einander gegenüber. Endlich ließen sie erschöpft von einander ab.

„Du bist der Teufel!“ sagte Fremde.

„Ein Lyöe-Jäger mindestens.“

Der Fremde fuhr erschreckt zurück: „Ein Lyöe-Jäger? Du bist ein Lyöe-Jäger?“

Der Mond trat hinter einer Wolke hervor und warf sein volles Licht auf die beiden Gestalten. Der Fremde sah den Junkherrn lange mit durchdringenden Blicken an, dann warf er sich auf ihn und faßte ihn bei der Brust:

„Du hast meine arme Seele dem Teufel verkauft!“

Der Junkherr vermochte kaum, sich des Wahnsinnigen zu erwehren:

„Verdammtes Nachtgespenst! Wer bist Du?“

„Der Fischer von Lyöe mit dem grünen Wimpel am Mast, der Dich und Deine Schaar herbeiwinkte, als der Edelhirsch, sammt seiner Brut, unter den Buchen entschlafen war.“

„Anders Rasmus! Denke, Du hast Deinen vollwichtigen Lohn bekommen und bist besser daran, als ich, der mit langer Nase abziehen muß. War

blankes Gold, was ich Dir auszahlte. Warum machst Du Dir nicht einen guten Tag damit?"

„Weil — Ha! Ha! Ha! — Weil Klabautermann mich nicht am Bord duldet und Nißpuck nicht im Hause. Böse Geister jagen mich von Schwelle und Kiel. Sie und das Kind jagen mich von Busch zu Moor, von Moor zu Berg, von Berg zu Thal! Muß mein Werk gut vollbracht haben."

„War ein gut Dänisches Bubenstück."

„Gab mir auch viele Mühe. Will Dir sagen, warum. Hatte einen Zahn auf Waldemar. Er ließ mich peitschen! Mich, den schmuckſten Burschen am Strande, weil ich heißes Blut hatte, wie er. Waren damals wilde junge Gesellen am Strande. Hatten eines Tages, sammt unsern Dirnen, unser Festbier. Da kam Prinz Waldemar zu Roß, an seiner Seite eine schmucke Dame, die galt für seine Liebste, oder was sonst. Er sah dem Tanze zu, bekam selbst Lust, drehte sich mit meiner Heilwig herum, welche die schönste Dirne am Strande war, und gab ihr einen Kuß, so daß sie über und über roth wurde und nicht wußte, wohin. Da dachte ich, was einem Prinzen zu thun erlaubt ist, wird einen Schiffer auch nicht schimpfiren, nahm des Prinzen Dame

bei der Hand und tanzte mit ihr. Sie warf wohl die Nase auf, aber der Prinz lachte wie toll. Hatte mir's genau gemerkt, wie Dieser es mit meiner Dirne machte, und als ich mit seiner Dame so lange getanzt hatte, bis sie todtmüde war, küßte ich sie herzhaft ab. Der Prinz rief seinen Leibdiener, mit dem er leise sprach, und sah mich dann mit seinen großen Augen an, die glühten, wie die Augen des Wolfs, der hungernd das Dickicht durchbricht. Plötzlich fielen ihrer Drei oder Vier über mich her, rissen mir das Wamms vom Leibe und geiselten mich. Als sie endlich inne hielten, saßen der Prinz und seine Dame wieder zu Pferde und er rief mir zu: „Das ist für Deine Frechheit, Du erbärmlicher Knecht! Vergiß nicht, daß sie Dir richtig bezahlt ist."

„Teufel noch 'mal, Du bist ein ganzer Kerl, Anders Rasmus!" sagte Junkherr Joachim, seine eigene Lage ganz vergessend. „Ich muß Dir bezeugen, daß Du es dem Waldemar gut eingetränkt hast. Bist aber gerächt. Für jeden Schlag auf Deinem Rücken hat er einen Monat sitzen müssen und nicht auf Rosen. Warum tollst Du also zur Nachtzeit auf der Heerstraße, wie ein Besessener?"

„Sie jagen mich, wie Ihr den König gejagt! Sieh diese Brust! Da drinnen sitzt ein Thier, das zwickt und zwackt, und saugt und nagt. Gewissen heißt's, sagt der Pfaff. Dem armen Jungen drückte ich die Kehle zu und warf ihn über Bord, damit er schweigen sollte und habe es selbst ausgeplaudert. Auf Dänischem Boden kann ich nicht stehen, weil mir der Sand unter den Füßen brennt und es mir überall in die Ohren dröhnt, daß ich den König verkauft habe."

„Habe jetzt auch so ein Geschäft zu verhandeln, wenngleich nicht mit einem Könige. Höre, Fischer! Wollen einen neuen Vertrag machen, und es soll ehrlich dabei zugehen. Wollen uns für den Waldemar verbünden, der noch immer in seinem Kerker sitzt. Vielleicht hilfst Du ihn mir herausreißen, und machst Deine erste That damit wieder wett, was Dir lieb sein wird, da sie Dich so teuflisch quält, was ich freilich nicht begreife."

„Du hast mich einmal betrogen!" sagte Anders Rasmus, den Junkherrn finster anblickend. „Dir mag ich nimmer trauen."

„Wäre gerathen für uns Beide, Du thätest es. Wollen es beschlafen. Für diese Nacht schließen

wir Friede und strecken uns behaglich in's Gras. Morgen mit der Sonne sind die Gedanken klarer. Dann sprechen wir weiter. Gilt das Wort?"

„Es soll gelten!" sagte der Fischer und warf sich an die Erde. „Es mag Tag werden."

„Und es wird Tag werden für uns Beide," sagte der Junkherr und warf sich unweit davon in's Gras.

Aber Keiner traute dem Andern. Gegenseitige Furcht hielt Beide stundenlang wach und erst gegen Morgen schliefen sie, von Müdigkeit überwältigt, willenlos ein.

Ueber die Elbe!

Im Nordelbinger Lande herrschte eine lebhafte Bewegung. Verheißen ist der Tag, da ihm der Messias erscheinen soll:

„Er wird kommen mit dem Schwerdte in der Hand und das Dänische Joch brechen. Er wird den ausgearteten Deutschen, den stolzen Orlamünder, heimjagen über die Belte und das friedliche Regiment des Schauenburger Grafen wird wieder walten von der Elbe bis zur Eider in allen Gauen."

Sie haben es gepredigt die Priester in den Dörfern und Städten des Landes. Erst heimlich und versteckt, dann lauter und immer lauter, bis endlich alles Volk es glaubt und der Kunde wartet: „Er ist da!" um ihnen mit Jubel entgegen zu ziehen.

In jeder Hütte, in den Marschen, wie auf den

Hochlanden der Geest rüstet sich der Bewohner für die kommenden Tage. Es gilt, ihre Leiden und Freuden, ihre Mühen und Sorgen zu ertragen. Die alte Großmutter hockt mit der Spindel am Feuer. Sie dreht langsam den Faden und summt ein halbvergessenes Lied vor sich hin, voll frommer Liebe auf die goldlockigen Enkel schauend, die zu ihren Füßen kauern und des Märchens erharrend, das Altmütterchen so oft von dem heiligen Christkinde erzählte.

„Der heilige Christ!" sagte die Mutter, die unfern vom Feuer wirthlich schaffte, seufzend. „Er geht durch die Lande auf allen Stegen und Wegen. Wollte, er käme auch zu uns und brächte uns den Vater in's Haus."

„Den Jürgen meinst Du?" fragte hinüberhorchend die Großmutter. „Kind, was sorgst Du? Hab's Dir ja gesagt, daß er heute noch kommt. Darum sind wir wach geblieben, die Kinder und ich auch."

„Ja, Ihr sagtet!" entgegnete die Frau. „Soll ich darum nicht zweifeln? Es ist schon spät. Früher habt Ihr auch Manches gesagt und ist doch nicht eingetroffen."

„Versündige Dich nicht an eine alte Frau!“ sagte die Großmutter, und schüttelte ernst das Haupt. Siehe, der Herr ist mit Denen, die Ihn lieben und Ihm vertrauen. Abba, lieber Vater, ich vertraue Dir und glaube. Warum sollte ich nicht glauben, was er mir durch einen seiner heiligen Engel hat verkünden lassen?“

„Liebe Mutter!“

„Schweig! Du sollst mir nicht wegläugnen, was meine Augen gesehen. Du bist eine böse Mutter, dieweil Du Deinen Kindern den Glauben stiehlst. Der heilige Erzengel Michael trat an mein Lager in letztverwichener Nacht. Sein Antlitz leuchtete, wie die Sonne am hellen Mittage und seine Flügel glänzten silbern. Er sah mich an mit mildem Trostesblick und sagte mit sanftem Tone: Sei getrost, Weib! Dein Sohn kommt! Dieser Verheißung bin ich gewärtig in Freudigkeit und hoffe auf Ihn.“

„Amen!“ sagte die Mutter, mit gefaltenen Händen sinnend vor sich hin blickend. „Es ist schwere Winterszeit und das Botenlaufen über öde Haidestrecken ein schlimmes Tagewerk. Es hat schon Mancher in einer Schneegrube verenden müssen.“

Da klopfte es an die Thür und ein alter Mönch trat über die Schwelle:

„Gelobt sei Jesus Christ!"

„In alle Ewigkeit, Amen!" antworteten die Weiber und die Mutter sagte, den Gast begrüßend:

„Seid willkommen, frommer Vater. Wie lange haben wir Euch nicht gesehen. Woher kommt Ihr zu so später Nachtzeit?"

„Komme aus der Dammbucht, wohin mich ein Befehl unseres Abtes an die dortigen Herrenleute sandte. Wäre gern bis nach Itzehoe gewandert, aber meine alten Füße wollen nicht mehr fort und ich hätte es kaum bis Mitternacht erreicht. Da spreche ich denn lieber Euch um ein Nachtlager an."

„Seid uns willkommen dazu und theilt, was wir haben, frommer Vater. Euere Einkehr bringt Segen in's Haus. Rückt zum Feuer. Wir harren meines Mannes, der schon gestern hätte heimkehren sollen von einem wichtigen Botengange."

„Euer Jürgen ist ein rechtschaffener Mann, der Christum lieb hat, und nicht ohne Noth am heiligen Weihnachtsabend draußen bleiben, sondern mit den Seinen das Gebet sprechen und einen Lobgesang anstimmen wird. Dein Feuer ist erquicklich; erquicklich,

wie der wärmende Trunk, den Du mir reichst, meine Tochter."

„Gesegne es Euch Gott, Vater!" sagte die Mutter. „Und wenn Ihr etwas Neues wißt, theilt es uns mit. Wir erfahren hier in unserer Einsamkeit nichts. Hier ist's todtstill."

„Todtstill?" sagte der Mönch, und schaute die Frauen gar verwundert an. „Todtstill ist es hier, während das Land ringsherum im hellen Aufstande ist? Todtstill in einem Hause, das unfern von dem Orte liegt, welcher unlängst der Schauplatz wilden, kriegerischen Lärmens war?"

„Doch ist Dem so. Wir wohnen hier in großer Abgeschiedenheit. Wer bringt uns Kunde? O, sprecht, frommer Vater. Was geschieht im Lande?"

„Die alten Zeiten kommen wieder, Kindelein! Die nordelbingischen Lande werden wieder frohe Tage sehen. Die Tage der Schauenburger Grafen ziehen allmählich herauf. Das Volk schmückt sich, wie zu einer Hochzeit, um seinen Herrn und Gebieter zu empfangen."

„Ist das möglich?"

„Ja, Kindelein, es ist wahrhaftig. Er, den wir verloren glaubten, ist wieder gefunden und des

Herrn Erzbischofs von Bremen fürstliche Gnaden ist es, der den tapfern Grafen Adolf den Vierten wieder gefunden hat. Das ist ein anderer Kirchenfürst, als der schlaue Bischof von Riepen, der unter der Larve eines Heiligen bis hierher seine Hand streckte und hineingreifen wollte in Euere geheimsten Truhen. Das ist ein anderer Mann, als der tolle schleswiger Waldemar, der mit Blut taufte und mit Feuer segnete, bis der Herr ihm aus den Wolken die Hand entgegen streckte und sagte: Bis hierher und nicht weiter! Das ist ein gottgeliebter Mann dieser Gerhard, einer der Männer, von Denen geschrieben steht: Ei Du frommer und getreuer Knecht, Du bist über Weniges getreu gewesen, ich will Dich über Vieles setzen; gehe ein zu Deines Herren Freude."

„Gott schütze den guten Grafen."

„Amen! Das werde wahr!" sagte der Mönch. „Oder vielmehr Preis, Lob und Dank dem Herrn der Herrschaaren, denn es ist wahr geworden. Vor vier Tagen ist der Herr Erzbischof und der Graf, sammt allem reisigen Zeug über die Elbe gangen und wo sie sich blicken lassen, fällt ihnen alles Volk mit Jubel zu. Das ist Keiner, der flehend um

Herberg bittet in der Wohnung, darinnen sonst die Seinen geheimset. Das ist der Herr des Palastes, der lange fern blieb von den Seinen und Dem sich die verschlossenen Pforten mit Jubelgeschrei öffnen."

Leise seufzte die Mutter. Es war spät geworden und die Kinder wurden zur Ruhe gebracht. Auch der Mönch zog sich zurück auf seine Lagerstätte und die Hausfrau schaute die Großmutter fragend an. Diese aber schüttelte wiederholt das Haupt und sagte:

„Thue, was Du magst. Ich werde wach bleiben, dieweil ich meinen Jürgen noch sehen muß am Christfest. Ists mir doch, als hörte ich eben jetzt seine Stimme."

Die Frau lächelte, aber sie wagte nicht zu widersprechen, sondern legte neues Holz zum Feuer und setzte sich der Alten gegenüber. Beide saßen schweigend da, folgend den weitabschweifenden Gedanken, vorwärts in die ungewisse Ferne, rückwärts ein ganzes Leben, bis an die Gränze der Kindheit.

Da ward es draußen plötzlich laut. Die Weiber schreckten auf und sahen verstört um sich. Verworrene Stimmen ließen sich vernehmen, dann ward

die Thür hastig aufgerissen und eine kräftige Stimme rief:

„Guten Abend beisammen!“

„Mein Sohn! Mein Sohn!“ rief die alte Großmutter, die Arme ausbreitend. „Ich wußte es wohl.“

Die Hausfrau war mit einem Freudenrufe dem Manne entgegen geeilt. Der aber sagte rasch:

„Grüß Gott! Zu Weiterem ist nicht Zeit. Rüste Dich, denn Du bekommst Gäste. Ich lotse sie vollends herein.“

Damit war er wieder draußen und kehrte nach einiger Zeit mit zween Männern zurück, die bis an das Kinn in ihre Mäntel gehüllt waren. Er führte seine Gäste zum Feuer und sagte fröhlich:

„Das ist Alles, was ich Euch zu bieten vermag, Obdach und Feuer. Es ist nur klein hier, aber mir ist's ein Himmel. Grüß Gott, lieb Weib. Guten Abend, Mutter. Dank, daß Ihr mich erwartet habt zum heiligen Christ. Mir wird immer wohl, wenn ich in Euer frommes Gesicht schaue. Wo sind die Kinder?“

„Sie schlafen schon, Jürgen,“ sagte die geschäftige Mutter. Aber so verhielt sich's mitnichten.

Der Lärmen im Hause hatte sie geweckt und sie stürmten nun mit lautem Jubel aus dem Verschlage und hingen sich dem Vater um Hals und Nacken, der in seiner Weihnachtslust hell aufjauchzte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen:

„Alles Christvolk beisammen! Die Alten und die Jungen! Ihrer Drei, Vier, Fünf! Laßt los, Ihr Rangen! Zerrt mir ja das Wamms vom Leibe! Denkt wohl, ist ein Christgeschenk für Euch darunter verborgen? Nichts da! Bin nicht hinauf gelangt bis Itzehoe, und wenn die Mutter nichts in der Truhe versteckt hat…"

„So kann ich vielleicht aushelfen," sagte der Eine von den Fremden, der seinen Mantel abwarf und näher trat. „Unser Unfall mit den Pferden ist schuld, daß Ihr in Eurer Wanderung unterbrochen wurdet, um uns auf den rechten Weg zu bringen."

„Ist mir doch nicht gelungen," meinte Jürgen. „Haben zwar die rechte Fährte wieder, aber in dem Schneesturm ist ein weiterer Ritt mit den abgetriebenen Mähren nicht zu wagen. Nehmt daher mit der Herberge des armen Mannes vorlieb und ruht

unter diesem Dache, so lange der Sturm es stehen läßt."

„Wir sind Euch zwiefach verpflichtet," sagte der Fremde leutselig und ließ sich auf die hingeschobene Holzbank nieder, „sowohl als unserm Führer, wie auch als unserm Wirth. Kommt, Kindelein und schaut, was Euch durch mich der heilige Christ sendet."

Der Fremde zog ein Täschlein aus seinem Gewande, das schimmerte in Purpur und Gold und ein strahlendes Kreuz war in dasselbe mit Perlen eingewirkt. Die Kinder traten schüchtern näher. Die Mutter folgte ihnen von ferne und hatte die Arme ausgebreitet, als wollte sie sie zusammen halten und vor etwaigem Leid bewahren. Die Großmutter hatte sich erhoben und bewegte die Lippen, denn sie hatte abermals ein Gesicht. Der Vater aber neigte sich tief, als wollte er sich im Voraus ür alle Liebe bedanken, die den Kleinen geschehen solle.

Der Fremde hatte das Täschlein geöffnet und holte zierliche Bildlein daraus hervor, die schimmerten von Gold und Silber, Purpur und Ultramarin. Eine Mutter Gottes mit dem Christkinde war das

Eine, und die Andern stellten vor die heiligen Erzengel Raphael, Gabriel und Uriel. Dazu fügte der Fremde für Jeden eine blanke Münze, die drückte er ihnen in die Hand und sagte:

„Das sei ein Ehrenpfennig für Euch; so blank und schmuck, wie diese, ist auch das Gemüth eines unschuldigen Kindes. Wollt Ihr nun, daß Euer Ehrenpfennig fortglänzen soll, müßt Ihr fromm und tugendsam bleiben Euer Lebelang, denn übertretet Ihr des Herrn Gebot und mißachtet Seinen heiligen Willen, wird das Metall erblinden und der böse Rost wird es zerfressen. Das aber werdet Ihr nicht thun, denn Ihr seid liebe Kindlein und ein ganzer Himmel lacht aus Euern blauen Augen."

Die Augen der Kinder leuchteten und ihre Wangen glühten vor Lust; aber des Wortes waren sie nicht mächtig. Nur der Vater schwieg nicht, sondern sagte mit freudestrahlendem Gesicht:

„O Herr! Wer Ihr auch seid, Ihr habt meinem armen Hause ein Glück bereitet, das ich noch nicht ganz zu fassen vermag. Aber vergessen werde ich es nicht, so lange ich lebe, und wir Alle werden es nicht vergessen. Wenn ich doch nur etwas Rechtes thun könnte, Euch meine Dankbarkeit

zu beweisen. Befehlt nur, Herr, und ich wate um Euretwillen durch die Stöer, wo sie am tiefsten ist."

„Dann würdet Ihr ertrinken, und wir hätten nichts von Euch!" sagte der Fremde gutgelaunt. „Wir wollen aber viel von allen Nordelbingern, ich und mein Begleiter dort. Winkt nicht mit der Hand lieber Herr. Ihr müßt nun schon aus Eurer Verborgenheit hervor. Der Mann, den Ihr vor Sturm und Unwetter in diesem Hause geborgen habt, ist Euer wahrer Fürst und Gebieter, der rechtmäßige Erbe dieses Landes, Graf Adolf von Schauenburg, der Vierte seines Namens."

„Gott in Deiner Höh'!" rief Jürgen und warf sich zu den Füßen des Grafen. „Du segnest mich reich an diesem Tage, da Du mich solcher Gnade theilhaftig machst. O Herr, es ist viel nach Euch geseufzet worden in diesem Lande und wohin Ihr immer kommt, bringt Euch Jeder sein Letztes, Bestes. Ich, Herr, kann Euch eben nichts geben, als mich selbst. Aber den Jürgen habt Ihr mit Haut und Haar, auf Tod und Leben."

„Steht auf, Mann!" sagte der Graf in einiger Bewegung. „Liebe, die so ungeschmückt entgegen getragen wird, ist nicht zu kaufen. Ich nehme dein

Geschenk an. Du sollst mir dienen und mich auf nordelbingschem Boden nicht verlassen."

„Ach Gott! Mutter! Weib! Kinder! Ich halte es nicht aus! Mir will die Brust zerspringen. Nun nochmals an mein Herz und dann Ade! Haltet gut Haus und bringt Euch durch, so gut es geht. Ich komme nicht eher wieder, bis mein vieltheurer Herr wahrhaft in diesem Lande herrscht und der letzte Däne über die Gränze geworfen ist. Und das meinen Alle in der Gegend."

Er zog die Seinen an sich und saß in ihrer Mitten, ein glücklicher Mann. Der Graf aber sagte zu seinem Begleiter:

„Ich wollte mit Euch zürnen, aber ich vermag es nicht, denn ohne Euch hätte ich nicht erfahren, was ich jetzt weiß. Wenn so die Herzen in diesem Lande für mich schlagen, wozu bedarf es dann noch des Schwerdtes?"

Während dies vorging, war der Mönch von dem vielfachen Lärmen, trotz seiner großen Müdigkeit aus dem Schlafe aufgeschreckt und kam verwundert herbei. Als er aber die Hausbewohner beisammen fand und die beiden Fremden sah, die vorhin nicht da gewesen, blickte er den einen derselben

mit wachsendem Staunen an, warf sich demüthig vor ihm in den Staub und berührte mit seinem Haupte die Erde.

„Wo kommt der Bruder her und was fährt ihm durch den Sinn?“ fragte der Fremde, und des Jürgen Weib gab schüchtern Bescheid. Der Fremde aber runzelte die Stirn und sagte strenge:

„Steht auf und treibt keinen Mummenschanz!“

„Ich sehe, den ich sehe, und meine Seele ist wonnetrunken, das Angesicht Dessen wieder zu schauen, den sie vor allem Volke gerühmt. Habe ich Euch doch zum ersten Male erblickt, als ich demuthsvoll kauerte auf der Schwelle Eures erzbischöflichen Palastes, worin Ihr mit der Herrlichkeit eines Kirchenfürsten thronet ....“

„Schweigt, sage ich Euch! Ihr sagtet vorhin, Ihr wäret trunken. Ob vor Wonne, oder von Meth, das gilt gleich. Darum geht und schlaft Euern Rausch aus. Wenn Ihr aber wieder zum Vorschein kommt, trachtet danach, wachsam und nüchtern zu sein.“

Der Mönch schlich verschüchtert nach seinem Winkel zurück. Der Fremde aber sagte zu dem Grafen:

„Dies ungeschickte Volk verdirbt zehn Mal mehr

als es fördert. Ginge es irgendwie nach meinem Gelüste, wir jagten sie fort und thäten ihnen, was einst der Herr Christ mit den Taubenkrämern im heiligen Tempel."

Die Hausleute standen zitternd da. Sie sahen den zürnenden Mann vor sich und ahnten wohl, daß dies der mächtige Bremer Erzbischof sei, der aber kam Allen zuvor und sagte:

„Da es der Mönch nun doch ausgeschwatzet, wer ich bin, so befehle ich Euch, daß Ihr es im tiefinnersten Herzen bewahret, dieweil es mir nicht genehm und meinem Fürhaben hinderlich, daß mich Jedermann kennt. Laßt mich jetzt mit dem Herrn Grafen allein. Ihr aber, Ihr Kindelein, geht zur Ruhe! Der Segen Gottes ruhe auf Euern unschuldigen Häuptern."

Mit stiller Ehrfurcht vernahm männiglich die Worte des heiligen Mannes und barg sich in den fernsten Theilen der Hütte, während der Erzbischof und der Graf wach blieben und in einem ernsten Gespräch beisammen saßen, bis der Morgen mählig herein dämmerte.

Da meinten nun die Herren, sie hätten ihr Geheimniß absonderlich gut verwahrt, und der Boten=

gänger Jürgen glaubte es auch, denn er befolgte das Gebot des Gestrengen so treulich, daß er, trotz seiner Müdigkeit nicht einschlief, aus Furcht, er könne es im Schlafe verschwatzen. Aber der Mönch stahl sich bei'm ersten Morgendämmer von seinem Lager und durch die Belangthür zum Hause hinaus, so daß er von Niemandem gesehen wurde und auf dem ihm wohlbekannten Wege forteilte nach Itzehoe, wo er den Bürgern ansagte, was ihnen bevorstände. Da entstand ein großer Jubel bei Allen, die es zuerst vernahmen. Der Nachbar weckte den Nachbar, und fragte dieser mürrisch, warum er ihm den sauer errungenen Morgenschlaf verkümmere, hieß es, das geschähe um des lieben Gräflein Adolf willen, der die Dänen verjagen und wieder ihr gnädigster Herr sein wolle, wie es vor Alters seine Väter im Lande gewesen. Solche Kunde brachte große Freude in's Haus und sie zog weiter von Thür zu Thür, von der ersten bis zur letzten. Voigt und Rathmann, Zünfte und Gewerbe, standen mit ihrem Festschmucke angethan, auf dem Markte, und beriethen mitsammen, wie sie dem lieben Herrn entgegen gehen, und ihm am besten ihre Liebe bezeugen könnten. Doch ehe dies Alles besprochen wurde, aber nicht zum Ende

kam, dieweil es Keinem genehm, was der Nachbar meinte, sondern er wollte es schöner und prächtiger haben, flogen die ausgesandten Kundschafter eiligst herbei und riefen aus vollem Halse: „Sie sind da! Sie sind da!"

„Sie sind da!" hallte es in den dichten Gruppen wieder und nun half kein Erinnern und Ermahnen, keine Bitte und kein Befehl. Es stürzte fort, was laufen konnte übereinander und neben einander, und wer nicht grade gehen konnte, der humpelte dem Hochwillkommenen entgegen. Wollte Jeder der Erste sein und so geschah es fast, daß Keiner es geworden, weil sie sich sammt und sonders im Wege standen und die Straße völlig sperrten, statt sie für den hohen Gast offen zu halten.

„Sie sind da! Sie sind da!" hieß es abermals und nun bewegte sich eine starke Reitermasse die Straße entlang, an deren Spitze Graf Adolf von Schauenburg, der Vierte seines Namens, der lange aus dem heimischen Lande verbannt, auf seiner Stammburg an der Weser hausete, und nun, von dem mächtigen Erzbischofe Gerhard geführt, zu Glanz und Ehren wiederkehrte.

Die gestrengen Herrn stutzten, als sie das große

Comitat erschauten, das sich ihnen in den Weg gestellt hatte, um sie zu begrüßen. Anfangs runzelten sie die Stirn und schalten innerlich auf alle die Plappermäuler, dann aber klärten sich die finstern Blicke auf, und Graf Adolf sagte, dem Erzbischofe die Hand reichend:

„Wie ich es auch drehen und wenden mag, es fliegt mir kein Donnerwetter über die Zunge. Mein Zorn gleicht dem Gewitter, das zur Fluthzeit nicht über die Elbe geht. Gutes Volk hier zu Lande. Die alte Liebe für den alten Herrn ist frisch und lebendig blieben für den Sohn.

Der Erzbischof erwiederte den Händedruck des Grafen und sprach dann scherzend:

„Eigentlich könnte ich nun heimkehren, um noch eine Christmette im Bremer Dom zu lesen, denn der Zweck meines Zuges ist dahin."

„Wie das, Herr?"

„Komme bewaffnet mit Kreuz und Kelch, mit Schwerdt und Lanze, um Euch ein störrisch Volk zu unterwerfen und Euch mit Gewalt auf Eurer Väter Stuhl zu setzen. Nun aber eilt Euch Alles mit lachenden Gesichtern entgegen und Ihr dürft nur zugreifen, wie es Euch genehm. Aus dem starken Hel-

ser wird ein demüthiger Geleitsmann, und ich bitte Euch freundlichst, so lange ich hier noch weile, von dem reichen Mahle, das Euch zu Theil wird, mir die mageren Brosamen nicht zu mißgönnen."

Dabei lachte der Erzbischof so recht aus dem tiefinnersten Herzen, der Schauenburger lachte auch, und Beide schüttelten sich traulich die Hand. Als die Menge die anfangs stutzig geworden, das sah, stimmte sie in das laute Gelächter der gestrengen Herren ein, und es gab nun ein Lachen stromauf und stromab, so laut und so weithin schallend, daß das Ende nicht zu erforschen war.

Da plötzlich flog ein helles Klingen durch die Luft, das waren die Glocken von St. Laurentius, die das heilige Christfest einläuteten. Oben auf der Paschburg erschien das wehende Banner mit dem Wappen des Schauenburgers, und die Sonne, die dasselbe beschien, ließ das silberne Nesselblatt weithin leuchten in alles Land. Mit den hellklingenden Glocken von St. Laurentius vermischte sich das feierliche Geläut von den Thürmen des Klosters, und die nächtliche Sturmglocke der Paschburg hallte mit tiefen Baßtönen zwischendurch.

So ritten nun die Herren in die Stadt, dem

Voigt entgegen, der sie mit herzlichen Worten und biederem Handschlage begrüßt und als vieltheuere Gäste des reichen Städtleins für die Christfeier geladen hatte, was dann die Herren aus großer Gunst bewilligt.

Als nun am zweiten Tag des Christfestes auf dem großen Saale des Rathhauses Alles zu einem fürstlichen Bankett hergerichtet war, trat der Voigt in das Gemach des Erzbischofes, der seinem Kanzler ein Schreiben in die Feder sagte und zugleich einen Ritter anhörte, der ihm wichtige Botschaft von Bremen brachte.

„Was bringt Ihr, mein wackerer Voigt?" rief der Erzbischof dem Eintretenden entgegen. „Ist Euer Mahl bereitet und seid Ihr des säumigen Gastes gewärtig?"

„Erzbischöfliche Gnaden, denkt nicht so schlimm von uns," entgegnete der Voigt bescheidentlich, „daß Ihr glaubtet, wir wollten Euch die Stunde vorschreiben, da Ihr zum Imbiß, oder zum Ehrentrunke gehen, oder von Euch verlangen, daß Ihr Euch nach unsern Gewohnheiten richten solltet. Vielmehr harren wir als Wirthe in geziemender Ehrfurcht, und der edle Gast ist gerade dann am willkommensten, wenn es ihm genehm zu erscheinen."

„Mein lieber Voigt,“ sagte der Erzbischof freundlich. „Ihr seid in der Sprache der Höflichkeit so heimisch, als hättet Ihr in dem Hofdienste Kaiserlicher Majestät Euere Lehrjahre hingebracht. Wir wollen uns Euch zum Muster nehmen und in Euern Blicken zu lesen suchen, was Euch genehm wäre. Ehe wir das aber lernen, müßt Ihr unserm Ungeschick zu Hülfe kommen und uns Euer Anliegen mit Worten verkünden.“

„Erzbischöfliche Gnaden hätte ich zu berichten, daß ein hoher Besuch von Bremen angelangt ist, und mit aller schuldigen Achtung empfangen wurde. Selbiger, oder vielmehr selbige, denn es ist eine Jungfrau ....

„Eine Jungfrau?“ fragte Herr Gerhard rasch. „Sollte meine Base Gertrud ....“

„Gertrud von Aurich ist der Name des Fräuleins, die mich an Euch absandte, um ihrem gnädigen Herrn Ohm ihre Ankunft zu berichten und ihren Besuch zu verkünden.“ ·

Die Thür ging auf und Fräulein Gertrud trat, von dem Ritter Wulf von Borsfleth geleitet, in das Gemach:

„Dank Euch, Herr Voigt für Eure Mühe.

Wollen Euch aber nicht weiter beschwerlich fallen, sondern unsern theuern Herrn und Ohm selbst um die Gunst bitten, sein Hoflager durch unsere Gegenwart vergrößern zu dürfen."

Sie winkte herablassend mit der Hand, und als sich der Voigt, sammt dem Kanzler und allen Uebrigen entfernt hatten, sagte sie scherzend zu Herrn Gerhard:

„Ich konnte nicht länger in müßiger Ruh daheim bleiben, weil ich Euch draußen wußte in Noth und Trübsal, sondern begehre, Euch durch Pflege und guten Zuspruch die Drangsale, welche Euch bedrohen, zu erleichtern, soviel ich eben vermag. Wie ich aber in Euern Mienen lese, scheint Euch dieser mein Entschluß nicht zu freuen."

„Bei Gott, das thut er nimmer!" entgegnete Herr Gerhard mit Stirnrunzeln. „Ihr wißt, daß ich Euch anempfahl, so lange ich abwesend, bescheidentlich daheim zu bleiben, nicht aber im Lande umher zu ziehen mit strafbarem Schaugepränge. Da Ihr nun meinen ersten Befehl geringe geachtet, hoffe ich, Ihr werdet dem zweiten desto williger Folge leisten."

„Ich bin bereit, Euer Erzbischöflichen Gnaden

in aller schuldigen Treue zu gehorchen," sagte Fräulein Gertrud scheinbar unterwürfig.

„Dann laßt die Pferde vor Euern Wagen spannen und kehrt so schnell heim, als Ihr nur im Stande seid; dann will ich Euern ersten Ungehorsam vergessen."

„Und wenn ich mich dieser einen Forderung weigere, weil ich es muß?"

„Dann werdet Ihr die Folgen Eueres Ungehorsams selbst tragen müssen."

„So entlade sich denn das furchbare Unwetter über dies strafbare Haupt!" sprach Gertrud. „Vielleicht bin ich stark genug, ihm Widerstand zu leisten."

„Gertrud!" rief der Erzbischof und seine Augen funkelten.

„Ich fürchte Euer Drohen nicht, denn mich macht die Liebe stark! Ihr habt mich betrogen und meines Kummers nicht geachtet. All' mein Flehen berührte kaum Euer Ohr. Ihr wolltet nicht gerecht sein und frühere Unbill sühnen, so habe ich mir selber geholfen. Der Nebel der Täuschung fällt, Herr Erzbischof, und Ihr sollt klar sehen. An der Hand des bewährten Freundes habe ich meinen goldenen Kerker verlassen und werde ihn nicht wieder betreten.„

Das leuchtende Auge des Erzbischofes flog zu dem Ritter hinüber. Es schien ihn zu durchbohren:

„Wer hat Euch hierher beschieden?“

„Herr Erzbischof!“ entgegnete Ritter Wulf. „Ich gehöre zur freien Ritterschaft des holstischen Landes. Als ich an Euerm Hofe erschien, um Euch meine Dienste anzubieten, geschah es aus Ehrfurcht vor Euerm göttlichen Amte und in der Absicht, Euch durch meine Ergebenheit für die Gunst zu danken, welche Ihr meinem fürstlichen Gebieter spendet. Alles was darüber hinausgeht, ist das Merkmal eines Unfreien. Hier ist der Platz, der allein eines Holsten würdig ist und ich will ihn nicht verlassen, so lange ich noch einen Athemzug in der Brust habe.“

Der Erzbischof schwieg. Die Entschlossenheit des Ritters und des Fräuleins hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Er konnte Beide nicht zwingen, ihm anzugehören, und mußte sie ledig lassen, sobald sie es forderten. Doch grummte es ihn mächtig, daß sie solchen Trotz wagten, und er sagte barsch zu dem Ritter:

„Seid Ihr wirklich gemeint, anitzo auf eignen Füßen stehen zu können? Habt Ihr doch unlängst das Gegentheil bekundet!“

Die Gluth des Zorns stieg, ob dieses Hohnes, dem Ritter in's Gesicht, doch bezwang er sich und sagte gelassen:

„Ew. Gnaden sandte mich gegen einen Feind, der nirgends sichtbar, also auch nicht zu greifen war. In einem solchen Kampfe mußte ich ungeschickt erscheinen und mit Schaamröthe bedeckt heimkehren, sintemal es nur Eurer Heiligkeit verliehen ist, gegen die unsichtbaren Feinde der Christenheit mit den rechten Waffen zu kämpfen und zu siegen. Meinen Feind muß ich leibhaftig vor mir sehen, aber dann, dessen seid gewiß, Herr Erzbischof, will ich auch seiner Herr werden."

„Du wirst es, mein theurer Freund!" sagte Gertrud lebhaft, „und ich verlasse Dich nicht."

„Beliebt's etwa einen Harnisch anzulegen und mit dem Schwerdte in der Hand in unsern Reihen zu kämpfen, Base?" fragte der Erzbischof mit schneidendem Tone. „Mich soll wundern, wie weit Ihr es noch treiben werdet."

„Wer kann einem Weibe gebieten, wie weit sie gehen, und wo sie aufhören soll, wenn der Gatte in Gefahr schwebt?" fragte Gertrud rasch. „Ritter Wulf ist mein Gatte, durch das feierliche Gelöbniß,

das wir einander ablegten. Laßt Euch erbitten, theurer Ohm, und zürnt nicht mehr. Dies von Euch zu erreichen, sind wir erschienen, und können, wenn Ihr uns unerhört von Euch weiset, nur in den Tod gehen. Gott kennt mein Herz! Ich kann nicht anders. Und da Ihr nun der Stellvertreter Gottes auf Erden seid, thut ein Ihm wohlgefälliges Werk und schirmt unsere junge Liebe, statt sie zu zertreten. Wir sind durch unsere Herzen vereint im Leben und im Tode. So gebt denn diesem Bunde die priesterliche Weihe, damit die Neidharte aufhören, uns zu höhnen und wir uns unseres Glückes freuen mögen. Theurer Herr Ohm, ich flehe Euch an um der Wunder unseres Erlösers willen, erhört die erste aufrichtige Herzensbitte Eurer demüthigen Base."

Sie hatte die Hand des geistlichen Herrn ergriffen und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Herr Gerhard schwieg. Keiner konnte seine innersten Gedanken errathen. Sein Gesicht blieb ausdruckslos.

Mit bangen Mienen hingen die jungen Leute an seinen Blicken. Plötzlich fuhr er mit der Hand über die Stirn, sah Gertrud freundlich an und sagte:

„Und wenn nun Euerm Begehren gewillfahrtet wird, könnt Ihr dann . . . .“

„Dann fordert mein Leben!“ rief der Ritter rasch dazwischen, „ich will es freudig für Euch hingeben.“

„Und mein Bäschen zur Wittwe machen, damit ich zu trösten habe vollauf?“ entgegnete der Erzbischof lachend. „Nimmer denke ich daran, so Schweres von Euch und mir zu fordern. Aber Eines fordere ich und das müßt Ihr halten.“

„Wir wollen's!“ sagten Beide wie aus einem Munde.

„Das heißt Einklang. Aber dem bloßen Worte traue ich nicht. Ich verlange mehr. Die glühende Leidenschaft verspricht in den Tag hinein, was die kalte Besonnenheit nimmer zu leisten willens ist. Kommt, Kindlein! Legt die Hand auf dieses Krucifix und gelobt mir, treulich zu halten, was ich Euch auferlegen wêrde, dafür, daß ich in Euere Verbindung willige.“

„Nennt es!“ rief Gertrud, aber der Ritter unterbrach sie:

„Was es auch sei. Ich gelobe es zu erfüllen,

ohne es vorher zu kennen, um Gottes und meiner Gertrud willen."

„Und ich um Deinetwillen, mein Freund! Ich schwöre bei den blutigen Wunden des Erlösers."

„Das ist gut, Kindlein!" sagte der Erzbischof und es blitzte wie Schalkheit in seinen Augen. Als aber nach einigen Augenblicken der Voigt sichtbar wurde seufzte er leise. —

„Haltet zu Gnaden Hochwürdigster Herr; aber ich erachte es für meine Schuldigkeit, Euch zu vermelden, daß der Graf von Schauenburg, sammt seinem Gefolge den Banquetsaal betreten hat."

„Ihr sollt auch uns nicht länger säumig finden," entgegnete der Erzbischof in seiner gewohnten Weise. „Welche Christbescheerung Ihr uns aber auch zudenkt, so bringe ich deren noch eine mit zur Tafel, woran Ihr nicht gedacht habt."

„Und diese wäre? wenn es anders gestattet ist, darnach zu forschen."

„Ein Brautpaar!" sagte der Erzbischof und ließ das Fräulein zu seiner Rechten, den Ritter zu seiner Linken treten. Fräulein Gertrud von Aurich, unsre vielgeliebte Base, wird sich mit dem Ritter Wulf von Borsfleth vermählen, und ich bin gewillt, das junge

Paar, ehe ich diese Stadt verlasse in Eurer St. Laurentiuskirche einzusegnen. Wollet dem jungen Paare die Bitte gewähren, sammt den Rathsmannen dieser Stadt solcher feierlichen Handlung als Zeuge beizuwohnen."

Der Voigt dankte höflich für diese besondere, seiner Stadt erwiesene Ehre und eilte dann hinaus, um diese neue Mähr zu verkünden. Die Liebenden wollten sich dem Erzbischofe zu Füßen werfen, aber er hielt sie zurück und sagte:

„Die Verlobung ist gewesen und eine ganze Stadt zu Eurer Hochzeit eingeladen. Wann aber diese vollzogen ist, beginnt das mir geleistete Gelübde."

Die Dame sah den Erzbischof fest an: „Oheim, was sinnt Ihr? Dieser Blick erstarrt mir das Blut in den Adern zu Eis. Sprecht es aus, was Ihr von uns verlangt. Mir ahnet etwas Ungeheuerliches."

„Mein Bäschen ist ungerecht gegen mich. Sie traut mir alle Tücke des bösen Feindes zu, während ich doch nur besorgt bin, ihr die Liebe ihres jungen Gatten so lange zu erhalten, als nur immer möglich, da ich oft erfahren, wie schnell das erste Liebesfeuer verraucht und das arme Pärchen zähnklappt. Darum, sobald am Schlusse des Pfingstfestes Euer Ehe-

bund feierlich eingesegnet ist, werdet Ihr, Herr Ritter, Euer Roß besteigen und den Grafen von Schauenburg als treuer Dienstmann geleiten, während mein Bäschen im heiligen Ursulinerkloster zu Bremen in gottgefälliger Beschauung ihre Tage zubringt. Das ist das Gelöbniß, was Ihr beschworen habt und ich werde schon dafür sorgen, daß Ihr es haltet."

„Nimmer!" riefen Beide.

„Wir sind Mannes genug, um unsern Willen durchzusetzen, zumeist wenn wir es in der zwiefachen Eigenschaft als Euer Geistliches Oberhaupt und als Euer Herr begehren. Es bleibt bei meinem Ausspruche. Ihr wolltet mich betrügen und sitzt nun selbst in der Schlinge. Arme Kindlein! Und nun folgt mir zum Banquet!"

Der Tag von Mölln.

Im großen Saale des Schlosses von Wardingburg herrschte lebhafte Bewegung. Die Großen des Landes, die aus allen Theilen des Inselreiches auf Seeland zusammengeströmt waren, tagten hier seit einer Woche. Aber noch immer war das rechte Mittel zur Lösung all' der Wirrnisse, welche das Land an den Rand des Abgrundes brachten, nicht gefunden. Es gelang dem Besonnensten nicht, die störrischen Geister zu bannen und die Edlen des Landes zu einem gemeinsamen Handeln zu verbinden. Da ward der Graf von Orlamünde, dem sie in den ersten Tagen der Noth das Schwerdt der Gewalt in die Hände gegeben, und der diese Herrschaft geltend machte, zum größten Stein des Anstoßes. Jeder trachtete darnach, ihn aus dem Wege zu drängen und sich an dessen Stelle zu setzen. Allen ver-

eint wäre es ein Leichtes gewesen, den Gehaßten bei Seite zu werfen, aber Keiner gönnte es dem Andern, oder wollte sich dazu hergeben, eines bessern Mannes Werkzeug zu sein. Und darum blieb die Macht in Albrechts Händen, wenn auch nur eine geringe. Das beschwerte die Herzen aller wahren Dänen mit tiefem Leid und es hat Niemand gezählt, wieviel Thränen in jener Zeit dem Unglücke des Vaterlandes geflossen, deren keine getrocknet wurden.

Die Herren von Laaland und Falster erschienen neuerdings mit großer Entrüstung und erhoben Klage gegen die Herren von Seeland, weil diese, um eignen Vortheils willen, die übrigen Inseln sämmtlich Preis gäben. Die Abgeordneten von Jütland, kleine, untersetzte Gestalten mit scharfen, stechenden Augen, riefen Tod und Verderben auf alle Inseldänen herab, die zum gemeinsamen Bündnisse gegen das dänische Festland sich die Hände reichten.

Es war ein Lärmen und Toben durcheinander, daß Keiner mehr das Wort seines Nachbars verstand, und der Bischof von Ripen, dessen mahnende Friedensworte ungehört verhallten, in tiefster Niedergeschla-

genheit den Saal verließ und in eines der Prunkgemächer trat, die mit demselben in Verbindung standen.

„Ihr nehmt Euch die Sache, wie billig, sehr zu Herzen, mein würdiger Bruder in Christo," sagte mit fremdländischer Betonung ein Geistlicher, der unlängst in Dänemark mit einer Botschaft des Pabstes angelangt war. „Ihr habt Recht, mein würdiger Bruder, dies unheilvolle Geschick zu bejammern, aber — ich muß Euch die Wahrheit sagen — mit dem Jammern allein ist es nicht gethan."

Der Bischof von Ripen, nicht gewohnt, sich in solcher Weise angeredet zu sehen, sah erstaunt auf und blickte den Fremden an, dessen feine, regelmäßige Gesichtszüge, dessen hohe Stirn und geistreich blickende Augen keinen gewöhnlichen Mann verkündeten. Der Bischof sann einige Augenblicke nach, als gedächte er der Erlebnisse vergangener Zeiten, dann aber rief er rasch:

„Nun erkenne ich Euch wieder. Ihr seid ..."

„Bruder Thimotheus!" entgegnete Jener bestimmt. „Armer, demüthiger Bruder in Christo, wenn es beliebt, Herr Bischof, und als solcher Euch in aller Gottseligkeit befreundet. Mich sendet Ho-

norius. Den heiligen Vater jammert dieses Landes Noth und daß der gesalbte König desselben in unwürdigen Banden schmachtet. Ihr bedürft der Hülfe und Euch muß geholfen werden."

„Will der heilige Vater das wirklich?" fragte der Bischof ungläubig lächelnd. „Ich war bisher anderer Meinung, Bruder Thimotheus."

„Warum zweifelt Ihr?" entgegnete Jener streng.

„Weil, wenn es wahrhaftig der feste Wille des Pabstes war, er uns seinen thätigen Beistand nicht so lange versagt haben würde!" entgegnete furchtlos der Bischof von Ripen. „Noch ist nichts von jenen Verheißungen in Erfüllung gegangen, die der heilige Stuhl schriftlich hierher gelangen ließ, als König Waldemar ruhmreich aus Esthland heimkehrte. Die übermüthigen Deutschen Fürsten spotten unseres gefangenen Löwen, den ein verrätherischer Vasall in unwürdige Bande schlug, und der Pabst säumt noch immer, den mächtigen Blitz, der die Treulosen vernichten muß, auf ihre Häupter herabzuschmettern."

„Der Bannfluch Rom's schwebt über ihrem Haupte!" —

„Er schwebt so lange, daß sie es ganz vergessen

haben, sich darnach umzuschauen!“ entgegnete der Bischof.

„Herr Bischof!“

„Wehe denen, die es dahin brachten, daß die Handlungen des heiligen Vaters zum Gespötte dienen. Rom hat uns in unserer Trübsal verlassen. Es hat nie ein Herz für uns gehabt.“

„Ihr irrt. Es liebt Euch väterlich und ist gerade jetzt bemüht, Euch das zu beweisen. Ich bin dem Gange der Verhandlungen genau gefolgt und sage Euch, daß Ihr jetzt mehr als je am Abgrunde steht. Ein unvorsichtiger Schritt von uns, und die ganze Welt lodert in Kriegsflammen auf. Das ist des Pabstes Wille nicht. Es soll Frieden sein und Ihr sollt das Euere dazu thun. Warum nahm Dänemark nicht die Bedingungen an, die der Schweriner Euch für die Freilassung des Königs stellte? Es wäre nun Alles vorüber und die Kirche im Norden mächtiger denn je.“

„Treibt nicht Euern Spott mit uns, Bruder Thimotheus,“ entgegnete der Bischof, fast bittend. „Gab es je Bedingungen, die für einen König erniedrigender waren und mit größerem Uebermuthe

gefordert wurden? Dänemark konnte daran zu Tode bluten."

„Hattet Ihr keinen Arzt zur Hand, der das Blut stillen konnte? Seid Ihr ein römischer Bischof und wißt nicht, daß die heilige Kirche, die mit der einen Hand Wunden schlägt, auch die Kraft hat, sie mit der andern Hand zu heilen? Eines Königs Wort ist gewichtig, aber das Wort der Kirche wiegt dreifach schwerer. Es war leicht, die Versprechungen Waldemars aufzuheben. Ein unfreier König kann nicht unterhandeln."

„Besser als dies ist es denn, mit dem Schwerdte in der Hand das Werk der Befreiung zu beginnen."

„Ihr werdet es nicht zu Ende führen. Die Last ist zu ungleich. Mit Waldemar beherrschtet Ihr den Norden. Ohne ihn könnt Ihr Euch selbst nicht schützen. Ihr müßt unterliegen."

„Dann unterliegen wir wie Männer, die ihre Pflicht gethan haben."

„Ihr werdet unterliegen und dann doch die Bedingungen des Siegers erfüllen müssen, die aber dreifach so groß sind, als vor dem Beginn des Kampfes. Geht zurück in die Versammlung, Herr Bischof, und bleibt ein Apostel des Friedens. Das

Schwerdt soll ruhen. Leidet nicht, daß es von Eurer Seite gezückt werde. Rom läßt Euch durch meinen Mund warnen. Folgt dieser Warnung, ehe es zu spät ist."

„Ich will thun, was ich vermag," sagte der Bischof nach einer Pause, „wenn es auch gegen meine Ueberzeugung ist. Der heilige Vater befiehlt es mir und ich bin sein gehorsamer Sohn. Wenn es nur nicht zu spät ist."

„Ist es zu spät, so geschah es durch Euern Wankelmuth und Euer Säumen. Ihr werdet dann die Folgen derselben auf Euer schuldbeladenes Haupt herabrufen."

„Ich halte Ihm stille und werde die Hand küssen, die mich um meiner Sünden willen züchtigt," sagte der Bischof demüthig und ging in den großen Saal zurück, wo ein wüster Lärmen durch die Reihen der Versammlung tobte.

„Krieg! Krieg!" riefen viele Stimmen und die Schwerdter stießen klirrend gegen den Estrich. „Wir sind des Unterhandelns müde und wollen nicht, daß die letzte Kraft des Landes auf so ruhmlose Weise vollends vergeudet werde. Besser, wir unterliegen ganz und gar."

„Bedenkt, werthe Herren!“ rief es von der andern Seite herüber. „Ihr tödtet Euch selbst.“

„Besser todt, als in der Schande leben! Wir begehren nichts Anderes.“

„Ihr seid Verräther!“ schrie ein Zweiter ingrimmig. „Selbst von Allem entblößt, gönnt Ihr Keinem Etwas. Der Krieg ist Euch ein willkommener Anlaß, den leeren Säckel wieder zu füllen.“

„Das ist wahr! Jener Großprahler angelt nach dem väterlichen Erbgut, das er vergeudete und mit dem Bettelsack verlassen mußte. Er will es dem ehrlichen Käufer gern wieder abnehmen und ihm, zum Dank für den langen Verwahrsam, die Kehle zuschnüren. Sagt mir's, wenn es nicht wahr ist. Man kennt Euer kriegerisches Feuer! Ihr und die Euern seid wenig besser als Wegelagerer.“

„Das lügt Ihr in Euern Hals hinein, und ich will es Euch beweisen, wenn Ihr den Muth habt, Euch meinem Schwerdte zu stellen.“

„Krieg! Krieg!“ erscholl es von Neuem und die riesige Gestalt des Orlamünders erhob sich in diesem wüsten Gedränge:

„Hört mich, Dänen!“ rief er mit seiner Don-

nerstimme. „Hört mich! Es ist mir eine wichtige Kunde geworden. Ihr müßt mich hören."

„Nur mit Mühe und allmählich gelang es, die Lärmenden zu beschwichtigen. Der Orlamünder stand auf einem erhöhten Platz und streckte gebietend den Arm gegen die Versammlung aus.

„Jetzt ist es still!" rief eine Stimme. „Jetzt redet! Redet, Graf Albrecht!"

„Laßt es Worte des Friedens sein!" flüsterte der Bischof von Ripen, der sich dem Grafen näherte. „Denkt an das arme, aus tausend Wunden blutende Dänemark."

Aber der Orlamünder beachtete den Bischof kaum, sondern rief mit mächtiger Stimme!

„Ihr schreit Krieg! Krieg! Ihr schreit Frieden! Krieg oder Frieden! Als ob Ihr noch eine Wahl hättet und thun dürftet was Euch in den Sinn kommt. Ihr habt keine Wahl mehr! Ihr müßt kämpfen."

„Wir müssen?" riefen Mehrere staunend. Ihre ferneren Worte wurden von dem Jubelgeschrei der kriegslustigen Barone verschlungen.

„Ja! Ihr müßt! Eine starke Macht hat sich zwischen den gefangenen König und Euch gedrängt,

Nordelbingen steht in Flammen. Das Land, das ich mir unterwarf, tritt mir in Waffen entgegen. Die Macht, welche wir dort dem Feinde entgegen stellten, reicht nicht aus. Die Deutschen erdrücken das Häuflein in eiserner Umarmung und ihre wüsten Horden brechen verheerend in unsere Marken ein. Darum schnell! Wer eine Waffe tragen kann, folge mir. Ich selbst stelle mich an Eure Spitze. Es gilt jetzt nicht mehr den Kampf um eine Scholle Landes! Es gilt nicht, die Kette, welche zu unser Aller Schande den König fesselt, zu zerbrechen. Es gilt unser nacktes Dasein! Es gilt, ob Dänemark fortan noch in der Reihe der Völker mitzählen soll. Diesen Kampf gilt es und darum rufe ich zu den Waffen!"

„Zu den Waffen! Zu den Waffen!" rief es an allen Enden und kein anderer Ruf ward vernommen. Dieser furchtbare Klang übertönte jedes Wort. Er flog durch das Schloß und über dessen Weichbild hinaus, über Stadt und Land, von Insel zu Insel, über Sunde und Belte, von dem Skager Rack bis über die Königsau in das Schleswiger Land, weithinaus über das Danewerk und dem Lande Wagrien, wo an dem Ufer der Stecknitz aus einer dichten Waldung das einsame Mölln sich erhob.

War ein trüber Tag der zwanzigste Januar des Jahres Eintausend zweihundert fünf und zwanzig. Auf den Uferhöhen der Stecknitz lagen zur Rechten des Stromes die Kriegsgezelte der Dänen, und mitten unter diesen wehte das Banner ihres Feldhauptmanns, des kriegerischen Orlamünders. Durch die dichten Schneewolken leuchtete die Dämmerung nur dürftig hervor, und doch war die achte Morgenstunde längst vorüber. In dem Zelte des Feldherrn sammelten sich die einzelnen Führer, um die letzten Befehle des Grafen zu empfangen. Die Ritter standen, sammt ihren Knappen und reisigem Volke, Jeder auf dem ihm zugewiesenen Platz. Die Drommeten schmetterten lustig darein, und aus den einzelnen Heerhaufen erscholl begeisterter Gesang, denn jenseits des Stromes stand der Feind des endlichen Angriffs gewärtig.

„Wie ein Wetter wollen wir über sie herfahren!" sagte der Feldherr. „Wie ein Wetter, das Eichen knickt als wären es Binsen, dann sind wir des Erfolges gewiß. Sie lagern vor uns in der Ebene. Mit einem Blicke können wir, trotz des trüben Wetters, die Macht überschauen, womit sie uns entgegen treten. Sie ist nicht geringe. Das freut

mich, denn um so ehrenvoller ist der Sieg. Wenn wir von diesen Höhen wie ein Hagelschauer auf sie herabstürzen, ist der Schrecken mit uns, und in der allgemeinen Wirrniß mähen sich unsere Schwerdter in ihre gelockerten Reihen. Uns decken diese bewaldeten Hügel. Unter den Bäumen brechen wir hervor, bald hier, bald dort. Sie sehen stets neue Haufen und wissen nicht, wann diese Menschenfluth enden wird. Das ist mein Wille. Sonst sage ich Euch nur, daß mit diesem Tage Dänemark steht oder fällt. An dem Ausgang dieser Schlacht hängt unser Sieg, oder unser Untergang. Und nun dem Feinde gerade entgegen!"

Und wie die Führer aus den Zelten stürmten, wie sie sich in die Sättel schwangen und zu den einzelnen Heerhaufen sprengten, war es, als ob eine Windsbraut daher brause, die Alles mit sich fortriß im tollsten Wirbel. Da war kein Haltens. Im sausenden Galopp ging es die Hügel hinab, hierhin gegen die Holsten, dorthin gegen die Erzbischöflichen. Ueberall begann der Kampf. Soweit das Auge reichte, tosete die Schlacht im wachsenden Grimme.

Das Dänenlager war ausgestorben. Nur in einem der Zelte saß auf einem Lotterbette der greise

Bischof von Ripen, mit ängstlicher Spannung das Ende des Kampfes erharrend. Vor ihm stand Erick Faaborg, kriegerisch gerüstet. Die höchste Ungeduld zeigte sich in seinen Mienen:

„Entlaßt mich, Herr! Ich flehe Euch an um der Wunden Christi willen. Vor Schaam muß ich vergehen, wenn ich an diesem Tage der Entscheidung in den Reihen der Unsern fehle. Keinem Troßbuben darf ich mehr in die Augen schauen, wenn ich hier müßig zurückbleibe."

„Ich darf nicht, mein Sohn!" sagte sanft der Greis. „Mäßige Deinen Unmuth!"

„Herr Bischof, es will mir die Brust zersprengen! Habt Erbarmen und laßt mich ziehen, sonst gehe ich ohne Euern Willen, so mir Gott helfe."

„Das wirst Du nicht thun, du unbändiger Gesell!" entgegnete der Bischof ernst. „Meinst Du, ich hätte Dir durch den Grafen Albrecht befehlen lassen, Dich von der Schlacht fern zu halten, ohne einen Grund? Wenn der Himmel unsere inbrünstigen Gebete erhört, und wir als Sieger aus diesem Streite hervorgehen, dann mußt Du Ueberwindung genug haben, Dich dieses Sieges zu freuen, auch ohne daß Du ihn mit erringen halfst. Das

ist die Entsagung, welche ich von Dir fordere. Gehorsam ist besser als eitler Waffenruhm."

„Und wenn wir nicht siegen?" fragte Erick finster.

„Dann ist es gleichgültig, ob auf der blutigen Wahlstatt ein Todter mehr liegt oder nicht. Es bricht dann für Dänemark eine trübe, verhängnißvolle Zeit an. Alles Volk wird in Sack und Asche trauern. Solches Elend darf nicht andauern. Der Statthalter Christi hat mich berufen, es zu kürzen und Du sollst mein Werkzeug sein."

„Ich?"

„Du, Erick. Mein Geist ist klar und hell, aber meine Gebeine versagen mir den Dienst. Darum sei Du mein Arm und mein Fuß. Du bist ein wackeres Dänenkind und ein treuer Mann Deines Königs. Für ihn sollst Du leben und sterben. Ist Dir das genug?"

Er reichte dem Jüngling die Hand, die dieser tief bewegt ergriff und an seine Lippen drückte.

„Möge es bald geschehen!" rief er lebhaft aus.

Aber kaum waren diese Worte seinen Lippen entflohen, überrieselte es ihn kalt, denn er gedachte seines armen Weibes, das er in der Hochzeitsnacht

verlassen und welcher er bis jetzt noch keine Kunde hatte senden können.

Da trat ein alter Laienbruder ein, der machte ein sehr betrübtes Gesicht und sagte mit tiefbewegter Stimme:

„Hochwürdigster Herr, ich bringe Euch Kunde vom Schlachtfelde.“

„Und bringst sie mit so trübseliger Miene? Gott schütze das arme Vaterland und seine Söhne.“

Erick Faaborg stand wie auf glühenden Kohlen. „Sprich, um des Himmels Barmherzigkeit willen, wie steht die Schlacht?“

„Sie steht kaum noch, sie ist aus einander gesprengt!“ sagte der Laienbruder. „Mehrere Schwerverwundete sind heimgekehrt und haben es ausgesagt. Nur der Orlamünder steht wie eine Mauer. Schon drei Stunden dauert die Schlacht.“

„So erbarme sich Gott meiner nimmer, wenn ich das länger dulden mag!“ rief Erick Faaborg und schwang sein Schwerdt. „Ich will hinaus!“

„Halt!“ gebot der Bischof. Ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblickes warf er seine siebenzig Jahre hinter sich. Er erhob sich mit blitzenden Augen und stellte sich dem Jüngling in den Weg.

„Nur über meine Leiche geht der Weg aus diesem Zelt. Toller, unkluger Mann! Im Namen des Königs, der auch in seinem Kerker der Herr und Gebieter jedes treuen Dänenkindes ist, befehle ich Dir, Dein Schwerdt in die Scheide zu stecken und Dich nicht von der Stelle zu bewegen, bei Strafe eines schimpflichen Todes, dem Du ob Deines Ungehorsams verfällst."

Mit wachsendem Eifer hatte der Bischof diese Worte gesprochen und stand in majestätischer Haltung da. Als aber das letzte derselben verhallt war, brach die Gestalt des Greises zusammen und er wäre zu Boden gesunken, hätte Erick ihn nicht mit seinen Armen aufgefangen. Erschöpft setzte sich der Greis auf sein Ruhebett und sagte:

„O, Kindlein, was machst Du mir armen, alten Mann für Sorge! Hast Du denn keinen Glauben mehr zu mir, der ich Dir doch so oft in guten Treuen gerathen habe? Wie geringe wir Beide auch sind, in diesem Augenblicke kann unser Vaterland uns Beide nicht entbehren, und für dies müssen wir uns erhalten. Was sind wir, daß wir uns mehr dünken, als das Land, das uns geboren hat?"

Da fühlte sich Erick gewaltsam bezwungen und

preßte die Hand des ehrwürdigen Greises an seine Lippen, der, von großer Schwäche überwältigt, die Augen schloß und das wachsende Kriegsgeschrei nicht vernahm, das immer näher heranrückte und Erick mit banger Ahnung erfüllte.

Kaum war es in diesen verhängnißvollen Stunden wirklich Tag geworden. Bei'm trüben Dämmerlicht sanken Hunderte auf der blutigen Wahlstatt neben einander hin. Nur die Punkte, wo die hohen Führer kämpften, waren in der allgemeinen Wirrniß zu erschauen und ihre Banner wogten hin und her. Aus einem dichten Menschenknäuel ragte der Danebrog, und die Fluth der anströmenden Schaaren prallte bei jedem Angriff zurück, gleich der Welle, die machtlos an dem Felsen zerschellt. Aber der Granit, welcher der einzelnen Welle spottet, muß endlich den Tausenden weichen, die seinen Grund unterwühlen. Das erzbischöfliche Banner von Bremen stürmte heran, und die stattlichen Kämpfer, die um dasselbe geschaart, wurden nicht lässig zu immer neuen Gefechten. Und von der andern Seite wogte, inmitten treuer Kriegerschaaren das ritterliche Banner des Schauenburgers mit dem Nesselblatte heran, aus dessen Reihen die Pfeile hageldicht über die

Köpfe der Dänen wegflogen, die scheu sich bückten vor diesen geflügelten Schloßen, welche gegen sie heranrauschten.

„Vorwärts, meine Brüder, mit Gott für unsere gerechte Sache!" rief der Schauenburger und blickte heitern Angesichtes auf seine Getreuen. „Schon schwankt dieser dänische Riese auf der weiten Ebene hin und her. Nur noch eine kurze Zeit haltet aus."

„Fünf Stunden dauert dies Gefecht und länger," flüsterte ein Ritter dem Grafen zu. „Gönnt den Ermüdeten kurze Ruhe."

„Euch vor Allen, mein wackerer Ritter!" entgegnete der Schauenburger. „Zieht Euch mit Euerm Fähnlein zurück und lagert Euch zur guten Rast. Wenn Ihr dann genugsam gestärkt seid, findet Ihr mich inmitten des dichtesten Dänenhaufens wieder."

Der Ritter blitzte den Grafen mit funkelnden Augen an. Ein böses Wort schwebte auf seiner Zunge. Plötzlich aber warf er sein Roß herum, rief seinen Gefährten zu: „Folgt mir zum Siege!" und sprengte auf einen Dänenhaufen ein.

„Ihr habt schon gesiegt!" rief der Schauenburger ihm nach, und weiter tobte die Schlacht. Da stand kein Häuflein auf dem weiten Raum, bei welchem

sich der Graf nicht gezeigt und ihm Muth eingesprochen hätte. Mit wachsender Kraft ließ er nur von einem Kampfe ab, um sich in einen gefährlicheren zu stürzen. Aber auch die Eiche, die Jahrhunderten trotzte, muß endlich dem Sturm der Zeit fallen. Laut jubelten die Dänen, als sie das Fähnlein, welches den tapfern Grafen in seiner Mitte hielt, mit dreifacher Uebermacht umringten. Es war der Wurf der Entscheidung.

Da rang sich ein frischer Trupp von der dunklen Waldecke los. Es waren die kühnen Ditmarschstreiter, die dem Schauenburger zur Hülfe eilten, obgleich ihr Freibrief noch nicht unterzeichnet war.

Drei Männer gingen vor dem Trupp her. Feste, männliche Gestalten mit Axt und Morgenstern, Todesverachtung im marmorbleichen Angesicht.

Der Aelteste wandte sich an seine beiden jungen Gefährten:

„Die Andern wollten nicht mit. Müssen nun sehen, wie weit . . . . wir langen."

„Gewiß so weit als nöthig ist," entgegnete einer der Jüngern. „Wir haben mit dem Leben nichts mehr zu thun, Vater Detlev, und nur darnach zu

trachten, wie wir es am ruhmvollsten von uns werfen. Ich denke, hier ist der Platz dazu."

„Ja, mein Sohn! heute Abend sind wir mit deiner Mutter und deiner Schwester bei'm lieben Herrgott versammelt."

„Aber vorher noch einen Tanz mit unsern Morgensternen auf diesen Dänischen Schädeln, damit wir ihnen zahlen, was der Larsen Rolf nicht mehr bekommen kann."

„Verdammt dieser Name!" rief Dulk Hein, der Dritte in der vorderen Reihe der Ditmarscher. „Er soll mir meine letzte Stunde nicht verbittern. Vater! Bruder! Sie wollten nicht folgen, weil sie den Freibrief nicht in der Tasche hatten. Die freien Ditmarscher, die das Meer bezwangen und den Böcklenburger erschlugen, sprechen besonnen von Clausuln und Pacten. Pfui, alle Teufel! Schlaufüchsige Schreiber hatten sich dazwischen gemengt; sie haben die Köpfe der Männer verhert und verdreht, daß sie taumeln wie dürres Laub im Herbstwind. Aber Detlev und ich haben es ihnen wacker gegeben."

„Wir haben's," sagte der junge Detlev, seinem Blutsbruder die Hand drückend. „Einem Manne zu mißtrauen wie dem Schauenburger! Brüllte es

in meinem Ingrimm dem Karspelschreiber in's Ohr, daß dem knickbeinigen Kerl Hören und Sehen verging. Wäre es gewesen, wie früher, ich hätte den Kerl nicht ohne zerbrochene Rippen aus meinen Fäusten gelassen. Nun aber — Laßt uns ein Ende machen. Was haben wir auf der Welt noch zu thun?"

Vater Detlev war einige Schritte voraus. Er erstieg einen Erdwall und deutete mit der Hand vor sich hin:

„Dort ist ein wildes Gedränge. Ich sehe die rothen dänischen Collette in Unzahl über ein fast wehrloses Häuflein herfallen."

„Dort ist unser Platz!"

„Ein Wort! Wenn wir uns erst dort hinein gemäht haben, bleibt keine Zeit für einander. Jeder hat dann mit sich zu schaffen. Darum laßt uns hier Abschied nehmen: Lebt wohl für hier; dort besser wieder. Ich vergebe denen, die mir wehe thaten, wie ich bitte, daß Gott mir vergeben soll. Thut Ihr auch so!"

Die Beiden schwiegen.

„Jungens! Nehmt keinen Groll mit hinüber in die Ewigkeit. Sprecht mir nach: Und vergieb

uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

„Amen!" sagten Jene langsam.

„Amen! Amen! Und nun in den dichtesten Dänenhaufen hinein. Kommt, meine Söhne!"

Und fort eilten sie über das mit Blut und Leichen besäete Blachfeld in die Haufen hinein, welche den Schauenburger und seine Getreuen umringten. Der Graf kämpfte mit der letzten Anstrengung, nicht für den Sieg, sondern für das Leben, das er den Seinen und ihrer Zukunft erhalten wollte.

Bis auf Wenige waren seine Getreuen gefallen. Und jene bluteten selbst aus tiefen Wunden. Sie vermochten kaum, sich selbst, noch weniger den Grafen zu schützen.

„Warum soll ich länger auf mir herum hacken lassen?" rief Einer. „Ich gebe mich gutwillig verloren. Da habt Ihr mich!"

Und mit diesen Worten sank er, von Blut überströmt, zu Boden.

„Bruder, nimm mich mit!" sagte sterbend sein Gefährte. „Ich glaube der Graf ist hin."

„Herr, wie Du willst!" dachte der Schauenbur-

ger und versuchte noch einen Angriff auf den anstürmenden Feind.

Da kam die Rettung. Mit donnerndem Schlachtgesang flogen die Ditmarscher heran. Wie Hagelwetter fielen die Morgensterne auf die Häupter der Dänen herab. Wie Spreu vor dem Winde stoben sie bei diesem unerwarteten Angriff auseinander. Ein Freudenruf drang aus den gelichteten Reihen der Holsten. Mit neuem Muthe schwangen sie die ihnen unwillkührlich entsunkene Waffe. Die Schlacht stand. Der Kampf ward blutiger als zuvor, aber nur, um mit einer allgemeinen Flucht zu enden. Es waren Wenige, die in's Dänenlager zurück kamen, um anzusagen, daß ihre Brüder unter den Aexten und Morgensternen der Ditmarscher gesunken wären.

Mit freudestrahlendem Angesicht sprengte der Ritter von Borsfleth heran:

„Sieg! Sieg! Die Dänen fliehen überall. Der Tag von Mölln ist unser!“

„Dem Herrn ist die Ehre!“ sagte Graf Adolf, „und meinen tapfern Freunden der Ruhm.“

„Der Feind ist ganz geworfen!“ fuhr der Ritter in großer Erregung fort. „Die ganze Ebene

ist mit Flüchtlingen bedeckt. Des Herrn Erzbischofs Gnaden läßt Euch seinen Gruß entbieten und ladet Euch zum hohen Kriegsrath. Folgt mir, gnädigster Herr, wenn der Schmerz Eurer Wunde es Euch erlaubt."

„Wer fühlt den Schmerz einer Wunde an einem solchen Freudentage?" entgegnete der Schauenburger. „Kommt, Ritter! Zeigt mir den Weg!"

Fort sprengten die edlen Degen, aber einzeln umherschwärmende Haufen, die allmählig zu einer dichten Masse anschwellten, hemmten ihre Eile. Ein tausendstimmiger Jubelruf hallte ihnen entgegen:

„Sie haben ihn! Sie haben ihn!"

„Er ist gefangen!"

„Gefangen! Gefangen!"

„Wer ist gefangen?" fragte der Schauenburger, und Herr Wulf von Borsfleth sprengte einem Ritter entgegen, der athemlos mit verhängtem Zügel auf das gräfliche Banner heranschoß:

„Heil Euch, mein edler Graf, und freundlichen Gruß vom Erzbischofe. Der Orlamünder ist gefangen."

„Graf Albrecht?"

„Die Schlacht ist dreifach gewonnen. Dänemark liegt ohnmächtig am Boden.“

„Das ist Sein Werk!“ sagte der Schauenburger mit einem Blick zum Himmel; dann winkte er den Rittern und ließ sich von ihnen zum Erzbischofe geleiten.

„Willkommen in Euern neu eroberten Landen!“ sagte Herr Gerhard nicht ohne Bewegung. „Ihr habt Großes errungen. Durch diese eine Schlacht ist die Kraft des Dänen für lange gebrochen. Seit der Orlamünder gefangen ist, muß dieses stolze Volk, wie wir wollen. Ich will Euch zu dem Gefangenen führen.“

„Laßt! Albrecht ist ein tapfrer Mann. Weh' ihm, daß er sein deutsches Herz so verleugnet hat. Er fühlt in diesem Augenblicke, daß die Vergeltung über ihn gekommen ist. Unser Anblick soll ihn nicht noch mehr demüthigen.“

Der Erzbischof sah den Schauenburger mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln an und winkte dann den Borsflether zu sich:

„Ritter Wulf, Euch sei die Sorge für den Grafen Albrecht von Orlamünde anvertraut. Kommt seinen Wünschen zuvor, aber seid wachsam. Habt

Acht, daß Niemand die schuldige Ehrerbietung aus den Augen setze. Er ist einem unschätzbaren Juwel zu vergleichen, das man nur in Sammt und Seide, aber auch hinter siebenfachen Schlössern aufbewahren muß. Das merkt Euch, Herr! Und nun kommt mit mir, Graf, um Euch nach dem schweren Tagewerke zu stärken."

Der Jubel der Menge begleitete die fürstlichen Herren gen Mölln. Die Abendnebel stiegen auf und die trübe Dämmerung des unheilvollen Tages verwandelte sich in tiefe Nacht.

Da bewegte sich im dichten Schatten eines Tannengehölzes ein Fuhrwerk, darin saß der Bischof von Ripen. Daneben schritt Erick Faaborg. Beide verharrten im düstern Schweigen.

„Du sollst mich nicht weiter begleiten," sagte nach einiger Zeit der Bischof. „Suche Deinen Herrn und bringe ihm die neue Trauerkunde. Knieend flehe ich ihn an, seine Kette zu brechen und zu uns heimzukehren. Noch ist es Zeit, aber vielleicht bald nicht mehr."

„Ich gehorche Euch. Wie aber werdet Ihr in dieser Wirrniß den Heimweg finden?"

Mein Leben steht in Gottes Hand. Ihm ver-

traue ich und der Treue der Diener, die mich geleiten. Ziehe in Frieden, theurer Sohn. Ziehe hin zu Dänemarks Heil. Dir ist es zunächst anvertraut."

„Ich will es wahren, oder sterben so mir Gott helfe!" sprach Erick feierlich und verschwand im Dunkel des Gehölzes.

An der entgegengesetzten Seite desselben befand sich eine Gruppe von drei Männern. Einer hatte sich von schwerem Blutverluste erholt. Die beiden Andern hielten ihn aufrecht, im ernsten Schweigen verharrend. Der Verwundete seufzte tief:

„Wir sind nicht erlöst worden. Der Herr hat unsere Bitten nicht erhört."

„Wir sind verworfen!" sagte einer der Jüngern zähneknirschend.

„Die Ausgestoßenen der Gemeinde sind auch für den Tod zu gut. Gott will sie nicht und der Teufel auch nicht!" rief der Zweite.

Es waren die drei Ditmarscher, die vor der Schlacht sich dem Tode weihten und den letzten Wunsch ihres Lebens nicht erreicht hatten. Sie fanden sich zusammen, als die Ohnmacht, die sie umfangen hielt, allmählig wich und ein brennender Durst sie weckte.

Der alte Detlev erhob warnend die Hand: „Haltet dem Herrn still. Er hat uns das geschickt, wir müssen es tragen ohne Murren, um der Sünde willen, die über unser Haus gekommen ist. Harret aus, Kinder. Daß wir jetzt noch leben, muß uns ein Zeichen sein, daß Gott unsern Arm noch braucht. Darum sollt Ihr auch der Wunden nicht geringe achten, sondern sie pflegen und zu genesen suchen, damit wir das neue Tagewerk mit Ehren bestehen mögen. Haltet mich aufrecht, meine Söhne.“

Die drei Männer schlossen sich fest aneinander und folgten der breiten Bahn, welche die vom Schlachtfelde gezogenen Krieger durch den Schnee gemacht hatten. Der anbrechende Morgen sah sie ruhig schlafen unter dem Dach einer von ihren Bewohnern verlassenen Hütte.

Penelope.

Von allen Weibern, die auf und ab an der Jeetze wohnten, ward Keiner ein trauriger Loos beschieden, als der schönen Else, des alten Schloßvoigts Markwold Enkelin, die Wittwe des jungen Voigtes, der am Hochzeitstage von der bösen Nixe im schwarzen Teiche geholt worden. Der Dannenberg stand leer. Seit die gefangenen Könige ihn verließen, bekümmerte sich Keiner um das alte Gemäuer. Kein neuer Voigt ward ernannt. Niemand störte die frühern Bewohner. So blieb nun Schön-Else in der Behausung des Erdgeschosses, wo sie von ihrer zarten Kindheit an gehaust, wo die erste Liebe ihr lächelte und der schwarze Wittwenschleier ihr Haupt verhüllte.

Still schaffte sie ihr einfaches Tagewerk. Sie übte in's geheim Barmherzigkeit und schmückte selbst

im starren Winter das Grab des heimgegangenen Großvaters mit Moos, das sie in der Gestalt eines Kreuzes zusammen flocht. Und während dessen gedachte sie Erick's mit wehmüthig freudiger Empfindung.

Aber das war der armen Wittib Kummer nicht allein. Ihre Schönheit war berühmt weit in der Gegend umher. „So schön, wie Markwolds Else" sagten die Leute, wenn sie eine Sache über die Maßen rühmen wollten. Kein Bursche, selbst der reichste und hochmüthigste, der nicht vor Freuden außer sich gerathen wäre, hätte er ihre Hand erringen mögen. Else aber wies beharrlich jede Werbung zurück. Die Burschen vernahmen es mit Grollen. Mehr noch aber grummte es sie, als sie sich dem fremden Eindringling zu eigen gab. Alles Jungvolk warf einen tiefen Haß auf diesen und es wäre ihm noch schlecht gegangen, hätte nicht der Teufel ein Einsehen gehabt und den Verhaßten in in den schwarzen Teich, als seinen tiefsten Pfuhl, geschleudert.

Aber das war von ehedem. Schön-Else, des alten Markwold reizende Enkelin, war wieder frei, und, wo möglich noch schöner denn zuvor. Anfangs

hielten sich Alle still, denn auf der Schwelle des Hauses, wo gleich nacheinander Zwei gestorben und doch nur Einer begraben worden, sitzt das Grauen und scheucht die Besucher zurück. Aber allmählich verblaßt das trübe Bild und die Gegenwart tritt in ihr Recht. Die Todten moderten, aber Else lachte im Glanze der Schönheit. Dazu das sichere Dach und die vollen Truhen. Das lockte und es kam Einer und dann wieder Einer. Jeder sprach für sich, so gut er konnte und hoffte, die Liebe des jungen Weibes für sich zu gewinnen. Aber sie wies Alle gleichmüthig zurück, und wollte von keiner zweiten Ehe etwas wissen.

Die Freier schlichen unwirsch beiseite. Es zischte und brodelte überall in dem Hirn der Hitzköpfe. Irgendwo mußte die Zornesflamme zum Dache herausschlagen. Sie schalten sich untereinander. Keinem habe seine Werbung zu Gunsten ausschlagen können, weil Jedem Böses nachgeredet worden, was ihm Nachtheil gebracht. Die Köpfe entflammten sich bei jedem Worte mehr. Nach dem Worte drohte der Schlag.

Da war Einer, klüger als die Andern, der sprang mitten in den wüsten Haufen hinein und sagte:

„Was schafft Ihr? Wer hat uns gekränkt? Markwolds Else. Wen wollen wir dafür ärgern? Markwolds Else. Geschieht ihr nun ein Leides, wenn wir uns die Rücken zerbläuen, oder den Schädel einschlagen? Nein. Was sind wir also für Narren, daß wir uns mit geballten Fäusten gegenüber stehen nnd uns die Zähne weisen."

„Er hat eigentlich recht!" sagte Einer. „Aber wie sollen wir's machen, um unsern Willen durchzusetzen?"

„Ja! Wie greifen wir's nur an?" fragten Alle durcheinander.

„Hört zu. Wir haben Alle um sie geworben und sind Alle abgewiesen, wie wir einzeln nacheinander kamen. Das wird sie nicht thun, wenn wir zugleich kommen und unsern Antrag vorbringen."

„Wollen wir sie denn Alle heirathen?"

„Dummkopf! Wir gehen hin und sagen: So oder So, und Dies und Das. Es ist Unsinn, daß ein so schmuckes Weib ledig bleiben soll. Wir leiden's nicht, weil es gegen die Natur ist. Nun sind wir da, alles heirathsfähige Volk und allesammt bereit, Dich vom traurigen Wittwenstand zu erlösen. Du hast ganz freie Wahl. Nimm von uns, Wen

Du willst. Der, dessen Namen Du zuerst aussprichst, wird Dein Mann und wir sind im Voraus damit zufrieden. Aber Einen mußt Du nehmen. Hörst Du? Einen von uns mußt Du freien."

„Und wenn sie es doch nicht thut? Das Weibsbild hat 'nen eigensinnigen Kopf. Wir können sie doch nicht zwingen."

„Nein!" entgegnete Jener. „Zwingen, was man so eigentlich zwingen nennt, können wir sie nicht. Aber wir sind zwölf Männer. Sie ist nur ein Weib. Wir können sie so ängsten, daß sie nicht weiß in ihrer Noth, woher oder wohin, bis sie sich endlich Einem in die Arme wirft und um Erlösung bittet. Der, den es trifft, ist aber ein Narr, wenn er ihr gleich zu willen ist. Nun? Was sagt Ihr? Wer hält mit?"

„Wir thun's Alle!" sagten die Uebrigen und das Verderben der schönen Else war beschlossen.

Die schmucke Wittib hatte sich in ihr Leid gefunden. Es konnte ja nicht schlimmer werden, als es schon war. Mit diesem Troste schloß sie hinter dem letzten abgewiesenen Freier die Thüre zu. Und nun ward es doch ärger. Wohl waren die einzelnen Freier verschwunden, dafür kam jetzt eine ganze

Rotte. Sie wußte in ihrer Herzensangst nicht, wohin?

Da erschien in ihrer Behausung ein Trostesengel. Es war der alte Mönch, der sie getauft und eingesegnet, der dem alten Markwold den letzten Trost zugesprochen und das Sacrament ihrer Ehe vollzogen hatte. Sie drückte, mit Thränen in den Augen, seine Hand an ihre Lippen und schüttelte das schwer belastete Herz vor ihm aus.

„Getrost, meine Tochter!“ sagte der Mönch. „Der Himmel läßt Keinen ohne Hülfe, der ihn mit gläubigem Herzen darum anfleht. Er wird auch Dir beistehen. Möchtest Du nicht diese Gegend verlassen? Irgendwo wird Dir doch eine Befreundung leben, zu der Du fliehen und in Ruhe leben kannst.“

„Nein, frommer Vater. Mir lebt Niemand. Aber, wäre es auch. Ich könnte doch nicht von dieser Stätte lassen. Hier liegt Alles begraben, was ich liebte. Oder es liegt auch nicht begraben, denke ich der letzten Worte Ericks ...“

„Was sagte er Dir?“

„Traue meinem Tode nicht und glaube nicht an mein Leben.“

„Seltsames Wort.“

„Ich kann es Euch nicht weiter erklären, wie er es meinte, so wenig, wie ich fliehen kann. Und doch vermag ich diesen Zustand nicht zu ertragen.“

Der Mönch antwortete nicht, sondern war in tiefes Nachsinnen versunken. Endlich schien er mit sich einig und nahm die Hand seines Beichtkindes:

„Du armes Kind sollst nimmer die Beute dieser rohen Gesellen werden. Da Du Dich ihrer aber nicht mit Gewalt erwehren kannst, muß es mit Listen geschehen. Gott wird Dir diesen Betrug nicht anrechnen, denn es geschieht aus gerechter Nothwehr. Höre mich an, meine Tochter.“

„Ich höre, frommer Vater.“

„Als ich noch — wie mancher Tag ist mir seitdem im stillen Gebet verflossen — in unserm Kloster als Laienbruder diente, befand sich daselbst ein alter Mönch, Namens Hilarion, der war nicht nur ein frommer Christ, sondern auch von großer Gelehrsamkeit. Er hatte nicht nur die Schriften aller Heiligen, alle Legenden und was sonst christliche Gemüther zu ihrer besonderen Erbauung niederschrieben, gelesen, sondern kannte auch viele von

den Schriften der heidnischen Völkerschaften, so vor Jahrhunderten gelebet, ehe das Reich Christi auf Erden erschien, namentlich aber von den Schriften der Griechen und Latinen. Von diesen Fabeln erzählte er uns jungen Leuten oft und suchte uns für seine Heidendichter zu begeistern, wie er selber begeistert war. Das ist ihm nun freilich bei mir nicht gelungen, aber behalten habe ich Mehreres und davon will ich Dir anitzo zu Deinem Nutzen und Frommen Etliches erzählen."

„Dank, frommer Vater."

„War unter diesen Heiden ein Ritter, Ulysses geheißen, der war wohlgesinnt und tapfer, soviel man dies ohne Christenthum sein kann. Er besaß eine schöne Burg, Ithaka geheißen, und darinnen hausete ein schönes Weib, sein Gemahl, mit der er in Züchten und Treuen lebte, soviel dies ohne das Sacrament der Ehe möglich ist. Nun aber brach ein großer Krieg aus, der viele Jahre dauerte, und der Ritter hatte mitziehen müssen. Sein Weib blieb still daheim, und wollte in Geduld ihres Gatten Wiederkehr erharren, aber man ließ ihr dazu nicht die Zeit, sondern es fanden sich — wie bei Dir, mein Kind — Freier die Menge ein, die behaupte-

ten, ihr Mann sei todt und sie müsse sich wieder vermählen, denn eine so stattliche Burg wie Ithaka dürfe nicht ohne einen Herrn bleiben. Als sie sich nun der Ungestümen nicht ferner erwehren konnte, führte sie dieselben in ihr innerstes Gemach, woselbst sich ein Webestuhl befand. Auf diesen zeigte sie hin und sagte: „Seht diese Fäden. Sie sind der Beginn einer Gewandung, die ich für mich weben will. Dies soll mein Brautkleid werden, welches ich an dem Tage anlege, da ich Einen aus Eurer Mitte zu meinem Gemahl erwähle. Darum laßt mich meine Arbeit in Ruhe vollenden. Schwört, daß Ihr mich mit keinem lauten Worte quälen wollt, bis es geschehen." Das schwuren die Heiden. Des Ritters Frau setzte sich zur Arbeit und webte fleißig. Aber wie mühsam sie auch schaffte und wie genau die Freier Acht gaben, daß sie ihre Schuldigkeit that, die Arbeit wurde doch nimmer fertig, denn was sie mit großer Mühe am Tage vollendet, das trennte sie Nachts wieder auseinander. Darüber wunderten sich die Freier sehr und wurden zuletzt gar ungebehrdig. Aber sie hatten den Vertrag beschworen und mußten ihn halten, bis dann Herr Ulysses von seinen Kriegesfahrten wiederkehrte, darauf das Gewand

mit einem Male fertig ward, die bösen Freier aber von dem aufgebrachten Gemahl erschlagen wurden."

„Das ist eine seltsame Geschichte, mein Vater," sagte das junge Weib und stützte nachdenklich den Kopf in die Hand. Der Mönch aber, in seiner Einfalt glaubend, er habe den Mund allzusehr mit diesen heidnischen Greueln entweiht, murmelte ein Gebet nach dem andern, wandte sich darauf zu seinem Beichtkinde und sagte, sich zur Reise gürtend:

„Lebe wohl, meine Tochter und Dank für Deine reichen Gaben. In böser Sache ist Jeder sich selbst der beste Berather. Höre nur Eins: Was Du immer beschließest, bleibe eingedenk der unbefleckten Jungfrau Maria, auf daß Deine Tugend ohne Makel bleibe und Du einst getrost eingehen magst in das himmlische Freudenreich."

Schön Else war allein, aber nicht lange. Abermals nahte sich einer der vielen Freier, der ihr mittheilen wollte, was Alle gemeinsam beschlossen. Sie aber entgegnete rasch:

„Mir beliebt's nicht, Dich anzuhören, noch bin ich gewillt, Dir irgend welche Antwort zu geben. Dies aber merke Dir und sage es Denen, die Dich sandten: Binnen hier und drei Tagen mögt Ihr

sammt und sonders zur Mittagsstunde hier erscheinen und Ihr sollt alsdann meinen Willen erfahren."

Als am dritten Tage zur bestimmten Zeit die Freier erschienen, und es waren deren keine geringe Zahl, stand im Hofe das Ingesind und geleitete die Männer in die Halle, die schon manches Seltsame gesehen hatte. Hier fanden sie einen Webstuhl aufgeschlagen und daneben ein Häuflein blendend weißer Wolle. Nach einer Weile erschien Else mit ihren schönsten Kleidern angethan, und ihre Gäste begrüßend, sagte sie:

„Ihr habt mir die Ehre angethan, mich zu Eurer Ehefrau zu begehren. Ich schlug es aus, weil das Andenken an meinen verstorbenen Mann noch in meinem Herzen zu lebendig ist und ich ihn nimmer vergessen kann. Damit seid Ihr nicht zufrieden und wollt mich zwingen, Einen von Euch zu ehelichen. Ehe ich aber einen solchen Zwang dulde, gebe ich mir selbst den Tod, und da Ihr mich kennt, wißt Ihr, daß ich Wort halte. Dagegen habe ich beschlossen, die Trauer abzulegen und mich freiwillig mit Einem von Euch zu verheirathen.

„Und mit Wem?" rief Einer aus der Menge. „Mit Wem von uns Schön-Else?"

Darauf antwortete das schöne Weib nicht, sondern fuhr gemessen fort:

„Es ist Gebrauch hier Landes, daß eine Braut, wenn sie zum Altar geht, keinerlei Gespinnst auf ihrem Leibe trägt, als was sie mit eigenen Händen neu geschaffen. Soll ich also wieder Braut werden, will ich mir erst das Brautgewand weben. Hier seht Ihr den Webestuhl. Die ersten Fäden sind gezogen. Jeden Tag will ich daran arbeiten und Ihr könnt eintreten, so oft es Euch gut dünkt, um zu wissen, daß die Arbeit gefördert wird. Wenn ich den letzten Faden eingeschlagen, nenne ich Den von Euch, dessen Hausfrau ich werden will. Das ist mein letztes Wort und nun geht Euern Weg in Frieden."

Dieser Vorschlag dünkte dem jungen Volke seltsam, aber da es nun einmal so war und nicht anders, fügten sie sich darein und beschlossen nur, wohl Acht zu geben, daß die Arbeit tüchtig gefördert werde.

Und darüber hatte sich das Jungvolk nicht zu beklagen. Wenn Einer von ihnen in die Halle trat, and er Schön-Else am Webestuhl. Das Schifflein flog hin und her; Faden reihte sich an Faden. Ging er dann zufrieden fort und sagte es dem Nachbar, fand dieser folgenden Tages dasselbe. Dennoch ward

die Arbeit nicht fertig und wohl noch nie dauerte es so lange, bis ein Brautgewand vom Webestuhl herunter kam, als dieses Mal.

Darüber wurden die Männer endlich ungeduldig und sagten, dies gehe nicht mit rechten Dingen zu. Sie wollten sich das nicht länger gefallen lassen. Hochzeit müsse gehalten werden, das Gewebe möge fertig sein, oder nicht. Schön-Else aber schwur, sie werde nicht heirathen, ehe ihr Werk vollendet wäre und kehrte dann, ohne ein weiteres Wort zu ihrer Arbeit zurück.

Die Männer saßen lange in der Halle beisammen und Schön-Else schaffte fleißig, als müsse es noch heute enden. Als aber Alle fort waren, schloß sie sorgsam die Thür und trennte eiligst die Fäden wieder auf, welche sie am Tage vorher so kunstreich in einander verschlungen hatte. Dann stützte sie den Kopf in die Hand und seufzte tief ob des Unbestandes alles menschlichen Glückes.

Da klang draußen ein sanft anschwellender Ton durch die Nacht und schmiegte sich liebkosend an des trauernden Weibes Ohr. Sie fuhr erschreckt auf und mochte nicht errathen, was dies zu bedeuten habe. Aber draußen klang es fort, heller und heller.

Die einzelnen Töne verschlangen sich zur innigsten Harmonie. Schön-Else beugte sich horchend vor. Ihr Herz pochte, ihre Wangen glühten. Entzückende Gluth strahlte aus ihren Augen.

„Heilige, gebenedeite Jungfrau! Was ist das?“ rief sie und ihre Hände falteten sich unwillkührlich zum Gebet. „Diese Klänge! — So hat nur Er die Laute gespielt. Wenn es ein Traum ist, mein Herrgott, lasse ihn nimmer enden. Ich begehre nichts anderes, als so zu sterben.“

Und heller und heller tönte es herauf. Voller und voller schwellten die Töne und eine wohlbekannte Stimme mischte sich mit denselben:

„Du liebes, holdes Mägdelein,
O öffne mir das Fenster Dein:
Aus weiter Ferne komm' ich her,
Mich bringt das wilde Nordermeer.
Ich sah nur Sturm und Nacht und Graus,
Willkommen mir, du stilles Haus.
Hier will ich ruhn, hier kehr ich ein;
Hier wohnet die Herzliebste mein.“

„Erick! Erick!“ rief Schön-Else, vor Freuden zitternd. Sie flog dem Eingange zu, riß mit bebender Hand den schweren Riegel zurück, und schrie laut auf. Eine bekannte Gestalt flog herbei und

schloß sie mit den zärtlichsten Namen in die Arme.

Als nun andern Tages einer der Männer kam, um zu sehen, wie es der Frau Else ginge und was sie schaffte, fand er, daß die Arbeit wesentlich gefördert sei. So ging es auch am folgenden Tage, was die Freier abermals nicht begreifen konnten. Waren aber deßhalb mit nichten unzufrieden. Eines Abends, als sämmtliche Freier sich eingefunden hatten und die Arbeit der schönen Wittib bewunderten, sagte diese fröhlich:

„Mit diesem Zuge habe ich mein Werk beendet und da Ihr sämmtlich gegenwärtig seid, will ich Euch nicht länger hinhalten, sondern Euch den Mann zeigen, Dem ich mich zu eigen gebe, weil ich ihn von ganzem Herzen liebe."

Dies Wort brachte eine große Bewegung unter den Freiern hervor, und Manchem schlug das Herz, weil er dachte, Du bist es, den sie meint. War auch wohl Dieser und Jener, der sagte zu sich: Gieb Acht, Kerl, Du bist drum. Dieweil aber Jeder vollauf mit sich selbst zu thun hatte, schaute er wenig nach den Andern, und Keiner bemerkte, daß sich Jemand unter ihnen befand, der gar nicht dahin gehörte. Dieser hatte sich in einen Mantel gehüllt und auf

dem Kopfe trug er einen breitgekrämpten Hut, daß Niemand ihn hätte erkennen mögen.

Die Freier standen jetzt in einer Reihe, ohne ein Glied zu bewegen, denn so hatte es Frau Else befohlen, und trat dann in den Kreis der Männer:

„Ihr habt mir nicht gegönnt, daß ich meine Tage in der Einsamkeit verbringe, sondern gewollt, daß ich wieder heirathe. Thäte ich es nicht, würdet Ihr mich quälen und peinigen mein Lebelang. So habe ich mein Wort verpfändet, und weil ich es einlösen muß, wähle ich Diesen da und keinen Andern."

Damit ging sie raschen Schrittes dem Vermummten entgegen. Dieser warf die Umhüllung weg und ergriff laut aufjauchzend ihre Hand. Da sahen alle Männer zu ihrem Schrecken, daß es der wagehalsige Voigt Erick war, der sein junges Gemahl herzte und küßte.

Wie ein Sturm brach es los nnter den Männern, die nicht wußten, wie ihnen plötzlich geschah. Der längst Begrabene und Vergessene war wieder da. Er stand vor ihnen, ein Weibchen im Arm, das Jeder begehrte und schaute sie obenein mit spöttischem Lächeln an.

„Woher kommt Ihr?" rief Einer voll Erbitte-

rung. Die Todtenglocke hat über Euch geläutet. Ihr seid betrauert nach Schick und Gebühr und habt unter den Lebenden nichts weiter zu suchen. Warum seid Ihr nicht bei dem Teufel geblieben, dem Ihr Euch doch mit Leib und Seele hingegeben?"

„Das bin ich ja, mein schmucker Bursch," entgegnete Erick mit Laune. „Er schickt mich geradeweges hierher, um Dir in seinem Namen den Hals umzudrehen und Dich dann am ewigen Feuer schmoren zu lassen. Mache Dich bereit, Kerl!"

Er trat ihm einen Schritt näher und streckte die Hand aus, als wolle er ihn greifen. Jener zog erschreckt den Kopf zurück und sah seine Gefährten an, die auch einiges Fürchten verspürten. Die ganze Erscheinung des Voigtes war ihnen zuwider, und als er nun gar des Teufels, seines gestrengen Herrn erwähnte, konnten sie sich eines Grauens nicht erwehren. Wie nun aber gar durch den Schlot ein dichter Dampf zog und sich durch die Halle ein Geruch verbreitete, wie Pech und Schwefel, da wurden sie bleich und ihre Zähne schlugen nicht blos vor Frost aneinander.

„Da ist er schon!" rief Erick wild auflachend. „Nur herein, Herr und Gevatter. Es sind statt=

liche Gesellen hier, die der Feuertaufe harren. Mache nicht erst so vielen bösen Dunst und komme lieber gleich selber."

Mit diesen Worten eilte Erick nach dem Schlot, als wollte er den Teufel beim Herabfahren gleich in Empfang nehmen. In demselben Augenblicke entstand ein Gepolter, als ob sich das ganze wilde Heer den Schornstein hinabstürze und ein Hagel von Schutt und Steinen flog diesem voran.

Laut schrieen die zitternden Bauern bei diesem Geprassel auf, als ob sie bereits Alle an des Teufels Bratspieß steckten und stolperten über einander weg zur Halle hinaus. Liefen auch, als sie erst draußen waren, was sie nur vermochten, und gönnten sich nicht Zeit, zu verschnaufen, bis der gespenstische Dänenthurm weit hinter ihnen lag.

Erick aber sprang zum Feuer, schüttete Wasser darauf und rief lachend:

„Fahre hin, unsauberer Geist! Du hast das Deine gethan. Wir aber wollen uns rüsten, lieb Weib, damit wir fern sind, ehe das Tageslicht diesem Volke die Besinnung zurückgiebt."

„Ich bin bereit. Wohin Du mich führst, ist meine Heimath."

„Noch ist's keine friedliche. Die Spur des Löwen ist gefunden. Wir folgen ihr jetzt gemeinsam. Was unser dort wartet, wir wollen es in Liebe tragen."

Sie umarmten sich innig und bestiegen dann die Rosse, welche im Hofe ungeduldig den Boden stampften.

Der Dannenberg stand verödet.

Der Schweriner Vertrag.

Der Truchseß trat in das königliche Gemach. Er verneigte sich tief und sagte:

„Ich melde Euer Gnaden das Frühmahl.“

König Waldemar entgegnete nichts. Er stand unfern von seinem Sohne und betrachtete ihn mit liebevoller Sorge. Der Prinz saß am hohen Bogenfenster in einem hohen Lehnsessel und blickte mit trübem Auge in den winterlichen Morgen hinaus.

„Meine andern Kinder all' sind daheim. Ich habe sie so lange entbehrt. Und dieser .... das Gift der Krankheit frißt an seinem jungen Leben und verzehrt sein innerstes Mark!“ sprach der König vor sich hin und sein Auge ward trübe. Er beugte sich über die Lehne des Sessels und drückte einen Kuß auf die Stirn des Prinzen. Dieser streckte ihm

mit einem matten Lächeln die Hand zum Gruße entgegen.

„Wie ist Dir heute, mein Sohn?“

„Dank Dir für Deinen liebevollen Kuß, Vater. Es geht besser. Bald werde ich alle meine Kräfte wieder haben.“

Der Sohn wollte den bekümmerten Vater trösten, aber der schwache Ton seiner Stimme, der erloschene Glanz seiner Augen strafte der Versicherung Lügen.

„Armes junges Vögelein! Stirbst durch die böse Luft Deines Käfichts,“ sprach der König trübe. „Du rührtest Deine Flügel, als könntest Du über See und Land hinausflattern in's Weite; da haben Dich die Eisengitter verletzt.“

Die Diener waren eingetreten und brachten die mit königlichem Glanze geschmückte Tafel. Sie ordneten die Schüsseln, sammt den Schenkkannen und zogen sich darauf in aller Stille zurück. Der Truchseß aber sagte:

„Beliebt es Euer Gnaden? Der Arzt hat befohlen, daß der Prinz sein Krankensüpplein zur rechten Stunde genieße.“

„So komm, mein Sohn!“ sprach der König mit rührender Besorgniß. „Ein Arzt ist ein so mächtiger

Gebieter, daß ein König in seiner stolzesten Freiheit ihm blindlings gehorchen muß; wieviel mehr ein gefesselter."

Er warf einen Blick auf die Tafel und fragte erstaunend:

„Herr Truchseß, was bedeutet's, daß Ihr die Tafel für Dreie habt herrichten lassen?"

„Euer Gnaden werden einen Gast haben. Es ist einer Euer treuesten Mannen, den sein Geschick in Euere Nähe führt, und Graf Heinrich meinte, es würde Euch nicht unlieb sein, von ihm die neueste Botschaft aus der Heimath zu empfangen. Hier naht sich Euer Gast, Herr König."

Der Truchseß ging hinaus und durch die geöffnete Thür trat Albrecht von Orlamünde.

Dem Könige war es, als hätte er ein Gesicht. Er ward bleich wie Marmor und seine Lippen bebten fieberhaft:

„Albrecht! Albrecht! Ihr seid es nimmer! Ein so schweres Unglück wird nicht über mein armes Dänemark hereingebrochen sein, daß Ihr in meinen Kerker tretet, barhäuptig, ohne Wehr und Waffe."

„Bin's, mein theurer König und Lehensherr!" sagte Graf Albrecht, sich vor Waldemar auf ein

Knie niederlassend. „Ich gedachte mit dem Schwerdte in der Hand diese Mauern zu erstürmen und Euch im Triumphe heimzuführen. Gott hat es anders gefügt. Nun sitze ich bei Euch und helfe Euch die langen Stunden mit lustigen Märchen verkürzen."

Der König hatte den Orlamünder aufgehoben und zog ihn an sein Herz:

„Auch so willkommen, Freund. Wir haben so wenig des Glücks in unserm goldenen Kerker, daß wir für das Geringste dankbar sind. Welche Gabe Ihr uns auch bringt, sie wird mit wehmüthiger Freude empfangen werden."

„Oheim Orlamünder!" sagte der Prinz und ein Strahl der Freude flog über sein Angesicht. „Gebt mir Eure Hand zum Willkommen."

„Um Gott, junges Herrlein!" entgegnete der Graf erschreckt. „Was ist Euch nur begegnet, daß Ihr so gar trübselig ausschaut?"

„Ich seufze nach Waldesgrün und Meeresbläue. Auf Euern Arm will ich mich stützen, Oheim. Er ist stark."

„Nicht mehr. Er ist erlahmt, seit er in Fesseln geschlagen ward," sagte Graf Albrecht und führte seinen Neffen zur Tafel.

Die drei Fürsten saßen sich stumm gegenüber. Das Mahl wurde kaum berührt. Der Wein perlte umsonst in den Bechern. Endlich sagte der König:

„Dies Schweigen stößt mir das Herz ab. Besser, mit einem Schlage für immer niedergeworfen, als diese langsame Marter. Sprecht, Albrecht, ist Alles verloren?"

„Alles!"

Der König sah vor sich hin. Ein schmerzliches Zucken flog über sein Gesicht. Die Augen schimmerten in feuchtem Glanze. So saß er lange. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und sagte mit fester Stimme:

„Erstattet mir Bericht. Ich bin bereit, Euch anzuhören."

„Wir haben eine blutige Schlacht geschlagen zu Möln und acht Stunden lang einem überlegenen Feinde Trotz geboten. Endlich mußten wir weichen.',

„Aber besinnt Euch, Graf. Ein verlorne Schlacht ist noch kein verlornes Reich."

„Diesmal ist es so. Die letzten Kräfte Dänemarks waren aufgeboten. Mit diesem entscheidenden Schlage mußte es stehen oder fallen. Es ist gefallen."

„Ihr wußtet das vorher und waret doch tollkühn genug, Alles auf einen Wurf zu setzen?"

„Ich mußte es um Euretwillen. Kennt Ihr Euere dänischen Barone nicht besser? Es war nahe daran, daß sie aus dem einen Königreiche deren so viele machten, als dieses Inseln zählt. Mit vieler Mühe gelang es mir endlich, sie zur Heeresfolge aufzubieten und auf Alles war ich vorbereitet, nur auf Eines nicht. Und dies Eine hat mich geworfen."

„Und dies Eine?"

„Der eiserne Widerstand der Nordelbinger. Wer hätte diesen blondharigen, blaugeäugten Sklaven, die ich so fest in mein Joch gezwängt hatte, zugetraut, daß sie mit solchem Uebermuthe sich erheben und die Kette zerreißen würden, die sie niederhielt? Aber das ist wieder schnödes Pfaffenwerk."

„Du sprichst von Gerhard?"

„Von ihm. Er hat den Adolph von Schauenburg über die Elbe geführt. Es war eine Christpuppe, die er dem Lande brachte. Der demüthige Heuchler ging mit abgezogener Kappe von Hütte zur Hütte und sagte: Um eine Gab bitte ich Euch, mein treuer Mann. Um eine Thräne des Mitleids

aus den Augen Eures Weibes und um einen Morgenstern in Eurer starken Hand. Es gilt ja nur, Euere eigene Freiheit zu erstreiten, und wenn Ihr frei geworden, dann will ich aus Eurer Hand als Lehen empfangen, was Ihr mir gutwillig gewähren wollt. Denkt daran, daß ich ein Sohn jener Schauenburger bin, die stets mit Euern Vätern wie Brüder lebten und laßt es zwischen uns auch so sein. Mit diesen Worten reichte er ihnen herablassend die gräfliche Rechte und die Kerle schüttelten sie, die Weiber heulten und es war ein Herzen und Drücken zwischen Knecht und Edelmann, das kein Ende finden wollte."

„Ja, sagte Waldemar." Diese Schauenburger sind listige Gesellen. Sie gleichen den blinden Klippen im Meer. Die arglosen Schiffer rennen dagegen ohne daß sie es ahnen."

„Herr Gerhard von Bremen ...."

„Dieser Erzbischof ist mein Teufel," unterbrach ihn der König. „Und er geleitete den Grafen ohne Land, diesen Bettler im sammtnen Wamms, nach Nordelbingen über?"

„Führte ihn über und die Herzen flogen dem Adolph zu, ich weiß selbst nicht, wie es geschah.

O, mein Lehnsherr, es war plötzlich, als hätte nie ein Orlamünder dort geherrscht. Meine Söldner warfen sie nieder, meine Mauthner und Voigte wurden mit Hohn verjagt. Sie fielen ihm zu, wie eine Flucht Bienen, die auf ein schimmerndes Blumenfeld niederschwärmt. Die falschen Krämer von Hamburg, denen ich stets ein gnädiger Herr gewesen, streckten die mit Elle und Waage bewaffneten Fäuste aus und selbst die von der Trave hatten heimlich die Hand dabei im Spiel."

„Lübeck!" rief der König. „Steht denn mein Zwinghof nicht mehr in dieser Krämerstadt?"

„Er steht noch!" antwortete der Graf. „Aber ich weiß nicht, wie tief er bereits unterwühlt ist. Eine andere Zeit ist gekommen, König Waldemar, und nur ein Kopf und ein Arm, wie der Eurige, sind im Stande, die alten Rechte herzustellen."

„Mein Arm?" fragte der König mit wehmüthigem Lächeln.

„Der Eurige, König Waldemar. Sobald Ihr den Fuß auf dänischen Boden setzt, endet jeder Zwiespalt, und die Herzen, wie die Schwerdter fallen Euch zu. Und ist Dänemark erst einig unter sich, hat es erst wieder seinen siegreichen König an der

Spitze seines Heeres, dann wollte ich die Macht sehen, die es wagen dürfte, gegen uns in die Schranken zu treten. Dänemarks Banner wehte jetzt im Herzen von Deutschland, hätte uns nicht der feige Verrath seine Schlingen gelegt."

„Ihr wollt also, daß ich in alle jene wahnsinnigen Forderungen willige, die man mir vorgelegt hat und die man nach diesem neuen Unglück uns noch aufzubürden wagen wird?"

„Das ist meine Meinung."

„Wißt Ihr auch, daß schon ein Theil derselben hinreichend ist, mein Reich an den Abgrund des Verderbens zu bringen?"

„Ich weiß es. Aber dem Dänen darf kein Opfer zu groß sein, wenn es ihm dadurch möglich wird, seinen Heldenkönig von der Kerkerhaft zu erlösen. Ihr seid Dänemarks Frühling, Herr. Ohne Euch gelangt dort nichts mehr zur Blüthe. Darum weigert Euch nicht länger, Waldemar und geht auf die Unterhandlungen ein, die Euch vorgelegt werden."

„Ihr seid ein wackerer Unterhändler, Graf!" sagte Heinrich von Schwerin, der so eben in das Gemach trat. „Ich muß Euch also an meinem Hofe zwiefach, als Gast und als Freund will-

kommen heißen. Erlaubt diesen Becher auf Euer Wohl."

Graf Heinrich leerte den Becher des Orlamünders und sagte:

„Das Geschick hat für uns entschieden. Ihr solltet unterliegen. So laßt den alten Trutz fahren und treibt's nicht zum Aergsten. Uns schadet's nimmer, aber Euch leistet's üblen Dienst. Wollet das wohl bedenken. Besprecht Euch mitsammen und seid Ihr einig, laßt's mich wissen. Das junge Herrlein da nehme ich für eine Stunde unbeschwert aus Eurer Mitte. Die Sonne scheint draußen warm und es regt sich kein Lüftchen. Der Arzt sagt, es sei gut für ihn, einen frischen Athemzug zu thun und ich will es ihm nicht mißgönnen. Hoffe, Herr König, Ihr beginnt einzusehen, daß ich ein zärtlicher Verwandter bin. Kommt, Prinz. Mein Kämmerling soll Euch einen warmen Pelz umthun, und Euch an den See führen, der zwar kein Belt, aber doch ein stattlich Binnenwasser ist. Gott befohlen, Ihr Herren und gute Verrichtung."

Damit führte Graf Heinrich den jungen Prinzen aus dem Gemache und ließ den König mit seinem Vetter in ernster Berathung beisammen.

Und wie sie Alles reiflich erwogen, fügte der König sich allmählig den beharrlichen Bitten des Orlamünders. Er erklärte sich bereit, zu hören, was man von ihm fordere und worüber der Kanzler des Schweriners zu unterhandeln gedenke. Nur mußte der Graf nachgeben, daß von Dänemark gute Männer gesandt werden durften, um in dem Rathe zu sitzen und daß ohne deren Zustimmung das königliche Wort ungültig sein solle.

Das war nicht schwer, einen solchen Rath zusammen zu bringen. Noch leichter ward es, diesem Rath eine Frage nach der andern hinzuwerfen, und jeder eine Klausul und wieder eine anzuhängen, so daß die einzelnen Fäden dieses Gewebes bunt und wirr, nicht neben= sondern durcheinander, bald kreuz, bald quer liefen, und ein Ende nicht abzusehen war. Da wollte Jeder Alles besser wissen und Keiner vermochte den Geist der Sache zu wecken, aus lauter Furcht, er zerbreche die Form, die alles Lebende tödtet und das Todte nimmer lebendig macht. Und bei allem Reden, allem Schreiben, allem Aufbauen und Wiedereinreißen kam nichts weiter heraus, als daß die Forderungen der schweriner Kommissarien immer dringender, immer maßloser wurden, als die

„guten" dänischen Männer sich hinter Klausuln und doppelsinnigen Sprüchen versteckten, wie es ihre Art, denn sie gehen niemals mit der Sprache offen heraus.

Mit solch traurigem Tagewerk verrannen Wochen und Monde. Was mit dem Frühling begonnen hatte, das dauerte den Sommer hindurch und wuchs zusehends. Aber es gedieh nicht, gleich einem Kindlein, das allzuviele Pathen bekommen, von denen Jeder das Seine zum Wohlsein desselben beitragen will. Viele Köche verderben den Brei. Darum reifte das Werk auch nicht sonderlich in den Tagen des Herbstes, sondern streckte sich kümmerlich in den Winter hinein. Der Schnee, der bei seinem Beginn allmählig von den Feldern schwand, kam schon in einzelnen Flocken zur altgewohnten Stätte zurück. Die königlichen Gefangenen schauten noch immer durch die Eisengatter nach ihnen aus.

Da wurde es dem Grafen Heinrich zu arg, sintemal auch vom Kaiser Mahnung auf Mahnung anlangte. Er möge dieser argen Dinge ein Ende machen, welche alle Fürsten und Herren in Aufruhr brächten. Die kaiserliche Pfalz werde nicht leer von den Gesandten aller Derer, so sich berufen fühlten

in diese Angelegenheiten sich zu mischen. Die Sache solle und müsse zu Ende gebracht werden. Wenn es dem Grafen nicht gelingen möge, wolle kaiserliche Majestät Selber zu Schwerin erscheinen und den Handel nach seiner Weise beilegen. Damit aber würde der Schweriner dann nicht sonderlich zufrieden sein.

Das jagte dem Grafen Heinrich die Galle in's Blut und es kam wieder der alte böse Geist über ihn, wie damals, als er dem Könige auf dem Weichbilde von Faaborg gegenüber trat und sein Recht von ihm forderte. Es war derselbe böse Blick voll Gift und Zorn, den er auf den König schleuderte, als dieser eine Schrift des gräflichen Kanzlers in hundert Stücke riß und mit Füßen trat.

„So verlasse mich Gott und wende Sein Angesicht von mir in meiner Todesstunde, wenn ich unter solche Schmachschrift meinen königlichen Namen setze. Der geringste Ritter meines Reichs würde mir seine Hand weigern, wenn ich ihm die meine reichte und mir verächtlich den Rücken kehren. Eher will ich hinter diesen Mauern vermodern und mein Heimathland nicht wiedersehn. Hört ein Wort Eures Königs, Männer von Seeland und Fühnen.

Kehrt heim zu den Euern und dies verkündet Denen die Euch sandten: Ich erkenne die Liebe meines Volkes und danke ihm dafür. Ich bewundere die Größe der Opfer, die es mir bringen will; aber ich weise sie zurück, denn ich kann sie nicht annehmen, ohne seine und meine Ehre zu vernichten. Es ist des Eides der Treue ledig; ist dessen ledig für mich und meinen Sohn Waldemar, der zwischen diesen Mauern sterben wird. Nicht wahr, mein Sohn, Du wirst Deine Freiheit nicht um den Preis der Schmach kaufen? Du bleibst hier?"

„Für immer, Vater!" sagte dieser und reichte dem Könige die Hand. „Ich sehe den Belt nicht wieder."

„Und Licht und Sonne, Mond und Sterne nicht!" schrie Graf Heinrich wüthend und stieß mit dem Schwerdte so heftig gegen den Estrich, daß die Funken flogen. „Wollt Ihr mit großen Worten prunken, und mich zu einer Bestie machen, so soll die Bestie auch mit den Zähnen fletschen. Weil Ihr in der letzten Zeit gut gehalten worden und der Faden, woran Ihr flattertet, scheinbar kein Ende hatte, glaubtet Ihr Euch schon frei? Ich will Euch eines Andern belehren. Lüstet's Euch so sehr nach der

Kerkerluft, will ich sie Euch nicht länger vorenthalten und Euch in einen Käficht sperren, gegen welchen die Zelle des Dannenbergs ein Paradies genannt werden muß."

„Mag's!" rief der König stolz. „Wo ich auch bin, es ist die Burg eines Königs. Dein ist die Schmach, nicht mein. Ich fürchte Deine ohnmächtige Wuth nicht."

„Das wollen wir sehen!" rief Heinrich schäumend vor Zorn und stürzte auf den König zu. Die versammelten Ritter und Räthe warfen sich zwischen Beide:

„Verhüte es Gott, daß solches Leid über uns komme!" rief einer der anwesenden Dänen. „Laßt Euch beschwören, königlicher Herr und fügt Euch der dringenden Noth."

„Es ist gesprochen. Ich entsage der Krone Dänemarks. Ich und mein Sohn Waldemar entsagen. Eilt heim und krönt den Prinzen Erick, dann ist der König in Freiheit. Hier ist er gestorben, dort ersteht er zum neuen Leben. Es lebe der König!"

Er wies die Seinen ernst zurück, dann warf er sich in seinen Sessel und sprach kein weiteres Wort.

Aber auch die Freunde des Schweriners waren

mit diesem Ausgange nicht zufrieden. Sie kannten den ernsten Willen kaiserlicher Majestät und daß mit demselben nicht mehr zu kurzweilen sei. Darum schlossen sie einen Kreis um den wüthenden Grafen, und führten ihn unter vielen Vorstellungen in sein eigenstes Gemach. Hier aber setzte sich sein treuer Kanzler, Herr Reinhard, zu ihm und sprach so ernst und eindringlich, daß der Graf in seinem Zorne nachließ und ihn mit den Worten wegschickte, er möge thun, was er wolle.

Darnach erschien Herr Reinhard wieder vor dem Dänenkönig und den „guten" Männern seines Rathes mit milden, versöhnenden Worten, bat, daß man Alles, was sich in jener verhängnißvollen Stunde begeben, als nicht geschehen betrachten und es sich gefallen lassen möge, die Unterhandlungen binnen hier und dreien Tagen wieder aufzunehmen. Bis dahin würden die Rathgeber des Königs Mittel gefunden haben, den Zorn ihres gnädigsten Herrn zu mildern und ihn dem Friedenswerke geneigter zu machen. Er und die Seinen würden sich gleichermaßen bei dem Grafen bemühen, damit die ersehnte Aussöhnung endlich zu Stande komme. Dies gelobe er für sich, erhoffe es von Andern und befehle

schließlich Allen und Jeden der Obhut des allbarmherzigen Himmels.

Nachdem solchergestalt Herr Reinhard sich in salbungsreicher Weise ausgesprochen, entfernte er sich mit höflichen Worten und es war plötzlich still in den Räumen, wo noch vor Kurzem der wildeste, zügelloseste Streit geherrscht hatte.

Um diese Zeit war es, da Erick Faaborg von langer Wanderung auf dem Schweriner Weichbilde anlangte. Der Weg von dem Schlachtfelde zu Mölln bis zum Dänenthurm lag bald hinter ihm. Hoffnung beflügelte seine Schritte. Hier erfuhr er das Geschick seines Königs und fand seine treue Else. Mit ihr floh er auf schnellen Rossen davon und als am andern Morgen die genarrten Freier, von ihrer Teufelsfurcht bedeutend genesen, mit Knitteln und Messern in die Wohnung des Voigtes drangen, um Rache zu nehmen für den erlittenen Schimpf, fanden sie nur das leere Nest und mußten mit langer Nase abziehen.

Ein weiter Weg war Erick vorgezeichnet und kaum hatte er einen Zufluchtsort für sein Weib gefunden, als er, der Weisung des Ripener Bischofs folgend, den langen Weg durchmaß, der in die hei-

lige Roma führte, welche die gebenedeite Wohnung des Statthalters Christi auf Erden ist. Seen und Ströme, Berge und Thäler, Ebene und Wald blieben hinter ihm zurück, und mit scheuer Ehrfurcht betrat er die Wohnung des hohen Prälaten, an welchen er mit seiner hochwichtigen Botschaft zunächst gewiesen war.

Das ist heute, wie ehedem; bei der weltlichen Macht, wie bei der geistlichen. Wer zu dem Hausherrn will, muß erst mit dem Thürsteher unterhandeln, sonst tritt ihm bei jedem Schritte vorwärts ein Hinderniß mehr in den Weg. Die Diener des Herrn sind freundlich und von Herzen demüthig, wenn sie mit dem Meßbuche in der Hand vor dem Altare stehen. Ihr glaubt, sie wären um den Finger zu wickeln. Aber wenn Ihr unter vier Augen mit ihnen sprecht, sind sie gar hoffährtig und stolz. Sie sagen Allen: Seid milde und barmherzig gegen Jedermann! Speiset die Hungernden, tränket die Durstenden! Aber unter den frommeu Rednern giebt es Viele, die dem Hungernden von ihrem Ueberfluß kein Stück Brod schneiden, außer vom Brode des Lebens und das ist noch in Galle getaucht. Dem Erick kam dies Alles nicht in den Sinn, sondern er

meinte, ein Schreiben des Bischofs von Ripen wäre ein magischer Schlüssel, der jede Pforte öffnete. Und als dieses nicht gleich geschah, ward er zornig und stampfte vor Ungeduld mit den Füßen. Wer aber auf der Schwelle einer Prälaten-Wohnung mit den Füßen stampft, dem werden als einem ungehobelten Gesellen die Wege gewiesen.

So verstrichen Wochen und Monate, ehe Alles in Ordnung war und der Herbst färbte bereits das Laub in den Deutschen Wäldern, als der hohe Prälat, der die Sache des Bischofs von Ripen führte, dessen Boten zu sich bescheiden ließ und von ihm forderte, daß er gut machen sollte, was sie verdorben; dann überreichte er ihm ein Schreiben und ermahnte ihn mit ernsten Worten, sich keine Ruhe zu gönnen, bis er es Dem, an welchen es gerichtet, zu treuen Händen überliefert; sich nirgends aufzuhalten, oder vom Wege abzuschweifen, denn auf den Inhalt dieses Schreibens komme Viel an und ein nur geringes Versäumniß könne große Gefahr bringen.

„Die Schuld dafür kann ich mir nicht aufbürden lassen, Hochwürdigster!“ entgegnete Erick ernst. „Ist hier durch Säumen etwas schlimm gemacht, haben es die hochwürdigsten Väter selbst verschuldet

aber ich mitnichten. Euer Schreiben soll in die rechten Hände gelangen, so schnell, als nur Pferdehufen zu laufen vermögen."

Mit leichtem Gruße schwang sich Erick in den Sattel und schied wohlgemuth von der Römischen Weltstadt, deren unfreiwilliger Gast er so lange gewesen. Unaufhaltsam eilte er vorwärts. Und das war vonnöthen, denn er trug in der geheimen Tasche seines Wammses das gewichtige Wort, das alle Wirrnisse lösen sollte, wie die Sonne den Nebel mit ihren Strahlen verzehrt.

Sie saßen wieder beisammen in dem hohen Saale zur weisen Berathung, und der Kanzler des Grafen ermahnte mit gar süßen Worten zur Eintracht und Friedfertigkeit. Erst dann kam er zur Sache. War eine seltsame Nuß, die Seine Würden den Herren hinreichte zum Aufknacken. Sonst pflegt die Schaale hart zu sein, und man läßt sich die Mühe nicht verdrießen, um nur bald zu dem süßen Kern zu gelangen. Diesmal aber war die Schaale das Süße und der eigentliche Kern so bitter, daß sich männiglich sträubte, ihn hinunter zu schlucken. Dies offen zu weigern, ging aber nimmer, denn dahinter stand des Grafen Heinrich drohende

Gestalt, die Hand am Schwerdt, trotzend dem Begehr Kaiserlicher Majestät, im Bann seines Jähzorns mit eisernem Trotze die Erfüllung seines Wunsches begehrend.

„Darnach ist also festgesetzet,“ sagte Herr Reinhard, „daß fortan Dänisch Regiment auf Deutschem Boden nicht länger gehandhabt werden soll. Mit wachsendem Staunen hat männiglich die wundersamen Kriegsthaten betrachtet, welche Königlich Dänische Majestät vollführet und die Gloria Seines Schwerdtes ist zum Sprichwort geworden. Darum war der Herr Graf auch gemeint, daß wir zwar das ganze Wendenland sammt und sonders von Dänemark abtrennen müßten, will aber, um solcher Gloria willen gestatten, daß die Insul Rügen dem Königreiche Dänemark verbleibe, gleichsam als ein Monumentum des Ruhmes, bei welchem man noch in den spätesten Tagen des Königs Waldemar gedenket, der einen solchen Ruhmesglanz um sich verbreitete, und einen Feind hatte, der dies anerkannte. Sonst aber, von denen Personen mich wieder zu denen Sachen wendend, erkläre ich hiermit feierlichst und im Namen meines Gebieters, daß nach Kai-

serlicher Majestät gnädigstem Willen, die Dänengränze jenseits der Eider beginnt.

Graf Albrecht von Orlamünde, der an des Königs Statt im Rathe saß, biß sich in die Lippen und blieb stumm. Aber seine Räthe murrten laut und erhoben lebhafte Einsprache.

Der Kanzler ließ den Sturm vorüber rauschen und als die Schreier, weil sie keinen Widerspruch fanden, endlich zu schweigen gezwungen wurden, fuhr er gleichmüthig fort:

„Dieweil nun dies von uns beliebt und zu Papier gebracht worden, können wir ein Weiteres beschließen und zwar zunächst ein zweites, so aus diesem Ersten folget, gleichwie die Nacht dem Tage. Es stehet geschrieben und bestehet zu Recht: Eidora Romani terminus imperii! Daraus ergiebt sich klar, daß das feste Schloß Rendsburg mit seinen Mauern und Gräben, seinen Wachtthürmen und unterirdischen Gängen anf Deutschem Boden liegt und von den Dänischen Königen nicht ohne himmelschreiende Rechtsverletzung besetzet werde, sondern ist solches, in so weit es noch nicht durch die Gewalt der Waffen geschehen, sofort von allen Dänischen Mannen zu verlassen und dem Grafen Adolf von Schau-

enburg, dem Vierten seines Namens, als dieses Schlosses wahrhaften und rechtmäßigen Herrn, unverweigerlich zu übergeben."

„Das geht zu weit!" rief der Graf von Orlamünde, von seinem Sessel aufspringend, und schlug mit der geballten Faust auf die Tafel, das Alles bebte. Auch den gefesselten Löwen höhnt man nicht ungestraft."

„Fern sei es von uns," erwiederte ruhig der Kanzler, den König Waldemar, welchen Ihr richtig mit einem gefesselten Löwen vergleichet, höhnen zu wollen. Halte vielmehr einen so tapfern Kriegesfürsten pflichtschuldigst in hohen Ehren und wollte gern, daß mir die Pflicht nicht geböte, ihm feindlich gegenüber zu stehen. Weil dies aber der Fall ist, so wiederhole ich hiermit feierlichst für Jedermann, daß die Eidergränze strenge aufrecht gehalten werden muß und kein Dänisches Banner jenseits derselben aufgepflanzet werden darf. Euch aber, Herr Graf von Orlamünde, bescheiden wir hiermit, daß Euere Rechte auf Nordelbingen für gänzlich erloschen erklärt werden, und Ihr fürder keinen Theil mehr daran haben sollet."

„Ihr sprecht so kühn," sagte Albrecht bitter

und deutete auf sein Wehrgehäng, „weil Ihr wißt, daß mir die Feder genommen ist, womit ich meine Befehle nieder zu schreiben pflege.“

„Darum gilt es rasch sein, bevor sie Euch wieder zu Handen kommt,“ entgegnete der Kanzler lächelnd und wandte sich zu den Dänischen Herren:

„Es sind die Hohen Rathsversammlungen von Hamburg und Lübeck vorstellig geworden, wie sie gar großen Handel, der mit vielen Kosten und unsäglichen Mühen zu Stande gebracht worden, mit den Einwohnern Dänischer Lande angeknüpfet. Nun aber werde ihnen auf den Märkten und in den Höfen des gedachten Reiches soviel Molest bereitet, und ihnen solche unerschwingliche Schatzung auferlegt, daß sie den eingegangenen Vertrag nimmer aufrecht zu erhalten vermöchten, derohalben die Städte Seiner Kaiserlichen Majestät Schutz und Beistand angeflehet. Solches ist ihnen auch zugesaget worden, sintemal Kaiserliche Majestät wohl weiß, daß die Wohlfahrt der Bürger nur gedeihet, wenn der Handel ungestört floriren kann und stellen wir, Kraft des Befehles Kaiserlicher Majestät, das Ansinnen an Dänemark, mehrgedachten Städten Hamburg und Lübeck auf den Dänischen Märkten

und selbigen Landeshäfen die vollste Handelsfreiheit zu gewähren."

Ein Schrei der Ueberraschung und des Unwillens wurde vernommen und die Dänischen Männer lehnten sich einmüthig gegen ein Verlangen auf, das über alles Maaß hinausginge. Der Kanzler aber beschwichtigte sie und sagte freundlich mahnend:

„Es mag Euch sauer ankommen, denn es ist nicht leicht, sich dem Sieger blindlings zu unterwerfen. Aber besser ist es doch, man rettet ein Auge, als daß man beide verlöre und für immer erblindete. So sind wir denn mit den Clausuln zu Ende, welche die Nothwendigkeit uns zu machen zwingt und es handelt sich nur noch um die Kosten, welche Dänemark zu entrichten hat ..."

„Solche sind längst festgestellt worden!" sagte einer der Dänischen Männer.

„Erlaubt Herr Gade," unterbrach ihn der Kanzler. „Das war zur Zeit des ersten Recesses zwischen König Waldemar und meinem gnädigsten Herrn. Da aber derselbe nicht beliebt, sondern mit Hohn verworfen wurde, seitdem aber soviel Zeit verstrichen ist, und viele neue Mühen und Kosten dadurch verursacht sind, als ist es zu Recht erkannt,

daß Dänemark, ehe König Waldemar in Freiheit gesetzt werden kann, an uns die Reichskleinodien ausliefere, und eine Buße von fünf und vierzigtausend Mark löthigen Silbers zahle, wofür, bis dies geschehen, des Königs Mitgefangener, Prinz Waldemar, als Bürge verhaftet bleibt. Ferner fordern wir zur Bekleidung von hundert Rittern hundert Ellen feines Pelzwerk, und tausend Ellen Scharlach nebst hundert reich aufgeschirrten Rossen. Dies ist Alles, werthe Herren ...."

„Wahrhaftig?" rief der Orlamünder. „Mich wundert, daß Ihr in Eurem Uebermuthe die Deutsche Gränze nicht bis zur Königsau verlegt, und verlangt, daß jeder Dänische Kiel, der in Euern Häfen ankert, es nur unter der Flagge des Reiches thun darf. Mich wundert, Herr Kanzler ..."

„Bitte Euch, Herr Graf. Wohl finde ich Euern Unmuth begreiflich und weiß ihn zu würdigen. Aber es ist nicht an der Zeit, sintemalen Ihr damit vieles schadet, aber nichts nützet. Noch habe ich zu verkünden, daß dieser Vertrag, wie ich ihn Euch durch meine Secretarien habe darreichen lassen, nur bis Sonnenuntergang von unserer Seite bindend ist. Legt Ihr ihn aber dann nicht, mit des Königs

Unterschrift versehen, in meine Hand, wird er zerrissen und das Fundamentum neuer Unterhandlungen möchte härter für Dänemark ausfallen, als dies jetzt der Fall ist. Darum bitte ich Euch geziemend, bedenket es um Euretwillen mit Fleiß und machet ein Ende."

Der Kanzler verließ sammt seinen Secretarien den Saal und der Orlamünder gab seinem Grimm Worte. Die übrigen Dänischen Herrn blieben in tiefster Bekümmerniß bei einander, denn sie wußten nicht, wie sie den König bewegen sollten, einen so schmachvollen Vertrag zu unterzeichnen.

Das war zur selben Stunde, als Erick Faaborg in den Hof des Schlosses trat und fleißig nachforschte, wie er zu seinem Herrn gelangen möchte. Bald gewahrte er einen Diener. Das war der hörige Mann eines der Dänischen Unterhändler. Durch diesen gelangte er zu dem Herrn und bat ihn um Christi Willen, er möge es veranstalten, daß er zum Könige gelassen werde. Er bringe eine Botschaft, die so wichtig sei, daß er sie Niemandem, als nur dem Könige anvertrauen dürfe.

Der Edelmann war wenig geneigt, auf solches

Ansuchen zu hören, aber Erick ergriff seine Hand und sagte lebhaft:

„Bedenkt Euch nicht, Herr, sondern willfahrt meinem Begehr, ehe es zu spät ist. Glaube, daß Ihr Mißtrauen gegen mich hegt, da Ihr mich nicht kennt und ich die Ursache meiner Sendung Euch nicht offenbaren darf. Ich verlange nicht, daß Ihr mir blindlings vertraut; aber ich beschwöre Euch im Namen unseres hartbedrängten Vaterlandes, daß Ihr Euch sofort zu des Königs Majestät begebt und ihm insgeheim sagt, Erick der Lautenschläger sei draußen, der um die Erlaubniß flehe, ihm die Hand zu küssen. Wenn dann König Waldemar mich abweist, mögt Ihr mit mir thun, was Euch gut dünkt. Weigert Ihr Euch aber, meine Bitte zu erfüllen, so klage ich Euch laut und öffentlich bei dem Dänischen Volke an und lade Euch feierlich vor dessen Gericht."

Der Edelmann des Königs stutzte. Die Rede des jungen Ritters klang so ernst, und seine Worte so überzeugend, daß er ihn unfern von dem Eingange zum königlichen Gemache warten hieß, und sich zu dem Könige begab. Das war das Recht der „guten Männer", daß sie während der Ver=

handlungen jederzeit die Wohnung des Königs betreten durften, was sonst strenge verboten war. Das begriff der Junkherr wohl. Er machte sich vor dem Eingange Mancherlei zu schaffen, damit die Wachen ihn nothwendig bemerken mußten. Nach einer Weile trat der Edelmann heraus und sagte vernehmlich:

„Junkherr! Habt Ihr den Dienst?"

„Ja, edler Herr!" entgegnete Erick mit einer Verneigung.

„Seine Majestät begehrt einen Trunk frischen Wassers," sagte Jener und ging wieder in das Gemach zurück, ihn dem Wachthabenden bezeichnend, der beistimmend nickte. Erick aber schaffte schnell einen Becher mit Wasser herbei, und begab sich in das Königliche Gemach. Dort warf er sich dem Könige zu Füßen und rief:

„Heil mir, o Herr und König! Ich bringe Dir den Schlüssel zu Deinem Kerker."

„Dreifach willkommen dann!" rief Waldemar lebhaft. „Wie hast Du ihn empfangen?"

„Aus den Händen des heiligen Vaters," sagte Erick und gab dem Könige ein Pergament, das er vorher sorgsam verborgen gehalten.

Waldemar nahm in höchster Ueberraschung das

dargebotene Blatt und las aufmerksam. Der König wußte sich auch jetzt männlich zu beherrschen, doch nicht so, daß man nicht in seinen Zügen hätte lesen mögen, wie wichtig ihm die empfangene Botschaft sei. Als er sie endlich mit großem Fleiße mehrmals von Anfang bis zum Ende durchgelesen, verschloß er sie sorgfältig und sagte, Erick die Hand reichend:

„Ich danke Dir, mein Sohn. Du bist ein treuer Diener, der mit Wucher wiederbezahlt, was ihm meine Gnade verlieh. Deine Treue hat mir und dem Lande einen Dienst geleistet, für welchen ich Dein steter Schuldner bleibe. Ihr aber, Herr, begebt Euch sogleich zu dem Kanzler des Grafen von Schwerin und verkündet ihm, daß ich bereit sei, sammt meinem Sohne und Erben morgen um die zehnte Morgenstunde den Vertrag, wie er heute vorgelegt, zu unterzeichnen."

Der Edelmann, an welchen diese letzten Worte gerichtet waren, gehorchte der Weisung, jedoch nicht, ohne darüber sein lebhaftes Staunen auszudrücken. Als aber Erick ihm schweigend folgen wollte, befahl ihm der König zu bleiben und sagte:

„Mitnichten werde ich einen Mann, der mir so Großes gethan, ohne meinen Dank fortschicken. Da ich aber nicht selbst im Stande bin, solche Schuld zu zahlen, stelle ich einen Bürgen, der Dir, statt meiner gerecht werden wird."

Waldemar deutete auf eine Thür, durch welche

der Prinz in das Gemach trat. Erick eilte ihm entgegen und beugte seine Kniee, aber der Prinz breitete seine Arme aus, und ihn leise an sich drükkend, sagte er:

„Theurer Erick! Mein Herz sehnte sich nach dem kühnen Lautenschläger bei Nacht und bei Tage. Jetzt darfst Du mich nicht wieder verlassen.“

„Im Leben und im Tode der Eurige!“ sprach Erick und Thränen netzten seine Augen.

Als darauf am andern Morgen der Kanzler sammt seinen Schreibern und den königlichen Räthen sich in dem Prunksaal des Schlosses zu dem wichtigen Akte versammelten, steckte männiglich die Köpfe zusammen und Jeder hatte mit dem Nachbar zu flüstern, denn sie konnten nicht begreifen, durch welches Wunder die plötzliche Sinnesänderung des Königs bewirkt worden. Am wenigsten begriff es der Kanzler, der schon überall nachgeforscht bei der Dienerschaft und den Wachen, ob sich etwas Absonderliches in den Königlichen Gemächern begeben, und nur zur Antwort erhielt, es sei nichts vorgefallen, außer daß der König einmal einen Trunk frischen Wassers begehrt habe.

Alle Vermuthungen, Befürchtungen oder sonstige geheime Gedanken und Zweifel hatten aber ein Ende, als die großen Thüren sich öffneten und von der einen Seite Graf Heinrich von Schwerin, sammt dem Kaiserlichen Geheimen Rathe, der diesen Ver-

trag als Zeuge bescheinigen sollte, eintrat, während auf der andern Seite König Waldemar zwischen dem Prinzen und dem Grafen Albrecht von Orlamünde erschien.

Der Kanzler las langsam und deutlich den Vertrag mit allen Clausuln und fügte hinzu, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo der König demselben durch seine Unterschrift beitreten müsse. Darauf entgegnete der Kaiserliche Geheimerath, daß er dawider nichts haben könne; doch habe diese Verpflichtung nur dann einige Gültigkeit, wenn der König sich derselben frei und ohne allen Zwang vor diesen edlen Zeugen entledige, damit Niemand sie für eine Frucht der Ueberredung oder der Furcht halten könne. Auf diese Aeußerung fielen von Seiten des Kanzlers einige spitzige Worte und männiglich glaubte, es werde sich nun ein neuer Kampf entspinnen, für alle Theile heftiger und verderblicher als die früheren. Aber Waldemar ging raschen Schrittes an die Tafel, legte die Hand auf die verhängnißvolle Akte und sagte mit lauter Stimme:

„Deutsche und Dänische Männer! Vor allen diesen Zeugen erkläre ich hiermit, daß ich diesen Vertrag wohl begriffen und seine Folgen erkannt habe. Ich gelobe an Eidesstatt, daß ich demselben nachleben werde in allen Clausuln mit dem Beistande Gottes und seines Stellvertreters auf Erden. Dessen zum Zeugniß steht hier mein Königlicher Name.“

Er ergriff die Feder und schrieb:

Waldemar Rex! „Dänemark, das ist Dir eine theuere Feder geworden. Wir wollen sie mit uns nehmen. Ihr aber, dänische Männer, und vor Allem, Ihr, Vetter von Orlamünde, unterschreibt Euch als ehrsame Zeugen und unverwerfliche Bürgen für die genaue Erfüllung dieses Vertrages."

Dies geschah. Der Kanzler übergab darauf das hochwichtige Dokument dem Grafen Heinrich. Dieser aber sah es kaum an, sondern bot dem Könige die Hand, die dieser nur mit Widerstreben faßte:

„Ihr seid des Zwanges ledig, Herr König. So lange Ihr diesem Schlosse die Ehre Eurer Gegenwart schenkt, seid Ihr sein edelster Gast. Sonst aber steht es in Euerm Belieben, wann Ihr dasselbe verlassen, und wohin Ihr Euch begeben wollt."

„Wir brechen noch heute auf!" sagte der König rückwärts gewendet, zu seinen Mannen, ohne den Grafen Heinrich sonderlich weiter zu beachten, und dieser, die Lippen zusammen pressend, winkte den Kanzler zu sich, mit welchem er angelegentlich flüsterte.

Erick Faaborg stand am Eingange des Saales und sagte zu sich selbst:

„Nun ist Alles gut. Die Schwalben ziehen heim in den alten Bau und werden nicht wieder in die Fremde getrieben. Ich habe meinem Eide

genug gethan und kann nun meiner selbst gedenken. Zu Deinem Grabe, Mutter, will ich wallfahrten und es durch eine treue Wacht voll Buße und Gebet sühnen, daß ich Dich in Deiner Sterbestunde verließ. Du sollst zur Ruhe kommen, verstörter Geist. Konntest Du mich doch verfolgen auf Weg und Steg und mich zu Tode ängstigen mit schreckhaftem Grauen, aber ich habe von Dir nur sanftklagende Töne vernommen, als betrauertest Du Dein Leid um meinetwillen. Nun aber will ich an Deinem Grabhügel knieen und mich nicht wieder erheben, bis Du wahrhaft erlöst bist."

Ob dieses Glückes schlug Ericks Herz in froher Bewegung. Aber die lauten Reden, welche im Saale mit steigender Lebhaftigkeit hin und wieder flogen, verriethen bald, daß dieses Glück noch nicht so nahe sei, als Erick geglaubt. Graf Heinrich hatte nach dem kühlen Gruße Waldemars zornig den Saal verlassen. Der Kanzler verkündete, es sei der Vertrag von dem Könige unterzeichnet, es müsse aber derselbe dafür Bürgschaft leisten, daß er buchstäblich erfüllt werden solle. Darum verlange man lebende Geiseln, und zwar keine geringere als Graf Albrecht, der nicht mit Unrecht Waldemars rechte Hand heiße, weshalb man ihn gern aus dessen Nähe entfernen wollte. Als nun auch dies letzte Opfer gebracht war und der König das Gemach seines Sohnes betrat, um ihm die Freu-

denbotschaft sammt der Kunde zu bringen, daß sie am nächsten Morgen reisen würden, trat ihm der Arzt entgegen und sagte:

„Nicht also, Herr König. Ich wußte, daß Ihr hierher kommen würdet und bin Euch vorausgeeilt, um den Prinzen vorzubereiten. Seine Gnaden hat sich in sein Schicksal gefunden und wünscht Euch eine fröhliche Heimkehr.“

„Was bedeutet das?“

„Es bedeutet, mit Euer Gnaden Wohlnehmen, daß ich es nimmer gestatten kann, daß der Prinz, dessen Zustand gar bedenklich ist, sich zu dieser stürmischen Winterzeit auf die Reise begebe, dazu vielmehr eine mildere Jahreszeit abgewartet werden müsse.“

„O nein! Nein!“ rief der Prinz.

„Mein Sohn muß mit mir!“ sagte der König. „Ich bringe ihn selbst nach Dänemark.“

„Nicht dorthin bringt Ihr ihn,“ sagte der Arzt unerschrocken, „vielmehr in sein frühes Grab. Ich that meine Pflicht und wasche meine Hände. Das Leben des Prinzen hängt an einem Faden. Leicht ist es, diesen zu zerreißen. Wollt Ihr Euch aber den Sohn erhalten, müßt Ihr ihm jede Aufregung sparen und die größte Ruhe gönnen.“

Es entstand eine längere Pause, dann wandte sich der König an den Arzt:

„Ich habe Euch als einen Ehrenmann kennen

gelernt. Ist es die volle Wahrheit, daß meinem Sohne Gefahr droht, wenn ich ihn mit mir nehme?"

„Er wird nicht lebend nach Dänemark gelangen, Herr König!" sagte der Arzt. „Dies versichere ich Euch an Eidesstatt."

„Wir sind in der letzten Zeit des Aufopferns so gewohnt geworden, daß wir uns einreden, es werde uns das Schwerste nicht mehr lästig. Den Ausspruch des Arztes wohl erwogen und beherzigt, Prinz, mußt Du in Schwerin verweilen, bis der mildere Lenz mit seinen Nachtigallen Dich heimwärts geleitet."

„So bleibe ich einsam und verwaist!" sprach der Prinz leise vor sich hin.

„Das seid Ihr nicht! sagte der Orlamünder, der die Klage des Prinzen gehört hatte. „Ich bleibe bei Euch."

„Ihr seid gut und edel," antwortete der junge Waldemar. „Aber Ihr seid ein strenger, ernster Mann und kennt mich wenig. So werde ich dennoch einsam sein."

„O, Mutter! Mutter!" sagte Erick und drückte seine Hand auf das klopfende Herz. Deine Zeit ist noch nicht um. Ich darf ihn nicht verlassen."

Dann aber warf er sich dem Prinzen zu Füßen, drückte dessen Hand an seine Lippen und sagte mit fast erstickter Stimme:

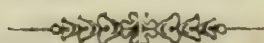
„Ich bleibe bei Euch!"

„Erick! Mein theurer Erick! Ich wußte es wohl, daß Du mich nicht verlassen würdest. So einen wir uns wieder zur neuen Haft."

Der Prinz barg das von Thränen überströmende Gesicht an die Brust des starken Freundes. Waldemar betrachtete die beiden Jünglinge mit Rührung; dann entfernte er sich mit dem Orlamünder, um mit diesem die letzte Abrede vor seiner Reise zu nehmen.

Als am andern Morgen in der Frühe König Waldemar klopfenden Herzens in den jungen Morgen und in die neu errungene Freiheit hinaustrat, und die Rosse ihm fröhlich entgegen wieherten, stand der Prinz am Fenster und lächelte dem Forteilenden durch Thränen nach. Erick aber bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und sagte vor sich hin:

„Ich habe ihre klagenden Seufzer gehört die ganze Nacht. Unseliger Sohn!"



Druck von Carl Schultze in Berlin.

Schleswig-Holsteins Freiheitskampf im 13. Jahrhundert;

oder:

Der Tag von Bornhöved.

Historischer Roman

von

Heinrich Smidt.



Dritter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.
1851.

Der Maigraf.

Stand ein Haufen Volkes müßig auf dem Markte zu Lübeck und zeigte nach den Fenstern des Saales, wo der edle Rath in wichtiger Besprechung beisammen saß.

„Meint Ihr, daß ein vernünftig Ding dabei heraus kommt?“ fragte ein Schiffszimmermann seinen Nachbar. „Das währt nun schon den dritten Tag dort oben und rückt nicht von der Stelle.“

„Mag wohl ein tüchtig Werk sein,“ entgegnete der Gefragte bedächtig.

„Was tüchtig! 'n Schimpf und 'ne Schande ist's für jedes ehrliche Lübecker Kind. Ueberall sind die Dänen fortgejagt, wo sie in den nordelbingischen Landen hauseten und nur in unserer Stadt sitzen sie so fest, als ob sie bis zum jüngsten Tage darin bleiben wollten.“

„Sitzen auch warm, Nachbar. Die Burg, die sie an unserm Strom erbaut haben, ist so verrammelt und verpfählt, daß nicht 'ne Katze durch kann. Haben's ja selbst gesehen, wie sie draußen das Stroh in Haufen zusammen fahren ließen, und dann, eitlen Uebermuthes voll, es von der Mauer herab mit Pfeilen, woran glimmendes Feuer hing, in Brand schossen. Sie wollten uns zeigen, was sie könnten. Machen wir sie nun im Ernste böse, stecken sie uns wohl die Stadt über dem Kopfe an, als wäre es eben ein Haufen Stroh. Gott soll mich behüten. Ich bin ein friedlicher Handwerker, der Frau und Kinder lieb hat und sein sauer erworbenes Brod in Ruhe essen will."

„Sagt vielmehr, Ihr seid ein feigherziger Haase, der sich vor 'nem Spitzhund fürchtet, der ihm über den Weg läuft. Aber es soll anders werden in Lübeck, oder ich will's Leben nicht haben."

„Daß Gott erbarm, Nachbar. Ihr habt 'n unruhig Gemüth. Bleibt doch in Christi Namen daheim und fangt nicht wieder an, sonst bekommt's Euch wie zu Weihnacht, da Ihr gottserbärmlich zerbläut nach Hause kamt, und das ganze Fest hindurch Ach und Wehe schrieet. Anders werden soll

es in Lübeck, sagt Ihr? Ja, das glaube ich auch. Aber mit dem Besserwerden wird es wohl gute Wege haben. Ihr seid ein unruhiger Geist, der uns durch sein Geschrei noch einen Marktknecht auf den Hals hetzt. Will nichts mit Euch zu thun haben."

„Geht nur!" lachte der Zimmermann höhnisch hinter ihm darein. „Solches Volk können wir nicht gebrauchen. Hätte ihm eigentlich sollen einen Denkzettel mitgeben."

Einer aus der Schlächterzunft hielt ihn auf: „Wirst Dich doch nicht an dem alten Mann vergreifen wollen? Ist ja schon kindisch. Da kommt einer von den Stadtknechten mit seiner Hellebarde, der schaut so grimmig darein, als hätte er den Teufel und seine Großmutter zum Vesperbrod gestern verzehrt und heute doch nichts Warmes im Leibe. Mache Dich lieber an Den, und frage ihn, warum er gegen ehrbare Bürger die Fäuste ballt und seinen Spieß schwenkt."

„Den da? Der Kerl ist 'n Lump. Habe nichts mit solchem Gesindel zu theilen. Aber die Dänen sollen mir zum Loche heraus, oder ich will's Leben nicht haben."

Damit ging er hochstapelnd seines Weges, der Schlächter aber sagte:

„Das ist einer von den rechten Großprahlern. Dem klapperdürren, alten Schneider fuhr er über's Maul und vor dem Bart des Stadtknechts läuft er fort. He, Landsmann! Wißt Ihr nicht, wie's oben steht?"

„Was schiert's mich? Habe mit Denen dort oben nichts zu thun, sondern nur darauf zu sehen, daß hier unten Alles friedlich zugeht."

Und mit diesen Worten stieß er seine Hellebarde so stark gegen das Pflaster, daß der Schaft sich bog:

„Begebt Euch fördersamst nach Hause. Es ist vom Rathssaal aus mißfällig bemerkt worden, daß Ihr Euch hier zusammenrottet, was verboten ist. Darum, wenn Ihr nicht im Guten geht, soll ich Gewalt anwenden."

„Gewalt, Stadtknecht? Wir sind drei Schlächter und vier Bräuer, das bedenkt."

„Und wenn ich 's Maul zum Pfeifen spitze, sind wir unserer Zwanzig. Das merkt Euch. Wenn ich Euch übrigens so beschaue ..."

„Nun? Was hat's zu gaffen?"

„Habt stramme Beine. Denke, sie wären für

den spanischen Bock wie geschaffen. Ist 'n unbequemes Fußwerk, sollt Ihr wissen."

„Satanskerl! Als ob ich 's nicht schon versucht hätte! Wenn mir darum nach Musik auf Eurer Hirnschaale gelüstete, wollte ich schon aufspielen. Aber es wird lebendig dort oben. Seht Ihr? Sie stehen auf und gehen auseinander. Nun werden wir hören."

„Ja! Ja! Das hat lange gedauert. Laßt uns doch näher gehen."

„Einer kommt schon schon die Treppe herunter. Wer kennt ihn?"

„Herr Johann von Soltwedel."

„Soltwedel? Soll 'n wackrer Mann sein, höre ich. He! Ihr da! Dient Ihr nicht bei ihm?"

„Bei seinem Bruder, Herr. Das ist 'n friedliebender Mann, der seinen Geschäften nachgeht und sich sonst nichts anfechten läßt. Muß auch machen, daß ich mich wieder heimtrage. Herr Alexander nimmt's in allen Dingen genau, und muß Alles bei ihm seine Ordnung haben."

„So 'n Packer ist noch armseliger, als 'n lahmer Schneider. Will mich doch an den Johann machen.

He! Herr Johann von Soltwedel! Mit Genehm vor Euer Gestrengen! Auf ein Wort."

Der Rathmann stand einen Augenblick still, sah den Schreier halb staunend, halb strafend an und ging ruhig seines Weges. Das Volk lachte laut auf.

„Sehe Einer den Menschen!" schrie der Schlächter, mit einer Mischung von Zorn und Verlegenheit. „Aber ich mache es schon wett. Es kommt bald die Reihe an den hochmüthigen Rath und dann soll Johann von Soltwedel der Erste sein."

Das Volk hatte nichts mehr zu gaffen und lief auseinander. Die Rathmänner verließen sämmtlich das Rathhaus und begaben sich in ihre Behausungen. Unterweges schlossen sich ihnen mehrere ehrsame Bürger an. Einer derselben sagte:

„Wer hätte das gedacht, hochedler Herr? Der Rathmann Gerkens ist doch sonst ein bescheidener Mann. Was konnte ihn denn nur bewegen, eines Ehrenmannes, wie Herrn Alexander von Soltwedel so spöttisch zu gedenken?"

„Ihr wißt aber auch, daß Herr Gerkens, der sich große Dinge zutraut, darüber grummt, daß er nicht das Mittel finden kann, wie wir des Dänischen Joches ledig werden. Und weil ihm nun zu Ohren

gekommen ist, daß Herr Alexander zum öfteren zu seinen Freunden gesagt hat, daß er dieser Wirthschaft bald ein Ende machen und die Klinge fleißig gebrauchen würde, wenn er das Heft in Händen habe, rief er in seinem Unmuth: Wäre nur Herr Alexander hier, dann hätte bald alle Noth ein Ende."

„Ist ein übermüthiges Wort, hochedler Herr. Sein Bruder Johann mag es nicht zum Besten aufgenommen haben."

„Er verließ schweigend den Saal. Aber das Wort des Rathmannes Gerkens hat gezündet und die ausgestreute Saat wird Früchte tragen, wenn auch andere, als er sich gedacht. Alexander steht wegen seiner Rechtlichkeit und seines Verstandes in großem Ansehen und da wir einen Bürgermeister wählen müssen ..."

„Weiß, wo Ihr hinaus wollt. Und meint Ihr wirklich, wenn er Obmann im Rathe wäre, würde er dem Unheil ein Ende machen?"

„Ich meine, wenn es irgendwer im Stande ist, so ist es Herr Alexander."

„Das ist genug, hochedler Herr. Euer Wort ist auf keinen steinigen Boden gefallen. Will mir 's hinter das Ohr schreiben und meine Freunde sollen 's

auch. Aber hier bin ich zu Hause. Gönnt mir Urlaub, hochedler Herr, und laßt Euch eine gesegnete Mahlzeit wünschen! — Ein wackrer Ehrenmann, dieser Herr! Also, Herr Alexander! Sieh! Sieh! Wer hätte das gedacht?"

Und noch desselben Tages war der Name des Soltwedlers in Aller Mund. Er hatte wohl am wenigsten Kunde davon, denn er schaffte in seiner Schreibstube so unbefangen und emsig, wie Einer; rechnete scharf und scherzte leicht mit seinen Kunden, wie es Handelsleute pflegen, die ihres Geschäftes sicher sind, und nur je zuweilen leuchtete es aus seinen Augen wie ein Blitz, der an schwülen Sommertagen das Gewölk auseinander reißt.

„Das geht nicht, guter Herr! Wahrhaftig nicht! Für einen solchen Spottpreis kann ich Euch die Tuche nimmer lassen. Aecht-niederländische Waare vom besten Glanze und stärkster Dauer. Trage auch diesen Rock davon an drei Jahre, Tag aus, Tag ein und merkt ihm Keiner etwas an. Ihr habt auch Verbindungen in den Niederlanden. Müßt ja wissen, was der Preis thut. Aber, werther Herr, wie geht es Eurer ehrsamen Hausfrau? Meine Schwester ist stets des Rühmens voll, wenn sie in Eurem

Hause gewesen ist. Und Euere Aelteste? Ilsabe heißt sie, denke ich. Ist 's wahr, daß Ihr sie halb und halb versprochen? Ei, guter Herr, das muß ein tüchtiger Bursche sein, der sie bekommt und das beste Lübecker Stadtkind ist ihr noch immer nicht ebenbürtig. — Ihr lacht, weil ich mich geberde, als ginge ich selbst auf Freiersfüßen? Geschieht auch, Herr! Aber die Dirne, um die ich werbe, ist anderer Art und möchte nicht jedem Bräutigam genehm sein."

Mit diesen Worten blickte Herr Alexander seinen Kunden mit seinen blitzenden Augen an, daß dieser nicht wußte, was es zu bedeuten habe und verlegen sagte:

„Ihr seid bei Laune, Alexander. Aber, um unser Geschäft zu enden ...."

„Recht. Es will Abend werden und man hat sich den Tag über genug geplagt. Wißt Ihr, guter Freund, was ich denke? Wir theilen uns die strittige Summe. Einen Halbschied hierhin, einen dorthin und der Handel ist gemacht. Eingeschlagen. Das gilt als Verschreibung. Geruhsame Nacht, Herr. Meinen Gruß Eurer Hausfrau und der schönen Ilsabe. Halte mich für's Künftige bestens empfohlen."

Der Kunde ging. Herr Alexander warf die Thüre hinter ihm zu, hieß die Leute das Gewölbe schließen und ging in die Hinterstube seines Hauses. Hier durfte ihn Niemand stören und nur sein Bruder, der Rathmann, hatte zu jeder Stunde ungehindert Zutritt.

Herr Alexander saß in dem weiten Lehnsessel, das Haupt gedankenvoll auf die Brust gesenkt. Er saß so still, so regungslos, daß man fast hätte denken sollen, er schliefe. Aber von Zeit zu Zeit zuckte es wie ein Wetterleuchten durch die Wimpern. Sein Bruder Johann stand schon einige Zeit auf der Schwelle und betrachtete den Bruder mit stiller Theilnahme; dann trat er langsam zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und fragte:

„Alexander! Wo bist Du nun?"

Der Kaufherr schaute den Bruder an: „Bei Lübecks Schmach. Und voll Zorn über unsere Krämer, daß sie diese Schmach gelassen tragen. Daß ich wäre, wo Ihr seid!"

Johann lächelte: „Freilich! Als Rathmann der Stadt Lübeck wärst Du ein gar stattlicher Herr. Hättest bei allen Schmausereien vor dem Bürger den Vortritt und der Rathsdiener nennte Dich Ge-

strenger. Dazu hättest Du auf der Rathsbank Gehülfen, sanft und nachgiebig, die stets zufrieden sind und Dich höchlich loben, wenn sie mit Dir das alte ausgesogene Bruchland zum zehnten Male aufpflügen. Und wenn Du sie nicht aus ihrem Schlafe aufstörst, was sie sehr ungeberdig macht, lassen sie Dich Dein Lebstage ungeschoren."

„Spotte nicht, Johann! Es widert mich an."

„Soll ich 's ernstlich nehmen? Was hilft der Zorn, wenn ich nicht die Macht in Händen habe, ihm Luft zu machen? Die Rathsbank ist ein heißer Sitz und käme es nur auf mich an, ich wäre ihrer gern enthoben. Aber ich kenne meine Pflicht."

„Du bist ein ganzer Kerl, Johann. Und doch kommst Du über Deinen Gesichtskreis nicht hinaus. Das ist nicht Deine Schuld. Seine Meinung sagen und dann vor der Uebermacht schweigen, ist nicht besser, als ganz und gar verstummen. Wer etwas für Recht erkennt, setzt es durch und wenn Alles biegen oder brechen müßte."

„Ich verstehe Dich nicht, Alexander. Sprich offener gegen mich. Ich bin Deines Vertrauens nicht unwerth."

„Was helfen Worte? Ueberdies.... Viele

Arme schlagen eine Schlacht, aber nur **ein** Kopf denkt sie aus. Was hilft aber das Alles? Säße ich nur auf der Rathsbank, Johann! Ich schwöre es Dir vor Gott und bei dem Andenken an unsere Mutter, es ist nicht Eitelkeit. Wenn ich nur auf der Rathsbank säße!"

„Dies Glück ist Dir vielleicht näher, als Du denkst. Die Wahl eines Bürgermeisters steht bevor. Wir haben unter unseren Freunden, sowohl beim Rathe als bei der Bürgerschaft so eifrig vorbereitet, daß Du fast mit Gewißheit darauf rechnen kannst. Ein ernstes Hinderniß weiß ich kaum. Zwar dürfen Blutsfreunde nicht im Rathe beisammen sitzen, aber sobald sich die Schaale zu Deinen Gunsten neigt, lege ich mein Amt nieder."

„Willst Du es thun, um Gottes und der Stadt Lübeck willen?"

„Das thue ich. Und möge es zum Guten führen. Wenn Du nur nicht ein falsches Exempel gemacht hast. Es sollte mir Leid thun um Deine Feuerseele. Nun aber ist es vor allen Dingen nothwendig, daß Du Dich um die Gunst des Volkes bewirbst. Seine Stimme ist von Gewicht. Der

Rath hört darauf und muß darauf hören. Wirst Du Dich dazu bequemen können?"

Alexander sah seinen Bruder an: „Ich habe so manchen Ballen Tuch verhandelt, stückweise oder ellenweise. Bis auf's Blut haben sie mich geärgert und geschunden, ohne daß ich mein freundliches Lächeln einbüßte, und ein höfliches Wort für Jedermann hätte. Ich werbe jetzt um Lübecks Ehre. Um diesen Preis zu erringen, ist mir nichts zu kostbar."

„Werden sie es Dir danken?"

„Wer? Die Bürger? Was frage ich nach ihrem Danke? Ich handle nicht für die Lübecker, nicht für diese blöde, todte Menge, die sich vor- oder rückwärts beugt, wie sie geschoben wird. Ich verachte die Lübecker, aber ich schwärme für Lübeck, denn es herrscht schon jetzt über die andern Städte und es wird einst herrschen und befehlen, wo Könige zittern und gehorchen."

„Das ist der alte Schwärmer Alexander ganz und gar!" sagte Herr Johann, seinem Bruder die Hand drückend. „Gute Nacht, Du Träumer. Möchtest Du nicht mit allzuviel getäuschten Hoffnungen erwachen."

Herr Johann ging, aber nicht nach Hause, son-

dern zu gleichgesinnten Freunden, mit denen er sich wegen der bevorstehenden Bürgermeisterwahl berieth. Das rasch begonnene Werk hatte einen raschen Fortgang, und bald sahen sich Alle am Ziel ihrer Wünsche. Johann hatte seinen Platz auf der Rathsbank verlassen. Alexander hatte ihn eingenommen und saß bald darauf im Rathe als Bürgermeister der Stadt. Die Herren des Raths waren zufrieden, daß sich Einer fand, der für sie denken und das Unerhörte thun wollte. Die Bürger freuten sich, weil sie glaubten, etwas, das ihrem Hirn entsprungen sei, durchgesetzt zu haben, und das niedrige Volk war es zufrieden, weil die Bürger ihnen gesagt hatten, es werde jetzt die goldene Zeit für die Stadt hereinbrechen, und man brauche nur noch die Hand auszustrecken, um die gebratenen Tauben zu greifen.

Aber das kam Alles anders. Nur wenige Tage gingen in's Land und es war eitel Unzufriedenheit unter den Leuten. Da murrte der Rath, weil Herr Alexander ihm nicht den gehörigen Respekt erwies, sondern herrisch über Alles absprach und kurzweg sagte, so sei es und nicht anders. Die Bürger schimpften, denn der neue Bürgermeister drückte ihnen nicht die Hand und fragte wenig darnach, was sie

abgestellt oder hergerichtet wünschten. Sogar seine Hausgenossen staunten, sammt den Kundleuten, denn er zeigte sich kurz angebunden, war karg mit Worten, und überließ es den Kaufgesellen, mit den Käufern, denen er kaum ein vornehmes Kopfnicken gönnte, zu feilschen und zu markten. Nochmals vergingen einige Tage und Herr Alexander war auch von außen nicht mehr der stille, einfache Bürger, sondern ein Anderer ganz und gar. Das unscheinbare Wamms verschwand. Er trug statt dessen ein reiches, mit Pelz verbrämtes Kleid, Sporen klirrten an seinen Füßen und auf dem Sammtbaret wiegten sich kühnen Schwunges die Federn. Und als er nun zum ersten Male so festlich angethan sein Haus zur alten Sonne in der Mühlenstraße verließ, geschah es nicht, um sich in die Rathsversammlung zu begeben, oder sonst ein wichtiges Geschäft zum Nutzen und Frommen der Stadt zu verrichten, sondern zum blassen Entsetzen des gaffenden Häufleins ging er hinauf zur Dänenburg, um sich in seiner neuen Würde und seinem neuen Kleide dem Dänischen Obersten vorzustellen und sich dessen Huld und Gnade angelegentlich zu empfehlen.

Ein Schrei des Unwillens geleitete den Meister

der Stadt auf diesen Weg. Aber er merkte es nicht, oder wollte es nicht merken, sondern ging so zuversichtlich seine Straße, als hätte er Alles erreicht und es könne ihm nimmer fehlen. Was aber die Menge noch mehr erbitterte, war, als sie sehen mußte, daß der Hochmuth des Bürgermeisters nur den Stadtkindern galt, die für ihren Gruß einen Gegengruß erwarteten und nicht bekamen, denn Einige, die ihm von ferne folgten, bemerkten, daß Herr Alexander ein ganz anderer Mensch ward, als er bei der Dänischen Wacht anlangte. Er schüttelte dem Nächsten die Hand, nickte den ferner Stehenden freundlich zu, und als nun gar einer der Führer erschien, neigte er sich vor diesem tiefer und ehrerbietiger, als er es jemals vor dem Vornehmsten von der Stadt ritterlichen oder fürstlichen Gästen gethan. Der Däne erwiederte aber die Artigkeit des Bürgermeisters nach Kräften. Er faßte diesen vertraulich am Arm und ging mit ihm ins Innere der Burg.

Das gab ein Horchen und Erzählen, ein Verwundern und Handschlagen bei Hoch und Geringe, bei Basen und Vettern und der ganzen Gesippe, so lange der Athem aushielt und ein Ohr zu hören vermochte. Die Unziemlichkeiten des Bürgermeisters

wurden in diesen Mäulern zu Unthaten, bei denen es kalt über den ganzen Leib griselte. Sie wuchsen, wie ein Schneeball, wenn er von der Spitze des Berges hinab zu Thal rollt. Der Handschlag an den Dänischen Soldaten ward zur brüderlichen Umarmung und die Verneigung vor dem Hauptmann zum demüthigen Fußfall. Ein altes Weib wollte sogar gesehen haben, daß der Däne den Bürgermeister erst eine feine Weile hätte liegen lassen, bevor er ihm erlaubte, sich wieder zu erheben. So stieg denn die Erbitterung im Volke von Tag zu Tag und man berieth fast noch ernster, wie man sich dieses Mannes wieder entledigen könne, als man vorher sich abmühte, ihn dahin zu stellen, wo er jetzt stand.

Gab auch Manche, die waren zu vernünftig, als daß sie von allen diesen Thorheiten etwas glaubten. Aber es war ihnen doch nicht recht, daß Herr Alexander den geringen Bürger für nichts achtete und offenkundig zu den Dänen hielt, mit deren Hauptmann und den andern edlen Herren, die unter diesem dienten, bei Zechgelagen und Würfelspielen die Zeit verthat, oder mit ihnen hinaus zum lustigen Waidwerk zog. Die Alten wußten ihr steigendes

Mißfallen kaum noch zu verbergen, den Jüngern aber schwoll der Kamm. Sie schlugen gegen die Schwerdter und es wäre Herrn Alexander schlimm gegangen, wenn sich nicht durch die Dänen selbst die Kunde verbreitete, daß der Bürgermeister sich mit ihnen in allerlei ritterlichen Spielen gemessen, und sowohl im Schimpf, als im Ernst obgesiegt hätte. Das machte die jungen Helden bei ihrem Vorhaben stutzig, und sie begriffen nicht, wie ein Mann, der seither nur in seinem Gewölbe mit der Elle und der Feder handthierte, plötzlich so ritterlich mit Lanze und Schwerdt umzugehen wissen sollte.

Aber die genaueren Freunde des Bürgermeisters, sein Bruder Johann und andere Männer von der Gesippe fingen nach und nach an zu begreifen. Sie ließen ihn nicht nur ruhig gewähren, sondern legten auch ihre bedenkliche Miene und ihr sauertöpfisches Wesen ab. Sie scherzten und lachten wie in guten Tagen unter sich und mit Andern. Allmählig tobte auch das Volk seinen Grimm aus. Da Alles beim Alten blieb, vergaß männiglich, warum er gegrollt, und der Bürgermeister ging fort und fort auf die Dänenburg, ohne daß Jemand Sonderliches daraus gemacht hätte.

Das war in den letzten Tagen des April, als Herr Alexander von Soltwedel dem Dänischen Burghauptmann Nike Juul eine Verehrung von köstlichem Wein und seltenem Wildpret auf die Burg schickte. Worauf der Hauptmann nichts Eiligeres zu thun hatte, als ein reiches Gastmahl herzustellen und den Bürgermeister geziemend einzuladen. Die Speisen dufteten lieblich, und der Wein floß reichlich aus der Kanne in die Becher. Als sie nun eine ziemliche Weile schmausend und zechend beisammen saßen, ward das Gespräch lebendiger und einer der Dänischen Herren sagte:

„Was hilft das Schwatzen, wenn doch Keiner den Andern recht versteht, oder Alle zugleich dasselbe sagen. Lieber sollten wir ein lustiges Liedel singen."

„Das ist gut gesprochen," sagte Herr Alexander. „Euer Land, edler Herr, ist reich an heiteren Volksweisen, die sich bei einem fröhlichen Mahle wohl singen lassen. Darum stimmt an."

„Stimmt an? Und ohne Stimme?" fragte der Däne. „Ja, wenn ich eine so liebliche Kehle hätte, als die drei schmucken Dinger drüben an der Trave."

Die Tafelgenossen lachten und Herr Alexander hob scherzhaft drohend den Finger:

„Ei, Herr Ritter! Ihr müßt mächtig viel getrunken haben, daß Ihr solche Kunde von den Töchtern der Stadt vor das Ohr des Bürgermeisters bringt. Geht schnell in Euch und mildert durch ein offenes Bekenntniß die Sünde, die Ihr begangen, da Ihr mit dem guten Leumund dieser armen Lämmlein ein so gefährlich Spiel treibt."

Das Gelächter an der Tafel wuchs. Der Ritter aber, ein schon bejahrter Mann, sagte:

„Mit Gunst, werthe Herren. Ihr mißnehmet die Sache. Habe selbst eine Tochter daheim und wollte nicht, daß irgendwer derselben mit einem Worte zu nahe treten sollte. Die Mägde, so ich meine, saßen in einem Gärtlein an der Trave, ohne daran zu denken, daß ich von einem Boote aus zu ihnen hinüber schaute, und sangen ein herzerhebend Lied vom lieblichen Mai."

„Nun begreife ich!" rief Herr Alexander lebhaft. „Das waren die Maienjungfern!"

„Die Maienjungfern?" fragten Alle wie aus einem Munde, und der Burghauptmann Nike Juul sagte:

„Gefällt es Euch, Herr Bürgermeister, mir zu sagen, was das bedeutet?“

„Ihr wißt, edle Herren,“ sagte Herr Alexander, „daß binnen dreien Tagen der Mai beginnt, jener Monat des Jahres, den Kaiser Karol der Große mit Recht den „Wunnimanoth“ genannt, dieweil er die eigentliche Zeit der Liebe ist, da die rechte Lust in Feldern und Hainen beginnt, von der die Minnesänger singen:

„Mai! Mai! Mai!
Du wunnige Zeit!“

Dieser Tag ist aber in allen nordelbingischen Landen, wie auch im Lande Wagrien, ein Tag der Freude und des Jubels. Es ist das Fest der Auferstehung, der grüne Ostern, der dem weißen folgt, und Spiel und Sang und Tanz, fröhliches Mahl und heller Becherklang hallen durch das ganze Land. Da ziehen die Dirnen hinein in den Wald. Bei'm heitern Gesange flechten sie von dem jungen Laube eine Maienkrone, und Wen die Aeltesten der Gemeine damit bekränzen, der ist der Maiengraf, und ist er für den ganzen Tag in allen fröhlichen und geselligen Werken der unumschränkte Herr und Gebieter.“

„Das mag ein schönes Fest sein,“ sagte der

Hauptmann Nike Juul. „Wir haben es nicht bei uns daheim.“

„So wäre es der Mühe werth, selbiges dort einzuführen, edle Herren,“ entgegnete Herr Alexander. „Um das zu können, muß man aber erst wissen, wie es gemacht wird, und dies geschieht nicht besser, als wenn man es vom Anfang bis zum Ende anschaut. Die Stadt Lübeck, hochgeehrte Herren, feiert das Fest der Maien stets mit absonderlicher Lust, und es würde derselben zu einer besondern Ehre gereichen, wenn Ihr, edler Herr, als dieser Burg strenger Gebieter, der als der Vertreter königlich Dänischer Majestät hierorts gilt, sammt Euren Rittern dieses Mal durch Eure Gegenwart der Lustbarkeit einen besonderen Glanz verleihen wolltet.“

Solche Einladung aus dem Munde des gestrengen Bürgermeisters zu einem so fröhlichen Feste schien den Dänischen Herren mit nichten unangenehm und sie begrüßten die Worte Alexanders mit lautem Zurufe. Nur der Burghauptmann machte ein bedenklich Gesicht und sprach kopfschüttelnd:

„Wo denkt Ihr hin, Herr Bürgermeister? Ueberlegt doch nur, wie die Stadt gegen uns gesonnen ist. Wohl müssen sie uns ungeschoren lassen, denn unsere

Schwerdter sind scharf und an diesen Mauern hat sich schon mancher Schädel zerstoßen. Aber könnten ihre Blicke tödten, es wäre längst Keiner von uns mehr am Leben. Auf welchen Empfang könnten wir wohl rechnen, wenn wir nun als Gäste in ihren Reihen erschienen, um mit ihnen zu trinken und mit ihren Weibern und Töchtern zu tanzen? Was glaubt Ihr, würde geschehen?"

„Nichts, was Euch irgendwie bekümmern könnte, edler Herr."

„Bisher haben wir uns wohlweislich von allen Festen, welche die Stadt beging, fern gehalten. Höchstens ward es einigen der Knechte erlaubt, sich unter das gemeine Volk zu mischen."

„Das eben war es. Hättet Ihr Euch nicht von jeher so strenge abgeschlossen, sondern mehr zu dem Bürger gehalten, es stände besser mit Euch, und Eure Zwingburg wäre Euch nicht zum Kerker geworden. Auch dies ist einer der Gründe, weshalb ich ich mich so eifrig um die Ehre Eurer näheren Bekanntschaft bewarb. Ich sehe kein Heil für irgendwen in dieser fortdauernden Abgeschlossenheit, diesem kalten Trotz und scheuen Furcht. Wir Alle sind nun einmal darauf angewiesen, auf diesem schmalen Raum

mitsammen zu leben, da wollen wir es uns auch nicht erschweren, und die Sache so leicht und fröhlich nehmen, als es nur immer gehen mag."

„Das ist ein kluges, verständiges Wort, Herr Bürgermeister," sagte der alte Ritter, der ihm zunächst saß und bei dem Dänischen Burgherrn einen großen Stein im Brette hatte. „Wir würden Unrecht thun, dasselbe von uns abzuweisen. Bedenkt es wohl, edler Herr."

War Keiner an der Tafel, der nicht Lust gehabt hätte, diesem Feste beizuwohnen und für die Zukunft den Käficht, darin er hausete, etwas erweitert zu sehen. Darum stürmten sie insgesammt auf den Hauptmann ein, bis dieser bei der wachsenden Lust des Weines endlich jegliches Bedenken fahren ließ, und dem Bürgermeister die Hand reichend, ausrief:

„So mag es darum sein, uns zur Freude und Niemandem zum Leide. Es gilt, Herr von Soltwedel, wir sind zum Maitage die Gäste der Stadt Lübeck. Aber aller Nachtheil komme über Euch."

„Er komme über mich!" entgegnete Herr Alexander fröhlich und füllte seinen Becher mit spanischem Wein. „Dies bringe ich Euch im Voraus, Namens der Stadt zu, und nun wir ein so gutes Werk voll-

bracht, lasset uns dies Mahl mit gutem Muthe beschließen. Ich kann nicht früh genug mit meiner gesegneten Botschaft heimkommen, denn um solcher Gäste willen muß ich schon selbst das Amt eines der Schaffner übernehmen."

Mit solchen höflichen Worten schied Herr Alexander von der Dänischen Burg und hielt sich die folgenden Tage stillgeheim in seiner Behausung, wurde auch nicht in dem Verkaufsgewölbe gesehen. Nur Herr Johann und einige wenige Freunde hatten das Recht, ihn in seiner Hinterstube aufzusuchen. Keiner der Hausgenossen vernahm von ihren Unterredungen ein Wort.

Und doch kam ein seltsam Gerücht in Umlauf. War's irgendwo in der Stadt selbst entstanden, oder kam es von dem Dänischen Zwinghof herunter in dieselbe? Niemand wußte es. Aber sie flüsterten es sich zu, auf den Plätzen vor den Kirchen, auf dem Markte, vor dem Rathhause und wo sonst sich gaffendes, müssiges Volk zusammen findet, daß bei dem nächsten Maienfeste nicht blos von den Dänischen Söldnern Einige herabkommen würden, um den Lustbarkeiten von ferne bescheidentlich zuzuschauen und dann geprügelt heimzukehren, sondern die Ritter und

Herren, sogar der Burghauptmann selbst würden sich einfinden und mit besonderen Ehren empfangen werden. Das paßte in keines lübischen Mannes Kram, denn die Dänen waren männiglich verhaßt, wie Krieg, Pestilenz und theure Zeit, und war der Bürgermeister dem Volke zuwider gewesen, ward er es jetzt doppelt und dreifach. Wären auch gewiß ärgerliche Dinge geschehen, wenn der Rath die Stadtknechte und Söldner nicht noch besonders scharf vermahnt hätte, so daß sie zur Hand waren bei Nacht und bei Tage und ein scharfes Auge auf die Mißvergnügten hatten. Da durften sie freilich nicht laut werden lassen, wie sie gesonnen wären, und verbissen es im stillen Groll. Aber in ihrem Innern siedete es nun desto mehr und sie gelobten, ohne Erbarmen loszubrechen, sobald die rechte Stunde gekommen sei. Wußte aber Keiner, wann diese anbrechen und was sie eigentlich bringen werde.

Zur selben Zeit sah man die Hausleute und Markthelfer des Alexander von Soltwedel vielfach in den Straßen und in den Häusern der bedeutensten Bürger. Hätten Viele gerne gewußt, was Dies bedeute, brachte es indeß Keiner in Erfahrung und das mehrte noch die Wuth der Menge. Am Abend

aber, der dem Maienfeste vorherging, ward in der Mühlenstraße vor dem Hause zur Sonne ein lebhaftes Gedränge. Die Männer, die sich dort zusammen fanden, sprachen nicht miteinander, schauten sich auch fast mißtrauisch von der Seite an, denn Keiner wußte, daß außer ihm noch irgendwer hierher entboten war, und hielt Alle, außer sich selber, für einen Kundschafter. Als aber Einer nach dem Andern sich der Hausthüre nahte und auf ein leise gesprochenes Wort eingelassen wurde, als sich auf dem hellerleuchteten Flur Nachbarn und gute Freunde zusammen fanden, die sich draußen in der Dunkelheit nicht erkannt hatten, da ging ihnen das Herz auf und sie begriffen, daß etwas Großes im Werke sei und der Bürgermeister gar Hochwichtiges mit ihnen zu besprechen habe. Derohalben folgten sie auch mit geziemendem Ernste dem ältesten Kaufgesellen in den hintern Packraum, allwo nach dem Willen des Hausherrn getagt werden sollte, damit nichts von Allem was zu verhandeln sei, in das Volk komme. Die Berathung selbst aber dauerte weit über Mitternacht hinaus.

Gegrollt hatte das Volk manche Tage, manche Wochen lang. Nichts war ihm recht, was geschah. Jeder wollte es anders haben. Noch am Abend vor

dem Maientage hatten sie in den Schenkstuben darauf geschworen, daß die ganze Wirthschaft nichts tauge und daß den Bürgermeister der Teufel holen solle, je eher, je lieber; sie wollten gern dazu thun, was in ihrer Macht stände. Das hatten sie gethan, sich derb die Hände geschüttelt, und herzhaft dazu getrunken. Mit aufgeregtem Blute, einen letzten Fluch auf den Lippen, fielen sie in den Schlaf. Und als nun der Mai anbrach, als der Himmel in reinster Bläue auf die noch träumende Stadt herabschaute, als die Frühsonne verschämt in die Fenster und Fensterlein schaute und auf den vorspringenden Simsen das Vöglein sein Morgenlied zwitscherte, da sprang Alles auf, ließ allen Groll und Unmuth auf dem Bettpfühl liegen und blickte mit lachenden Gesichtern in den heitern Morgen hinein. Die Fenster wurden aufgerissen, man schaute nach rechts und links oder gerade aus, überall sah man einen Fröhlichen der rief seinen „Guten Morgen und fröhlichen Mai!“ Die Kinder aber waren heute die Ersten auf den Gassen, sie hatten kleine Maienbüsche in den Händen und sangen, indem sie solche fröhlich schwenkten:

„Mai! Lieber Mai!
Der Winter ist vorbei!

Die Blümlein alle! Welche Pracht
Sind über Nächten aufgewacht."
Mai! Lieber Mai!
Der Winter ist vorbei!"

„Das ist er," sagte ein würdiger Herr im Vorüberschreiten und sah die Kinder freundlich lächelnd an. Das war der Stadtschreiber, dem es die Leute nachsagten, daß er zugleich eine Art von Poet sei, und sich solchergestalt auch seltsam genug gebahre. „Das sieht man, daß der Winter vorbei ist, und die Blümlein aufwachten, denn sie blühen sogar in diesen Gassen, als Rosen auf Euern Backen und als Veilchen in Euern Augen. Gott schütze Lübeck um dieses lieblichen Gärtleins willen."

Mit diesen Worten sah er still seufzend zur Dänenburg hinüber und ging dann mit hastigen Schritten fürbaß.

Bald wurde es nun lebendig überall. Die Strassen, welche nach dem Maienfelde hinausführten, waren mit Menschen bedeckt. Aber wie schnell sie kamen, sie waren doch nicht die Ersten, sondern Herr Johann von Soltwedel und seine Leute hatten sich lange vor Sonnenaufgang hinausgemacht, um mit Hülfe guter Leute die letzte Hand an's Werk zu legen und den Festschmuck des Platzes zu vollenden.

Ei! Wie es Einen anlachte und anheimelte hier draußen. Riesige Maienbüsche erhoben sich überall und waren zu Ehrenpforten und Säulengängen zusammen gefügt und in einander geflochten. In großer Zahl waren Zelte erbaut, nicht abgemessen und steif, eines an das andere gelehnt und in grader Linie, wie die Häuser in einer städtischen Gasse. Es stand eben da, wo es der Eigner haben wollte auf dem grünen Rasen und machte sich dort zum schönsten. Ueber dem Eingang hing ein Kränzlein von frischem Laube, geschmückt mit einzelnen Blumen, die die Kranzflechterin mit sorglichem Fleiße gezogen für den heutigen Freudentag. Vom Dache aber flatterte lustig ein buntes Fähnlein im Morgenwind. Inmitten dieses großen Raumes erhob sich das Zelt des Hohen Rathes, worin dieser während des Festes hausete, sammt den Weibern und Töchtern und den geladenen Ehrengästen. Hoch ragte es über alles andere Gezelt empor, es leuchtete im vielfarbigen Glanze bald purpurn, bald lichtblau, bald weiß, wie fallende Blüthe. Vom Dache herab wehten bunte Fahnen und Wimpel aller Art, nicht wie sie die Phantasie des Verfertigers ersann, sondern wie solche die mit der Stadt Lübeck befreundeten Fürsten und Städte

zu führen pflegten, und dies geschah, um dies Einverständniß männiglich kund zu thun. Wie von außen, war dies Zelt auch von innen herrlich hergerichtet. Das Reichste aber war die Festtafel, verschwenderisch mit kostbaren Geschirren besetzt, absonderlich an den Plätzen, die für den Bürgermeister und die Ehrengäste bestimmt waren. Am Eingange zu diesem Zelte war ein großes Gedränge, denn Jeder wollte wenigstens sehen, wie es dort aussähe, wo hinein er nicht kommen durfte, und nicht Wenige waren darunter, die sich trotz ihrer verlegenen Lache heimlich ärgerten, daß sie mit weniger vorlieb nehmen mußten und doch auch Lübecker Kinder wären.

Da scholl auf einmal heller Trompetenklang durch die Luft. Alle eilten dem Klange nach und sie gewahrten den gestrengen Bürgermeister zu Pferde, stattlich angethan, zwei Trompeter und einen Bannerträger vor sich her, und gefolgt von sechs reichgekleideten Dienern. Der Gestrenge ritt hinauf zur Dänenburg um seinen fürnehmen Gast abzuholen zur heitern Festlichkeit. Herr Nike Juul hatte den Bürgermeister bereits erwartet und sprengte ihm sammt seinen Rittern durch das geöffnete Thor entgegen. Nachdem die Herrn sich vom Pferde herab

mit schallendem Handschlage begrüßt, einige höfliche Reden, wie sie bei solchen Gelegenheiten ziemen, gewechselt und den Ehrenbecher mitsammen getheilt, ritten sie selbander hinaus nach dem Maienfelde unter schmetterndem Trompetenschall, bis vor das Festgezelt, allwo Herr Alexander seine Gäste zu den Ehrensitzen geleitete.

Nicht lange hatten sie hier gesessen und sich an dem Anblick des festlich geschmückten Platzes ergötzt, als ein langer Zug von der Stadt herkam unter schallender Musik und geschwenkten Fahnen. Das war der Rath der Stadt, mit den angesehnsten Bürgern derselben, sammt ihren Weibern, Töchtern und Söhnen, sämmtlich auf reichgezäumten Roßen, in kostbaren Trachten. Und da Einer dem Andern, absonderlich unter den Weibsleuten, es hatte zuvor thun wollen, war des Glanzes so viel, daß man kaum hineinzuschauen wagte. Das war ein Begrüßen und Händedrücken, ein Lachen und ein Kichern, ein Flüstern und ein Schreien, das erst endete, als der Rathsdiener dem Bürgermeister ankündete, der Mummenschanz sei gerüstet. Der Pritschmeister mache seine Reverenz und die Tänzer wollten sich zeigen. Auf ein gegebenes Zeichen traten sie vor und mit

diesem Augenblicke begann überall auf dem Felde das Spiel. Die Alten schauten von ihren Zelten aus auf die fröhlichen Tänzer vor ihnen, oder gingen gemächlich hinaus zu den besonders abgesteckten Plätzen, wo die kräftigen Jünglinge sich übten im Lanzenwerfen, Bogenschießen und Ringelreiten, nicht ohne vielsagende Blicke auf das junge Ehrenfräulein zu richten, die im Geleite von zwei ehrbaren Matronen dazu bestimmt war, den Sieger mit dem Kranze zu zieren.

Lübeck! Das war ein Sonnentag. Es war der Sonntag Deiner Sonnentage und Dein stolzester Ehrentag dazu. Aber von Allen, die in harmloser Fröhlichkeit auf dem Maienfelde auf und ab schwärmten, hatte Keiner ein Arges daraus, ungerechnet die Eingeweihten. Die aber waren lustiger, als die Uebrigen.

Lübeck lachte. Nur die Kranken und Schwachen saßen in ihrem Kämmerlein, aber ohne Groll und Neid. Konnten sie nicht dabei sein, gönnten sie es doch den Ihrigen und freuten sich, was diese Alles erzählen würden bei der Heimkehr. Die Einzigen, die da murrten, waren die Dänischen Soldknechte, welche hatten daheim bleiben müssen, während die

Herren sich draußen ergötzten. Zwar hatten sie von ihrer Höhe herab das Zusehen umsonst, aber das machte sie nur noch verdrießlicher, denn das Aergerlichste von Allem ist, wenn man mit leerem Magen riechen muß, wie der Braten in des Nachbars Pfanne so erquicklich duftet. Aber Herr Alexander, der für den Burghauptmann und seine wackern Freunde so trefflich gesorgt hatte, erinnerte sich zur rechten Zeit auch der schmachtenden Diener, und so kam es, daß seine eignen Leute noch immer nicht hinaus konnten zum Feste, weil sie für die Dänen vollauf zu schaffen hatten. Das war nun vorüber, und zum dritten Male setzte sich ein Zug in Bewegung, diesmal aber nicht aus edlen Herren und Frauen bestehend, sondern aus den Hausleuten der Herrn Alexander und Johann von Soltwedel. In ihrer Mitten befand sich ein hochbepackter Wagen und vorauf tanzten die jungen Kaufburschen, die hatten sich angethan wie Weiber, und die Gesichter mit bunten Schnörkeln bemalt.

„Wer schickt Euch und was wollt Ihr hier?" fuhr die Thorwacht den voraufschreitenden Diener an, als dieser an das Thor pochte und Einlaß begehrte. Er hätte wohl noch einiges Schlimmere

gesagt und mit seinem Lanzenschaft dazwischen geschlagen, aber er kannte die Leute des Bürgermeisters wohl, deren täglich Einige mit ihrem Herrn in die Burg kamen, und da die Dänen des guten Vernehmens Zeuge waren, was zwischen den Herren bestand, mußten sie ihren Groll verbeißen.

„Ei, guter Freund!" sagte der alte Hausdiener. „Wie gebehrdet Ihr Euch doch so seltsamlich? Euer sauertöpfisches Gesicht paßt wenig zu dem heutigen Freudentage."

„Habe den Teufel etwas von Euerm Freudentage hier zwischen den vier dunklen Mauern, daß Ihr es wißt!" brummte Jener zurück.

„Will's dahinaus?" entgegnete Jener scherzend. „Nun denn, Ihr alter Griesgram, schlagt Euere hellste Lache auf; ich bringe Euch eitel Lustbarkeit, soviel deren nur bei Euch oben heimsen will."

„Was?" fragte der Däne aufhorchend. „Was bringt Ihr? Welche Lustbarkeiten führt Ihr mit Euch?"

„Bier! Mein guter Mann. Gutes Lübecker Bier und Meth dazu! Von jedem ein Faß. Der gestrenge Herr Bürgermeister hat's für Euch bestimmt, damit Ihr auch etwas hättet, während sie draußen

zechen und jubiliren. Dazu habe ich Wein und Fleisch und Brod, und was sonst zur Leibes Nothdurft gehört, mit aufpacken lassen, so daß, wie Ihr seht, die Last nicht geringe. Denke also, wir werden einen fröhlichen Tag haben und fordern Euch auf, Euer Thor zu öffnen, damit wir hindurch können."

„Soweit Ihr wollt, Herzensjungens!" schrie die Thorwacht laut. „He! He! Leute! Kommt geschwinde her! Hier giebt es 'nen Lübecker Schluck! Da! Auf, so weit es geht. Werdet nun bequem hindurch können."

Drei bis vier entschlossene Gesellen hatten sich mitsammt dem alten Hausdiener durch das offne Thor gedrängt und Einer griff dem Thorwächter nach der Kehle:

„Bequem genug, um Dir das Genick umzudrehen, Du verdammter, nichtsnutziger Däne!"

„He! Hollah! Barmherzigkeit!" stöhnte Jener. „Ich kann nicht — Ach! — Was ist das?"

„Dein Blut!" rief der Lübische Mann zurück, indem er ihm sein Messer bis an das Heft in die Brust stieß. „Das ist der Maientanz, so Euch zu-

gedacht ist. Denke wohl, wir bringen ihn zu Ende. Frisch, Leute! Laßt Euere Tänzer nicht warten."

Der Wagen mit den Fässern war mitten im Thor stecken geblieben. Das hinderte die erschrockenen Dänen, die Thüren zu schließen. Sie warfen sich den Lübeckern entgegen und hätten ihnen durch die Uebermacht fast obgesiegt. Aber nun stürzten aus den umliegenden Häusern die Bürger, die lange diesen Augenblick erharrten, mit ihren Waffen, und drangen durch das offene Thor. Die Lübecker schlossen sich fest aneinander und drangen auf die Dänen ein. Der Kampf war kurz, aber blutig und entscheidend. Es wurde Keiner verschont. Der Mummenschanz, der den Dänen versprochen worden, war zu Ende. Keiner der Tänzer sollte einen zweiten erleben.

„Gute Arbeit das!" sagte schweißtriefend der Führer der Lübecker Schaar. „Die gestrengen Herren können mit uns zufrieden sein. Bei alledem könnte hier oder da noch Jemand versteckt sein, darum seht in allen Winkeln nach, und gebt Obacht auf das Thor, damit nicht etwa gar Einer entkomme."

Die Lübischen, die sich allmählich zu Haufen

fanden, zerstreuten sich abermals und ein kräftiger Bursch sagte, sich auf seinen Morgenstern stützend:

„Ist unnütz. Sie finden Keinen mehr. Das weiß ich am besten und bin darum hier geblieben. Aber möchte für mein Leben gern noch etwas zu thun haben. Wenn ich nur wüßte, was?"

„Will's Dir sagen. Ich muß hier bleiben, um nach dem Rechten zu sehen. So gehe denn rasch hinaus auf die Maienwiese und sage es dem gestrengen Herrn Bürgermeister, was hier geschehen."

„Das will ich!" rief Jener fröhlich. „Mein Seel, daran habe ich gar nicht gedacht, daß der Gestrenge es auch wissen muß, und daß dann eigentlich der Herrentanz erst beginnt. Dank Euch für den Wink! Hollah! Es geht nach der Maienwiese! Ihr sollt bald von mir hören."

Der Bursch eilte im raschen Laufe der Wiese zu, wo das Fest im vollsten Gange war. Der hochedle Rath saß in dem reichen Gezelte sammt den Weibern und Töchtern bei'm Mahle. Die Dänischen Gäste saßen zerstreut zwischen ihnen. Dem Bürgermeister zur Rechten Herr Nike Juul, der sich in seiner Weinlaune beikommen ließ, seiner Nachbarin, eines Rathsherrn schmuckem Töchterlein

einige nicht allzu zarte Worte zuzuflüstern, weshalb sie ihre Augen mit leichtem Erröthen auf das Mieder senkte.

Da erhob sich der Bürgermeister und sagte mit herzlichem Tone:

„Vielen Dank, lieben Freunde, für alle die heitere Laune, die Ihr zum heutigen Feste mitbrachtet. Soll aber dasselbe wahrhaft zu Ehren kommen, so ist nöthig, daß wir den Maigrafen wählen, der von uns gekrönt wird und sodann als ein ächter König über uns zu herrschen hat."

„Ja! Ja!" riefen viele Stimmen. „Haben lange darauf gewartet! Ist schon weit über die Zeit."

„Es ist gerade die rechte Zeit!" sagte Herr von Soltwedel bedeutungsvoll „und darum sind die Brautjungfern gebeten, mir die Maienkrone zu bringen."

Da nahten sich züchtig und ehrbar zwei holdselige Jungfrauen, fast noch anzuschauen, wie fromme Kindlein mit Engelsgesichtern, die trugen auf einem Kissen die aus Birkenlaub und Blumen geflochtene Krone. Sie reichten solche mit tiefer Verneigung dem Meister der Stadt und die Aelteste sagte:

„Maienkron!
Maienkron!

Glück in Deinem Schatten wohn!
Ob Freier, ob Knecht,
Ob vom alten Geschlecht,
Wer Dich kriegt, uns ist's Recht!"

„Das ist gut, mein liebes Kindlein!" sagte Herr Alexander von Soltwedel, und küßte den schönen Kronenwächterinnen die Stirn. „Hiermit entbebe ich Euch Eures Amtes und gebe diese Krone Dem, der sie zu Ehren des Festes und der Stadt Lübeck mit dem geziemenden Anstande tragen wird. Ich gebe sie Euch, Herr."

Diese Worte richtete Herr Alexander an den Dänischen Ritter, der von solcher unerwarteten Ehre betroffen, sich von seinem Sitze erhob, aber kein Wort zu sprechen vermochte.

„Ich gebe sie Euch, Herr!" fuhr Jener mit ruhiger Würde fort. „Ich setze sie Euch auf Euer Haupt und nenne Euch den Maigrafen von Lübeck. Nutzt die kurze Zeit Euer Herrschaft, regiert weise und gerecht zu Eurer und zu Aller Ehre und Freude. Die Wahl ist geschehen und hiermit kund gethan. Hoffe, daß sie Jedermann genehm sein wird."

Das war nun auf vielen Gesichtern nicht zu lesen, sondern vielfache getäuschte Hoffnungen sprachen sich deutlich darauf aus. Waren nicht Wenige

an der Ehrentafel der Stadt, von denen Jeder mit leichtem Herzklopfen darauf gewartet hatte, der Bürgermeister werde ihn zu sich entbieten lassen, um die Krone in Empfang zu nehmen, dieweil er dazu Keinen so würdig hielt, als sich selber. Das war nun eine vergebliche Hoffnung. Als nun aber gar den Dänen die große Ehre traf, der König des städtischen Festes zu sein, wuchs ihr Unmuth zusehends und war nahe daran, sich zu verlautbaren. Aber die Freunde und Vertrauten des Bürgermeisters fanden dessen Wahl absonderlich gut; sie erhoben sich mit lautem Jubel von ihren Sitzen und tranken dem neu erwählten Maigrafen zu. Dieser that wie in halber Betäubung Allen Bescheid und konnte sich nur mühsam zurecht finden, dann aber reichte er dem Bürgermeister die Hand, dankte für die ihm gewordene Ehre und gelobte, sich derselben stets würdig zu beweisen.

„Das ist ein gutes Wort, Herr Ritter," sagte Alexander von Soltwedel. „Und somit vermahne ich Euch denn, die erste der Pflichten zu üben, welche Euer neues Ehrenamt Euch auferlegt."

„Und worin besteht diese, hochedler Herr?" fragte Herr Nike Juul.

„Darin, daß Ihr aus den anwesenden Frauen und Jungfrauen Diejenige nennt, so Ihr zu Eurer Herrin für die Dauer des Festes erwählen wollt, damit sie an Eurer Seite die Ehren und Freuden desselben mit Euch theile."

„Dann will ich meine holde Nachbarin freundlichst bitten, daß sie mir solche Gunst gewähre," sagte der Ritter zu der Jungfrau an seiner Rechten, die nun abermals erröthete. „Aber nur unter einer Bedingung, schöne Herrin, biete ich Euch die Hälfte meiner Krone, daß Ihr nämlich, wenn Ihr auch für Alle die Maiengräfin heißet, in Wahrheit meine Königin seid, der ich blindlings ergeben bin. Gestattet mir dies in Hulden."

Solche Ansprache gefiel Allen ausnehmend wohl, und die Jungfrau reichte dem Ritter schüchtern die Hand. Dann aber folgte sie dem Winke ihres Vaters, der sie seitswärts führte, und dasselbe thaten alle Männer mit ihren Frauen. Es war unheimlich anzuschauen. Die Dänischen Herren aber lächelten wohlgefällig darein, denn sie glaubten, das gehöre zum Feste.

Die Frauen waren über diese Ausweisung nicht wenig betroffen. Anfangs fügten sie sich aus Scheu

vor den anwesenden Fremden, als sie aber dem Ausgange des Zeltes immer näher kamen, erhoben sie leisen Widerspruch und wollten zu ihren Plätzen zurück. Doch die Männer hörten nicht darauf, und kaum waren diese allein zurückgekehrt, als auf einen Wink des Bürgermeisters die Zeltwände fielen, so daß man nach allen Seiten frei um sich schauen konnte. Dann ergriff er den Becher, wandte sich an seinen Nachbar und sprach mit lauter Stimme:

„Herr Ritter! Der Ihr der Maiengraf der Stadt und somit ein Theil unseres Selbst geworden seid, thut mir nun freudig Bescheid auf das Wohl des befreieten Lübecks!"

Herr Nicke Juul, betroffen von dem schroffen Tone des Bürgermeisters, sprang auf und fragte hastig, was dies bedeuten solle? Mit ihm erhoben sich die übrigen Dänischen Herren. Die Bürger, welche mit Herrn Alexander im Bunde waren, drängten sich um diesen; die Uebrigen schauten halb neugierig, halb furchtsam darein.

„Es bedeutet," sagte Herr Alexander ruhig, „daß Lübeck das Dänische Joch zerbrochen hat und sich nimmer wieder unter selbiges beugen wird. Schaut dorthin!"

Er zeigte mit der Hand nach der Dänischen Burg, von welcher der Danebrog verschwunden war und wo in diesem Augenblicke das Lübische Banner aufgeflanzt wurde. „Lübeck ist frei!" rief er, und jubelnd riefen es die Männer des Rathes mit ihm.

„Das büßest Du mit Deinem Leben, Du feiger, verrätherischer Schurke!" rief der Ritter schäumend vor Zorn und riß das Schwerdt aus der Scheide. Seine Gefährten thaten ein Gleiches. Aber auch die Herren des Rathes, im edlen Waffenwerke wohl erfahren, zogen rasch die Schwerdter und drohend standen sich die Männer gegenüber.

„Laßt ab, Herr!" rief Alexander von Soltwedel ihm zu. „Eure Mannen sind gefallen, Eure Mauern gebrochen. Die Dänenherrschaft hat ein Ende bei uns. Ihr seid in unsrer Macht, denn zehn Schwerdter sind auf jedes Einzelnen Brust gezückt. Uns aber gelüstet nicht nach Euerm Blute. Wir gewähren Euch freien Abzug. Wendet Euch, wohin Ihr wollt, es wird Euch Keiner hindern. Aber dieser Stadt und ihrem Weichbilde müßt Ihr alsobald den Rücken kehren."

Die Dänen sahen bleich, vor Wuth zitternd,

einander an. Endlich sagte einer von ihnen, dessen Scheitel weiße Haare deckten, zum Hauptmann:

„Wir sind gefangen. Was hilft es, uns nutzlos hinmorden zu lassen? Es wäre nur eine kindische, ohnmächtige Rache, während wir unserm Lande nichts nutzen. Erhaltet Euch und uns dem Könige und dem Vaterlande."

Herr Nike Juul stand finster vor sich hinblickend da, dann drückte er die Hand des alten Freundes und sagte:

„Ich will es um des Königs willen, dem ich mich mit Gut und Blut verpfändet. Ihr aber," wandte er sich an die Lübecker, „Ihr gebt jetzt Raum und nehmt eines Edelmannes Wort, daß die Folgen dieses Tages blutig auf Euerm Haupte lasten sollen. Nochmals, gebt Raum!"

Auf einen Wink des Bürgermeisters traten die Lübischen Herren zurück. Alexander von Soltwedel aber rief den Dänen zu:

„Wenn Ihr des heutigen Tages gedenkt, so vergeßt nicht, daß unsere Schwerdter auf Euere Brust gezückt waren, und wir Euch frei ziehen ließen, ohne uns für die hundertfache Unbill bezahlt zu machen, die Ihr uns zufügtet, während Ihr den

Zwinghof unserer Stadt bewohntet. Sollte Euch aber gelüsten, in böser Absicht wiederzukehren und uns in Fährlichkeit zu bringen, werdet Ihr eine Mauer finden, wie keine sonst im Lande. Ein dreifacher Eisengurt umschlingt unsere Stadt, und all' Lübeck wirft sich, ein lebendiger Schild, in Euern Weg."

„Wir kommen zurück!" rief Nike Juul noch im höchsten Zorn. „Wir kommen zurück mit Lanze und Schwerdt, mit Feuer und Schwefel, das auf Euch herabregnen soll mit beschwingten Pfeilen. Und dann wehe Euch, Ihr Krämer von der Trave. Euer letztes Stündlein hat geschlagen!"

Mit stolzem Dräuen entfernten sich die Dänischen Herren und noch manches Drohwort entfuhr ihrem Munde. Die Lübischen Herren entgegneten nichts. Als aber die Dänen weit genug entfernt waren, nahm Herr Alexander das Barett ab und sagte:

„Liebe Herren und Brüder, wir haben mitsammen einen guten Kampf gekämpft und sein Ziel ist ein herrliches. Der Zwinghof unserer Stadt ward von der Morgensonne begrüßt, und am Abend bescheint sie Schutt und Trümmer. Lübeck ist frei und es wird frei bleiben, wenn es sich der Freiheit

würdig erhält. Dies allzeit vor Augen zu haben, ermahne ich Euch alles Ernstes und fordere Euch auf, männiglich ein gleiches Gelöbniß abzulegen. Und somit, lieben Herrn und Brüder, ist unser Geschäft für heute hier am Ende, denn uns will nicht geziemen, an einem Tage wie heute, länger bei Trunk und Spiel, bei Gesang und Mummenschanz in Gedankenlosigkeit zu weilen. Der Maiengraf hat das Zelt verlassen, so verlassen wir es denn auch und kehren friedlich heim zu unserer Genossame. Seid Gott befohlen, liebe Herrn, und möge allen Unsern bis in die spätesten Zeiten dieser Tag ein Freudentag sein."

Die Männer schüttelten sich die Hände und gingen mit ernstem Schweigen. Noch nie herrschte an einem Maienfeste solche Stille auf den Gassen. Und doch hatte es nimmer an einem Tage so reiche Fröhlichkeit gegeben, wie heute.

Dänenwort.

Lübeck ist frei!

Aber wenig kümmerte es die Herren in Dänemark, daß der Zwinghof an der Trave gebrochen war und die hochmüthigen Bürger thun durften, was ihnen beliebte. Nur eine kurze Zeit sollte das Glück dauern und die Kette dann ärger drücken, denn zuvor. Die Seeländer verglichen Lübeck mit einem Käfer, der den Knaben summend davonfliegt. Aber sie halten ihn an einem Faden und reißen ihn zurück, wenn er kaum die Flügel entfaltet.

Es war nichts als Jubel in „All-Dänemark" von dem Augenblicke an, da der König aus der Gefangenschaft frohen Muthes heimkehrte und zum ersten Male die Reichsbarone in dem Schlosse zu Wordingborg um sich versammelte. Und mit dem

frohen Muthe des Königs wuchs auch der Muth des Dänenvolks. Es schwand des Einzelnen Selbstsucht, sein kleinlicher Neid und sein jämmerlicher Eigennutz. Sie lernten wieder, sich dem Ganzen unterordnen. Sie brachten ihr Selbst der Größe des Vaterlandes zum Opfer, wie es ihr ruhmreicher König that. Und bald war es wieder das alte Dänemark mit seiner alten Kraft und dem Glauben an sein rasch wiederkehrendes Glück.

Die Geiseln waren zurückbehalten von dem Schweriner, und dieser harrte, daß der König sie durch die Erfüllung des Vertrages von der Fessel löse. Der Prinz sagte in seinem Schmerze nichts dazu, daß der Vater zögerte, ihm den Kerker zu öffnen. Er blickte mit stillem Lächeln auf seinen jungen kräftigen Freund, der ihm nimmer von der Seite wich. Aber, wenn Jung-Waldemar entschlummerte, oder in Gedanken vertieft, des Freundes nicht achtete, da umflorten sich dessen Augen und Thränen glänzten darin, um der doppelten Sehnsucht willen nach Schön-Else, die seinen Kerker nicht theilen durfte und nach dem Grabe seiner Mutter, die noch immer nicht in Frieden schlummerte. Sein Herz war zur Hälfte im Schweriner

Schlosse bei dem Herrn seiner Wahl, zur Hälfte in Dänemark auf einem einsamen Grabhügel und im lauten Gewühl eines erregten Volkes, das die alten sieggewohnten Waffen vom Roste säuberte und ungeduldig des Zeichens zum Angriff harrte.

Die erste Mahnung des Deutschen Gläubigers war ungehört verhallt. Sie wiederholte sich dringender, stürmischer. Sie durften nicht sagen auf Seeland und Fühnen, daß sie es nimmer gehört, denn es drang allzu gellend in ihr Ohr. Sie wollten's nicht hören. Da ergrimmte der Schweriner und ließ von seinem Kanzler eine Drohung niederschreiben, wie sie wohl noch nie einem Könige geboten wurde, der mit dem Schwerdte in der Hand inmitten seiner Getreuen steht.

Waldemar hielt das Pergament in der Hand. Als er es gelesen, reichte er es einem geistlichen Herrn, der ihm zur Seite stand:

„Was bedünkt Euch, Timotheus?" fragte der König lächelnd. „Könnt Ihr Deutsch?"

„Es ist die Pflicht der Männer, welche die treuen Diener des heiligen Vaters sind, daß sie die Sprachen lernen aller Völker der Erde, welche um Hülfe flehen bei Petri Stuhl, damit stets Einer vorhanden

sei, der es verdolmetsche. Es muß eine scharfe Feder sein, Herr König, womit Ihr die Antwort schreibt, wenn diese Eurer würdig sein soll."

„Die schärfste!" entgegnete Waldemar auflodernd. „Ich will sie in Blut tauchen, und ich kann es mit gutem Gewissen, da Ihr mir gesagt, daß es keine Sünde sei, den Eingebungen zu folgen, welche wir Euch verdanken."

„Wir sind schwache Menschen und unser Wissen ist Stückwerk. Ob im groben Kittel, oder im Purpur, wir irren Alle. Nur Einer ist unfehlbar und Der ist gesetzt auf Petri Stuhl. Ich haben Seinen Segen Euch gebracht und Euch gesagt, daß er die Macht besitze, zu binden und zu lösen."

„Zu lösen!" sagte rasch der König. „Ich habe Euch verstanden. So sei das Werk alsbald begonnen. Lebt wohl, Timotheus, und bringt dem heiligen Vater die ehrerbietigen Grüße Seines demüthigen Sohnes."

„Der Frieden Gottes sei mit Euch und Sein heiliger Geist erleuchte Euch. Er erleuchte Euch auch dann und lasse Euch nicht schwanken, wenn eine andere Macht sich geltend machen will, die auch in

ein heiliges Gewand sich hüllt. Ihr versteht mich, Herr König. Der Bischof von Ripen ist ein Greis . ."

„Und ein Greis hat kindische Einfälle, meint Ihr?" fragte Waldemar scherzend. „Ihr dürft mir das ungescheut sagen, denn mein Haar ist noch weit vom Silberglanze entfernt. Ich bleibe frisch, wie meine Eilande in der Sturmfluth. Darauf verlaßt Euch."

„Dann scheide ich beglückt und nenne Euch den treuesten Sohn der Kirche. Sie ist stark. Ihr werdet es sein. Wenn zwei solche Mächte mit Kelch und Schwerdt für eine Idee streiten, wer will es wagen, dieser entgegen zu treten? Uns und allen Gleichgesinnten gehört die Welt."

Timotheus verließ den König und eilte alsbald zum Hafen. Eine Stunde später schwamm er bereits auf offner See. Als er sich in seine Kajüte zurückzog, setzte er sich behaglich nieder und sagte vor sich hin:

„Nun will ich hier, zwischen diesen einsamen Brettern von meinem sauern Tagewerke ruhen. Rom's Worte wiegen doch schwer. Es ist ein einziges, was ich diesem König überbrachte und es soll uns Zins tragen, bis in die spätesten Zeiten.

Er hat die helfende Hand geküßt, hat sie mit reichen Gaben gefüllt und obenein gelobte, er wolle sich für ewige Zeiten als unsern Schuldner betrachten. Thoren sind sie, mit oder ohne Purpur, weil sie nicht einsehen, daß sie, mit uns verbündet, uns einen dreifach größeren Dienst leisten, als wir ihnen."

Solches Wort hätte der König nimmer hören dürfen, der im stolzen Gefühl des eingegangenen Bündnisses, jede Schranke gebrochen sah und mit steigendem Zorn Alles niedertrat, was sich ihm in den Weg stellte. Darum wuchs seine Ungeduld bei den Berathungen seiner weisen Räthe, die von hundert Bedenklichkeiten überflossen und Alles in Güte, oder durch List und Schlauheit beizulegen gedachten. Mit zorngeröthetem Gesicht erschien er in ihrer Mitte, schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß Alle verstört von ihren Sesseln auffuhren und rief mit donnernder Stimme:

„Schweigt endlich mit diesen steten Bedenken und gehorcht blindlings den Befehlen, die ich Euch ertheile. Wenn ich nicht mit meinem Schwerdte das Verlorene wieder erobere, Ihr werdet es mit Euern Worten nimmer. Verlaßt dies Gemach und schließt seine Thüren, denn ich sage Euch, Ihr sollt

hier nicht wieder in dieser Sache tagen. Ich habe meine Feldobersten gesendet, daß sie mit Feindesblut all' die Thorheiten auslöschen, die Ihr begangen habt."

Die erschrockenen Räthe wußten nicht, wie ihnen geschehen und blickten erschrocken in das zürnende Auge des Königs. Nur der Bischof von Ripen hatte den Muth, Waldemar entgegen zu treten. Er schüttelte mißbilligend sein weißes Haupt und sagte:

„Dies habe ich nicht von Euch erwartet, königlicher Herr! Wohl habt Ihr Euch tief beugen müssen, und ich fühle mit Euch den Schmerz, den eine solche Schmach in Euch erzeugte. Doch steht nun einmal Euer fürstlicher Name unter jenem verhängnißvollen Vertrag ...."

„Er hat gestanden!" rief Waldemar. „Ein Wort von mir, und er ist ausgelöscht für immer."

„Ein solches Wort könnt Ihr nicht sprechen," sagte der Bischof von Ripen. „Es würde machtlos verhallen und brächte Euch um den schönsten Theil Eures wohlerworbenen Ruhmes."

„Ich werde es sprechen und Du, kindischer Greis, wirst sehen, daß kein Blatt deshalb in dem Siegeskranze welkt, den ich mir geflochten. Herr Ole

Karstensen, der Ihr das Amt eines Kanzlers bei meinem lieben Vetter von Orlamünde bekleidet, setzt sofort eine Schrift auf, die mich von allen Verpflichtungen löst, die ich gegenüber jenem verrätherischen Königsräuber eingegangen bin."

„Das dürft Ihr nicht!" entgegnete der Bischof mit erhöhter Stimme. „Euer Vetter bürgt für Euch; Euer Sohn thut es. Sie haften für Euer Wort im Kerker mit Leib und Leben."

„Ihre Ketten sprenge ich mit meinem Schwerdte!" rief der König laut. „Schreibt nieder, was ich Euch befohlen habe, Herr Ole Karstensen."

„Ich gehorsame Eurem Worte, mein mächtiger Gebieter, und will fördersamst beginnen!"

„Um Gottes und der Heiligen Jungfrau willen, die Euch gnädig sein möge immerdar, laßt Euch erweichen, Herr König," flehte der Bischof mit erhobenen Händen. „Ihr könnt nicht einen heiligen Eid brechen, noch Euere königlichen Gelöbnisse mit Füßen treten wollen. Thätet Ihr es, der Zorn des Himmels würde Euch treffen, und Euch um Eures Meineides willen zerschmettern."

„Thor, der Du bist!" rief der König höhnisch lachend. „Ich kämpfe gegen Dich mit Deinen eig=

nen Waffen und Du siehst es nicht einmal. Blindgewordener! Für Dich ist das Licht erloschen. Zerschmettern wird mich des Himmels Zorn, sagst Du? Aufrichten wird mich Seine Langmuth von dem tiefen Fall, den ich that, denn Seine Hülfe ist mit den Königen. Ich bin entschlossen, den Vertrag umzustoßen, keine Klausel desselben soll diesen Deutschen Hunden erfüllt werden. Dies ist mein unwiderruflicher Entschluß und der Heilige Vater hat ihn gebilligt, denn er hat mich meines Eides entbunden."

Wie ein Blitzstrahl schlug dieses Wort vor den Räthen des Königs nieder. Sie blieben stumm, und nur der Bischof sagte nach einigen Augenblicken:

„Unmöglich!"

„Honorius hat mich meines Wortes entbunden und diese Sünde, wenn es eine war, auf sich genommen. Der Vertrag ist nichtig, und wenn es jenseits der Eider sich regt, wollen wir sie mit dem Schwerdte zur Ruhe bringen."

„Ich kann dieses Schwerdt nicht segnen und will es auch nicht!" entgegnete der Bischof und erhob sich mit Würde.

„Bischof von Ripen!" rief der König drohend.

„Ich fürchte den Strahl Deines Auges nicht mehr!“ fuhr Jener ruhig fort, „so wenig Du fortan eine Macht im Himmel oder auf Erden zu fürchten hast. Unsere Wege aber gehen fürder nicht mehr zusammen.“

„Ich werde mich trösten müssen,“ sagte mit spöttischem Lächeln Waldemar.

„Dein Spott trifft mich nicht!“ antwortete der Bischof, „so wenig als Dein Zorn. Du kannst mich tödten, dann finde ich die Ruhe, nach der ich mich schon lange gesehnt. Du kannst mich in Ketten und Banden werfen; ich werde diese Last mit Freudigkeit tragen und die Finsterniß des Gewölbes wird mir wie lichter Tag sein, denn ich habe, was Du nie wieder erlangen wirst — ein ruhiges Gewissen.“

Der Bischof entfernte sich langsam. Waldemar rief ihn nicht zurück.

Es blieb lange still und starrte vor sich nieder. Keiner wagte es, auch nur hörbar zu athmen.

Endlich fand sich Waldemar selbst wieder. Er warf einen Blick auf die Thür, durch welche der Bischof sich entfernt, als ob er auf dessen Rückkehr hoffte, dann sagte er mit tonloser Stimme:

„Ole Karstensen, nehmt Ihr des Bischofs Stelle

ein in meinem Rathe und sorgt dafür, daß meine Befehle pünktlich vollzogen werden."

Er winkte den Räthen, sich zu entfernen, und blieb in dem weiten Gemache allein.

Wenn das Messer neu geschliffen ist, schneidet es am schärfsten. Ein neuer Kanzler ist doppelt eifrig im Dienst, um sich die Gunst seines Gebieters zu erhalten. Darum geschah es, daß die Botschaft des Königs, so schnell eines Rosses Huf laufen kann, durch die Lande flog. Wie ein erkältender Hauch berührte sie den Prinzen, der sich eines leichten Zitterns nicht erwehren konnte.

Erick, der in der Nähe war, trat besorgt hinzu. Der Prinz wehrte ihn freundlich ab und sagte zu seinem Ohm:

„Du irrst Dich, Ohm! Das hat König Waldemar nicht gethan."

„Er hat's gethan, und ich mag ihn nicht darum schelten," entgegnete der Orlamünder. „Mit Zähneknirschen sah ich's an, als der König seinen Namen unter jenen schmachvollen Vertrag setzte. Hätte ich ihn mit dem Schwerdte in jenem Augenblick durchstoßen können, es wäre geschehen. Waldemar hat sich wiedergefunden. Er warf die Schande von sich

und wird sie mit dem Schwerte vollends austilgen. Uns freilich wird es die Kette nicht erleichtern. Was thut's? Ist doch die Ehre des Königs und des Landes gewahrt."

Prinz Waldemar seufzte leise und sagte dann zu Erick Faaborg:

„Singe mir nicht das Lied vom blauen Belt. Ich kann es nimmer hören."

„Was wollt Ihr denn, daß ich singen soll?"

„Das Märchen vom krystallenen Eispalast, worin die Rose gefangen sitzt und von keinem Ritter erlöst werden kann, weil sie mit einem Schneemantel bedeckt ist, den kein Liebeshauch zu schmelzen vermag."

„Es giebt einen Hauch, der diesen Eispalast verweht," sagte Erick. „Die Rose wird frei."

„Welche Macht wird dies vermögen?"

„Die Beharrlichkeit der Treue."

Der Orlamünder wollte sich entfernen. Es war eine Zeit, die selbst einem Manne, der im Kerker saß, vollauf zu denken gab. Am Ausgange trat ihm der Hauptmann der Wache entgegen und hielt ihn auf.

„Was wollt Ihr?" fragte überrascht der Graf.

„Ihr werdet nicht mehr in Euere Wohnung zu-

rückkehren. Mein gnädiger Gebieter ist ferner nicht an die Zusage gebunden, Euch eine ritterliche Haft zu gewähren, seit der Dänenkönig sich eines Treubruchs ohne Gleichen schuldig gemacht hat."

„Herr Hauptmann!" rief der Graf drohend.

„Schont Euere Kehle, Herr!" sagte der Hauptmann spottend. „Wer weiß, zu welchen Anstrengungen sie noch aufgespart ist. Graf Heinrich kennt keinen Fürsten mehr, mit dem er in Fehde lebte und der nach dem Kriegsglück ihm zur Buße verfallen war. Dieser treubrüchige Däne ist ihm fortan nur ein gemeiner Schurke, der sich durch lügnerischen Trug aus dem Kerker schwatzte, um draußen in der Freiheit weiter zu stehlen. Dafür gilt Waldemar fortan in Deutschen Landen, und da er selbst uns entgangen ist, soll seine Brut, die im Neste blieb, uns dafür büßen."

„Wie ich Euere Worte deute ...." rief der Orlamünder, aber der Hauptmann unterbrach ihn rasch:

„Ihr habt hier weder zu deuteln, noch zu klügeln, sondern Euch auf das zu bereiten, was Euch selbst bevorsteht. Funfzig Fuß unterm Erdgeschoß des Schlosses ist ein Kämmerlein, traulich und still, wo

Euch Niemand stört, wenn Ihr deuteln und grübeln wollt. Dorthin werden jene Männer Euch geleiten und möge es Euer Grab werden — Ihr abtrünniger Deutscher Mann."

Die nahestehenden Knechte warfen sich auf den Orlamünder, der, ein so unerwartetes Ereigniß nicht ahnend, erbleichend verstummte und sich willenlos wegführen ließ.

Der Hauptmann schritt auf den Prinzen zu. Erick winkte ihm zurück und sagte flüsternd.

„Er ist ohnmächtig und ohne alle Besinnung."

„Wollen ihm schon wieder zu Verstand verhelfen," sagte der Hauptmann mit rohem Lachen. „Ihr seid ja ein trefflicher Liedersänger. Singt dem Herrlein doch das Lied von seines Vaters Betrug; das wird ihn schon in das Leben zurückrufen. Ihr seid ein Narr, Euch um einen fast Gestorbenen zu quälen in einem Augenblicke, da es Euch selbst an die Kehle gehen kann."

Erick hatte ein scharfes Wort auf der Zunge, aber der Prinz, aus seiner Ohnmacht erstanden, sah den Junkherrn bittend an und sagte zum Hauptmann:

„Folgt dem Befehle, der Euch geworden, edler Herr, und bringt mich, wohin Ihr wollt. Wenn

aber die Bitte eines verlassenen Knaben, der so früh schon sein ganzes reiches Leben verloren hat, irgend etwas über Euch vermag, so trennt mich nicht von meinem Erick, guter Herr."

„Damit Ihr gemeinsam auf neue Ränke und Tücke zu unserm Verderben sinnet, Ihr treulosen Hunde!" rief der Hauptmann zornig. „Man wird Sorge tragen, daß Ihr nicht fürder mitsammen flüstert. Bereitet Euch, junger Waldemar, dies Prunkgemach mit einem bescheideneren zu vertauschen."

Der Arzt des Prinzen war im Gemache erschienen und trat abwehrend dazwischen:

„Der Prinz darf sein Lager nicht verlassen. Jede Aenderung des Ortes wäre sein Tod."

„Laßt, edler Herr," bat Jung-Waldemar. „Es gilt gleich, wo ich für mein Vaterland sterbe."

Der Hauptmann und der Arzt geriethen heftig aneinander.

„Mir ist der Jüngling anvertraut," sagte endlich der Letztere. „Ich habe mich für seine Genesung verbürgt. Nur mit meinen Leben werde ich aufhören das seinige zu schützen. Ich bürge Euch mit meiner Ehre dafür, daß der Prinz und sein Diener nichts,

thun sollen, was uns oder unserm Lande Gefahr bringen kann. Niemand, außer Euch, soll sie sehen. Jene Wand scheidet sie von aller übrigen Welt. Alles was darüber hinausgeht, werde ich zurückweisen. Darauf verlaßt Euch."

Der Hauptmann wußte nicht, was zu thun. Er kannte von früher den unbeugsamen Sinn des Arztes und wußte, in welchem Ansehen derselbe um seiner Kunst willen bei dem Grafen stand. Er entfernte sich und eilte zu seinem Gebieter. Dieser entgegnete nichts und entließ den Hauptmann mit einer Bewegung der Hand. Aber der Prinz blieb in dem Prunkgemache und der Arzt war sein einziger Wächter.

Und wie im Schweriner Lande, so hallte der Treubruch des Dänen, den der Pabst geheiligt hatte, durch die Nordelbingischen Lande und stachelte alles Volk zur Wuth auf. Das brauste durch die Holstischen Gauen und Graf Adolf von Schauenburg sammelte die Seinen zum Werke der Rache. Da kam Kunde von Lübeck, wo Herr Alexander von Soltwedel seit dem Tage des Maienfestes zu hohem Ansehen gelangt war und die Herzen der Bürger leitete, wie Wasserbäche. Er ließ dem edlen Grafen

seinen ritterlichen Gruß entbieten und sagte Hülfe zu mit Waffen und Wehr, um den Verrath zu züchtigen. Da schlug es an den alten Friesenstrand mit Donnergebrüll und die Wellen schäumten hoch auf vor Zorn, spielend mit Kiel und Mast, die sich ihnen vertraut. Und im Erzbisthum Bremen ward es lebendig. Es grollte und brodelte an der Jahde und Weser, und selbst Herr Gerhard vergaß seine Pergamente und seine unbeugsame Base und hatte nur Auge und Ohr für Waldemars Verrath. Er wußte nichts Anderes, als zu überlegen, wie er es rächen sollte an Dänemark und dessen treulosen Fürsten.

So gingen Wochen und Monate hin. Sie wußten Alle, was sie wollten, aber es mangelte ihnen, wie sie es in's Werk richten sollten, um dem gefürchteten Feind nicht nur zu widerstehen, sondern ihn zu Boden zu werfen. Denn jenseits der Königsau regte es sich mächtiger als zuvor. Waldemar erhob sich in voller Majestät, ein Löwe mit wallender Mähne, dessen Augen Muth und Begeisterung in Allen weckte, die es anstrahlte. „Der entweihte Danebrog muß wieder zu Ehren kommen und Ihr müßt die erduldete Schmach rächen!" rief der Königliche Leu und ganz Dänemark erhob sich wie ein

Mann. Ein Schlachtgesang tönte von Eiland zu Eiland und mit geschwungener Wehr rückten sie heran.

Es war ein wildes Treiben überall. Alles friedliche Gewerbe war zerstört. Der Kaufmann floh die unsichern Straßen oder zog unter dem Schutz von reisigem Volke umher. Aber in den Waffenschmieden glühten die Essen von dem ersten Morgengrauen bis in die sinkende Nacht. Der Norden bereitete sich zu einem Vernichtungskampf.

Deutschland oder Dänemark!

Der Fürstentag.

War ein stattlich Heer, das über die Königsau heran gezogen kam, um die nordelbingischen Lande mit Feuer und Schwerdt zu vernichten. Und Deutsche Männer waren es abermals, die es heran führten gegen Deutsches Volk und Land. An der Spitze der Haufen, die gegen die Buchten der Ostsee lehnten, ritt Herr Hugo von Wittstock. War ein Vetter des verstorbenen Herzogs Günzel von Schwerin. Er verbündete sich mit seinem Schwager Niklas Halland auf Tod und Leben und folgte diesem nach Dänemark, um es an Deutschland zu rächen, daß es einem Dänischen Königsbastard nicht eines seiner schönsten Länder freiwillig lassen und den rechtmäßigen Herrn desselben nicht in die Verbannung schicken wollte. Inmitten der Heerhaufen hielt König Wal-

demar. Freudestrahlend war sein Angesicht. Vergessen war die jahrelange Kerkerhaft und jedes erduldete Leid. Verschwunden die Spuren des schweren Grames; die tiefen Furchen, die er gegraben. Sonnig leuchtete sein Auge, und mit einem heitern Lächeln schickte er Gruß und Botschaft an seinen Schwestersohn, den Herzog Otto von Lüneburg, benamset das Kind, der mit seinen Schaaren nach dem Friesenstrande zog.

Rendsburg und die Ditmarschen! Das war König Waldemars Wahlspruch. Mit einem gewaltigen Stoß wollte er die Deutschen zu Boden werfen und dann im kühnen Fluge unaufhaltsam vordringen an die Elbe und darüber hinaus, bis all' die verrätherischen Deutschen, die es gewagt hatten, sich gegen ihn zu erheben, am Boden lagen und er, den Fuß auf ihrem Nacken, mächtiger dastand, als je zuvor. Darüber freute sich Herzog Otto das Kind, und wie Kinder zu thun pflegen, schlug er klatschend in die Hände, zum Ritter von Verden sagend, er thäte dies, um zu zeigen, wie er die Deutschen Schädel zwischen seinen Eisenhänden zu Brei drücken wolle, weil sie seinen vielgeliebten Ohm so hart gekränkt hätten. Der Schweriner solle den

Henker machen und den Schauenburger sammt allen Andern hängen. Und damit er sein Werk rascher fördere, solle er dazu mit eisernen Zangen gekneipt werden. War ein Deutscher Fürst, Herr Otto von Lüneburg und mit dem edlen Adolf eng gesippt. Aber die Erinnerung daran war hinweggefluthet von der dänischen Milch, die ihn gesäugt.

Und soll der Bär nimmer loskommen, muß die Fanggrube steil und tief sein. Die Fanggrube aber ist die Marsch zwischen Eider und Elbe und weiter hinauf bis an die friesischen Dünen. Das wußte Waldemar und darum sollten diese Friesen zuerst die Geisel seines Zornes fühlen. Aber nicht mit schmetternden Trompeten und wirbelnden Pauken wollte er hinabziehen in die tiefliegenden Hammen. Leise schleichend, wie das Pantherthier schlüpfte er durch die Halden, um dann mit einem gewaltigen Sprunge den arglosen Feind nieder zu werfen und ihn zu würgen.

Aber der Marschbauer kann nicht sorglos auf der Bärenhaut liegen, wie das Volk auf der hohen Geest, dem der Sturm höchstens die Mütze vom Kopfe nimmt, oder dem der Regen den Kittel auswäscht. Der Mann der Marsch muß ein wachsames Auge haben bei Nacht und bei Tage, denn wenn

der Sturm kommt, kommt auch die Sturmfluth, die nicht blos ihn durchweicht, sondern auch den Boden, auf dem er ruht, bis er unter seinen Füßen wankt und losgerissen vom Festland, wie eine herrenlose Scholle auf die offne See hinaustreibt. Darum sind sie wachsam überall, am meisten aber solche, die, einen tiefen Gram im Herzen, am eignen Leid verbluten und solchen Jammer von den Ihren abwenden möchten.

Gab zur Zeit in den Marschen solcher Männer Drei, das waren der alte und junge Detlev und Dulk Hein, denen der Himmel nicht die Gnade gewährt hatte, am Tage von Möln dem Tod zu verfallen, dem sie sich geweiht. Ueber die grauenhafte Begebenheit, die ihr Leben für immer vernichtet hatte, war Gras gewachsen, und sie hätten vielleicht heimkommen mögen zu dem verlassenen Heerd. Aber sie thaten es nicht, sondern streiften umher vom äußersten Strande der See, bis an die letzten Karven der Geest, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Was sie brauchten, um nothdürftig das Leben zu fristen, das bot ihnen der Wald, oder die See und sonst begehrten sie nichts, als unablässig zu spähen, ob sich irgend etwas nahe,

was dem Lande Gefahr bringe. Und sobald sie solches fanden, eilten sie und sagten es den Gemeinden.

Sie hatten dem Sturm gewehrt, daß er einen neu errichteten Toft nicht ganz und gar zerstöre. Sie hatten gewehrt der Fluth, daß sie nicht eindringe in eine Lichtung, die zum ersten Male mit einem goldigen Garbenmeere bedeckt war. Darüber war man ihres Lobes voll und nannte sie des Landes Schutzengel. Nun aber kamen sie gelaufen in voller Hast und schrieen mit donnernder Stimme: „Wacht auf, Ditmarscher! Ein Sturm, verheerender als alle früheren, eine Fluth, rauschend wie keine, ist gegen Euch im Anzuge. Der Däne kommt von Land und See! Ditmarscher! Wacht auf!"

Aber sie hörten diesmal nicht. Nachlässig lagen sie auf der Bärenhaut und vernahmen den Ruf „Die Dänen! Die Dänen!" zwischen Schlafen und Wachen. Nun war es vergessen, daß man sie die Schutzengel des Landes genannt und was man ihnen dankte. Man verlachte sie und spottete ihrer.

„Es sind die tollen Brunsbüttler!" sagte Einer und der Andere gab es weiter. Die drei Männer mochten schreien, soviel sie wollten, das Volk

schlief ruhig weiter, bis der Dänische Sturmhagel auf ihre Häuser herabwetterte Da sagten die drei Männer zu einander, es sei Tollmannswerk, wollten sie allein sich dem Dänenschwarme entgegen werfen. Ihre Warnung sei verspottet, nun möchten die Spötter im eignen Blute ersaufen; sie aber wollten sich bergen, bis sie dem Vaterlande zur gelegnern Zeit ihren Arm leihen könnten. Somit schritten sie tief hinein in die undurchdringliche Hamme. Der Däne aber flog hinab in die Marsch und warf das Joch der Knechtschaft auf den bislang ungekrümmten Nacken der Insassen.

Da lachte Otto das Kind und schlug abermals in die Hände, wie Kinder zu thun pflegen, dieweil ihm sein Anschlag so gut gelungen, und er die sonst unbesiegte Marsch für sich erobert hatte, ohne daß sonderlich viel Blut darum geflossen wäre. Und als er im besten Lachen war, ließ er ein Dutzend Jünglinge aus den ersten Geschlechtern an einander koppeln, wie der Roßkamm seine Pferde aneinander zu koppeln pflegt, denen gab er tüchtige Treiber, die saßen auf hohen Rossen mit stachlichen Morgensternen in der Hand. Hussah! rief der Herzog mit lustigem Händeklatschen und die Treiber stießen die

Koppel vor sich her bis in das Dänische Lager, wo sie erschöpft vor dem Zelte des Königs niedersank. Hussah! riefen nun die Treiber und Waldemar trat aus dem Gezelte, setzte seinen Fuß auf den Nacken der Bauern und rief mit gräßlichem Hohn:

„Nun Ihr Ritter vom Spaten und Pflug! Wollt Ihr mich zu Gnaden aufnehmen in Euern Wäldern und Höhlen? Seht, der Dänenkönig naht sich demüthig bittend und küßt Euch die Hand für die Gnade, welche Ihr ihm schenkt. Was? Ihr wollt nicht? dann seid Ihr ärger wie das Vieh und sollt enden wie dies. Rüdenwärter! Jagt die Koppel auf das freie Feld hinaus und laßt sie von Euern Rüden zu Tode hetzen!"

Das ist geschehen im Angesicht eines Königs und seiner Deutschen Feldhauptleute mit Deutschen Männern. Und über ihre Leichen hinweg schritt das Dänische Heer, immer tiefer in die Deutschen Gränzmarken hinein.

Aber an der Eider regte es sich. Wilde Rache im Herzen hielt hoch zu Roß Herr Heinrich von Schwerin und musterte die stattlichen Rotten, die sich gesammelt hatten von allen Enden und Ecken voll markiger Kraft und fröhlichem Hoffen. Das

alte Rendsburger Schloß lag in seinem Rücken und vor ihm strömte die Eider.

„Sie sollen nicht hinüber und nicht hinein!" sprach Herr Heinrich zu seinen Mannen und ritt den Strom hinauf, bis er zu dem Lager des Schauenburger's kam, der mit seinen treuen Nordelbingern ausgezogen war, um den Dänischen Löwen aufzujagen aus seinem Lager und sich ihm zum ritterlichen Kampfe zu stellen.

Aber das Glück hat seine Launen. Wem es günstig ist, Dem bleibt es oft lange Zeit gewogen. Hat es ihm aber einmal den Rücken gewandt, dann ist es schwer wiederzugewinnen. Das hatte der Dänenkönig überlei erfahren und zu seinem Unglück oft gesagt: fange ich Dein Brüderlein wieder, will ich es schon fester halten, damit es mir nicht abermals entwische. Dieser Worte war er eingedenk, als er die Eider erreichte und mit mächtigem Stoße den Schauenburger hierhin warf und den Schweriner dorthin. Sie schlugen wild aufeinander manche Stunde lang, und mancher edle Mann versank in den Strom, oder wurde von den Hufen der Rosse zertreten. Aber das Glück war nicht mit den Deut-

schen und ihre Schaaren flogen nach allen Seiten hin auseinander.

Laut jauchzten die Dänen auf, denn das Feld war ihre und die Thore von Rendsburg thaten sich weit auf, um den Sieger zu empfangen. Die Thurmglocken von St. Laurentius tönten mit hellerem Klange, als Waldemar seinen Einzug in Itzehoe hielt und auf dem Rathhause zu Gerichte saß, in derselben Halle, wo Adolf und der Bremer Erzbischof so fröhliche Weihnachten mitsammen gehalten. Ueberall wehte der Danebrog. Ueberall ragten die Dänischen Grafenbanner stromauf und stromab. Die Schwerdter waren noch bloß, die Bogensehnen straff gespannt. Im vollen Siegesrausche wollte der Däne weiter vordringen, tief hinein in das von entmuthigten Männern aufgegebene Deutsche Land. Da erschien ein Streiter, mächtiger als Alle, angethan mit unbezwinglicher Wehr. Er streckte gebietend den Arm aus und alles Leben war erstarrt. Der Winter legte fußdicke Schneedecken über die weiten Ebenen und begrub darunter alles Lebende. Zufrieden mit der gemachten Beute, neue Pläne ersinnend für die künftige Jagd, zog sich der Dänische Leu in seine Höhle zurück.

Da regte sich's in den Herzen der Deutschen

Fürsten und zu einander sprachen sie: „Soll die alte Schmach aufs Neue beginnen und der Deutsche Erbfeind sich mit dem Blute der Unsrigen mästen? Muß es sein, daß wir uns beugen sollen, so wollen wir lieber Deutsches Regiment tragen. Wer ist unter uns hinreichend stark, das Ganze zu schützen und hochgesinnt genug, es nicht zu knechten? So sprachen die Fürsten mitsammen und vertrauten sich dem Erzbischofe von Bremen, der sich ihnen anschloß, und mit gutem Rathe zur Hand ging. Sie sandten auch Botschaft in die Städte. Hamburg, das sich mit seinem Golde die Freiheit von dem Orlamünder erkauft hatte, schlug freudig ein und trat mit Gut und Blut dem neuen Bündnisse bei. Herr Alexander von Soltwedel aber, der seit dem Maientage des verwichenen Jahres in Lübeck allmächtig war, reichte dem Fürstlichen Schauenburger die Hand und sagte: „So mir Gott helfe, und dieser guten Stadt gnädig sein soll, ich fühle die Wahrheit Alles dessen, was Ihr sagt und will Euch nicht abhold sein. Es ist endlich Zeit, daß Deutsche Fürsten und Städte zeigen, was sie werth sind und was sie können, ansonsten derlei Gesindel, wie es im heidnischen Esthland haust, über Nacht die See durchschneidet und uns

brandschatzet nach Herzenslust. Verhüte es Gott, daß es dahin mit uns kommen soll. Was Euch genehm ist, edler Herr und Euern Freunden, das ist uns in Lübeck recht. Darum schreibt getrost einen Fürstentag aus, der sich im Hornung dieses Jahres zwölf hundert und sieben und zwanzig in unserer Stadt versammele. Ich selbst will mich aufmachen und den Sachsenherzog dazu einladen, daß er unsern Berathungen beiwohne und uns beistehe mit seiner Macht. Er ist ein Mann voll Deutschen Sinnes und ritterlichen Muthes. Seine Hülfe wird nicht auf sich warten lassen."

So sprach Herr Alexander, und nachdem er weislich berathen mit seinem Bruder und andern edlen Herren aus dem Rathe und von den Geschlechtern, was die Stadt zu thun habe, um den Fürstentag zu herbergen, brach er mit reisigem Gefolge auf und ritt die Elbe hinauf gen Wittenberg, allwo zur Zeit Herzog Albert von Sachsen seinen Hof hielt.

Herzog Albert war ein mächtiger, hochgesinnter Herr. Voll Eifer, seine Macht und sein Ansehen zu mehren, wachte er eifersüchtig darüber und duldete nicht, daß ein dritter sie ansehe, gleichviel ob

mit scheelem Auge, oder mit günstigem. Aber er hatte kein Herz von Marmelstein und sein Purpur war kein Blutmantel, sondern deckte eine edle, von Fürstlicher Großmuth überschwellende Brust. Und Wer sich ihm nahte in Ehrfurcht, mit geziemender Rede ihn anrufend, Dem war er ein leutseliger Helfer. So empfing er auch den lübischen Bürgermeister mit freundlichem Worte, denn er kannte Diesen und hielt große Stücke auf ihn. War überhaupt den Lübeckern hold, sintemal er wohl wußte, daß ein Fürst nichts Besseres begehren kann, als wenn sich an seinen Küsten und Strömen mächtige Städte erheben, die mit allem Volke, das jenseits der Meere wohnt, Verkehr treiben, sintemal der Handel das frische warme Blut ist, das durch die Adern des Landes kreist; und wo das Blut in's Stocken geräth, da schwindet das heitere Leben und der zerstörte Körper geht allmählich in Fäulniß über.

Herr Alexander ließ sich nicht beirren von dem Geflüster der Höflinge, noch von dem ermahnenden Sermon des Herzoglichen Kanzlers, die sich, ehe er zu dem Herrn hineinging, seiner bemächtigten, um zu erforschen, um welcher Zwecke willen er hierher

komme, und ihn zu lehren, wie er sich dabei zu benehmen habe, damit sein Gesuch eine günstige Aufnahme finde. Sie thaten es aber nur, um ihren eignen Vortheil zu wahren. Das wußte Herr Alexander wohl und darum entgegnete er scherzend: „Liebe Herren, bekümmert Euch nicht um Eures Nachbars Hühner, sondern seid zufrieden, wenn die Eurigen Eier legen vollauf. Was ich mit dem Herzoge zu verhandeln habe, ist Ihm selber noch ein Geheimniß. Er soll es aber von mir erfahren und darum sage ich es nicht Euch.“

Alexander von Soltwedel sagte dem Herzoge Alles, was er auf dem Herzen hatte, und weil er es offen und ehrlich meinte, fand das gute Wort eine gute Statt. Der Herzog hörte genau auf Alles, was der Bürgermeister ihm Namens der Nordelbingischen und Meklenburgischen Lande, wie auch von wegen des Erzstiftes und der freien Städte sagte, und nachdem Beide mitsammen Alles erwogen hatten, schüttelte der Herzog die Hand des Gesandten und sprach:

„So ziehet denn fröhlich heim und bestellt mir Quartier in Euerm gastlichen Lübeck. Richtet es her, wie es sich für einen Fürsten ziemt, der ein

Werk leiten und vollbringen soll, wie das, so Ihr mir aufbürdet. Seid aber außer Sorgen um die Zehrkosten. Das ist mein Werk, dieweil ich nicht gewillt bin, Euch von einem Blutsauger zu erlösen, damit Ihr einem ärgern in die Hände fallet. Darauf aber bestehe ich, daß die Stadt während des Fürstentages gute Ordnung halte, damit nicht Gesindel sich einschleiche und Unruhe errege unter den Bürgern, oder die fürstlichen Diener gegeneinander aufhetze zu Raufereien. Duldet auch keine wüste Gelage und verderblichen Spiele, in deren Gefolge Mord und Todtschlag, Unzucht und Schande lauern, sondern laßt es ehrbar und sittsam zugehen in den Häusern der Handwerker, wie in denen der Geschlechter. Daß mein Hofhalt Euch mit gutem Beispiele voran gehe, dafür bürge ich Euch. Verlange aber solches von Allen ohne Ansehen der Person, und bin gewillt, den Blutbann in meine Hand zu nehmen. Gute Heimkehr nach Lübeck, Herr Bürgermeister."

Das war zu Anfang des Hornung. Das Eis in der Trave war mehrere Fuß dick und vom Priwall aus erblickte man, so weit das Auge reichte, statt der offnen See ein blankes Eisfeld. Die Waldbäume beugten sich fast unter der Last des gefrornen Schnee's.

Die Wege waren ellenhoch damit bedeckt und zur Abendzeit schwärmte das wilde Gethier bis an die Wohnungen der Menschen, ja in dieselben hinein, denn es vermochte in der starren Einöde nichts für seinen wüthenden Hunger zu finden. Da war glücklich zu preisen, Wer sich in seiner Behausung zum wärmenden Feuer niedersetzen konnte, und Wer es gekonnt, Dem hätte man zugetraut, daß er es nimmer freiwillig verlassen werde. Aber so geschah es mit nichten, sondern die Straßen waren mit Menschen und Saumrossen je mehr bedeckt, als man der Stadt Lübeck näher kam. Die Kunde von dem nahe bevorstehenden Fürstentage war weit und breit erschollen, die Fürsten und Herren, geistliche und weltliche, rüsteten sich allbereits, und Wer irgend etwas hoffte, oder erstrebte, Gutes oder Böses, der machte sich auf den Weg und zeigte große Eile, um das ersehnte Ziel zu erreichen je eher, je lieber.

Trat er aber in die Stadt selbst, war er auf einem offnen Jahrmarkt. Alles eilte in geschäftiger Hast an einander vorüber. Waaren und Geräthe aller Art wurden unablässig von einer Straße in die andere gebracht; es erhoben sich Zelte, um ein flüchtig Obdach für das zu finden, was nicht gleich

sicher unterzubringen war. Dazwischen fuhren einige Leute Fässer auf, daraus zapften sie für die Vorübereilenden einen Trunk guten Biers, oder es siedete heißer Meth in den Kesseln, um die erstarrten Glieder wieder aufzuthauen. Wo aber ein solches Faß aufgeschrotet worden, da lungerten immer einige Nichtsthuer, die andern fleißigen Leuten ein Bein stellten, oder ihnen sonst einen Possen thaten, um für sich im Trüben zu fischen.

Zwei ehrsame Gewerksmeister, die sich eben aus dem Gröbsten aufrafften zu einigem Wohlstand, hatten ein gutes Tagewerk hinter sich. Sie stärkten sich Beide aus einem Kruge, den sie gemeinschaftlich erstanden. Nahte sich ihnen ein Dritter, ein abgefeimter Gesell mit listigen Augen und begehrte mit zu trinken. Sie wiesen ihn barsch ab und er schlich trübselig beiseite. Als aber die beiden Gewerker wieder einen guten Zug gethan und vertraulich mitsammen schwatzten, schlich der schlaue Gesell ohne daß sie es merkten, ihnen näher und machte sich hinter ihrem Rücken allerlei zu schaffen. Dann aber sprang er weit von ihnen weg und schrie ihnen zu, so laut er konnte: „Ein toller Wolf ist in die Stadt gebrochen, und fällt männiglich an. Darum,

Wem es gegeben ist, der laufe, was er kann, um allem Unheil zu entgehen!“ Als die beiden Gewerker das hörten, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als sich auf die Beine zu machen. Kaum aber hatten sie sich gewendet, der Eine nach hier, der Andere nach dort, als sie stolperten und sich gegenseitig zu Boden rissen. Da schalten sie tüchtig, denn Jeder hielt dafür, sein Freund habe ihm einen Nackenstoß gegeben. Es war dem aber nicht so, sondern der arge Gesell hatte ihre Wämmser unbemerkt zusammengepflockt. Er that aber nicht, als wisse er etwas, sondern rieb sich eine Weile vergnügt die Hände, als Jene sich eifernd im Schnee wälzten und sich von den Umstehenden nicht beistehen lassen, sondern selbst aufraffen wollten, dann aber erspähte der Schalk eine Schaarwacht; die des Weges kam. Schnell eilte er dieser entgegen und schrie mit kläglichem Gesichte: „Kommt schnell, liebe Herren, wenn Ihr ein großes Unglück verhüten wollt.“ Als die Schaarwächter solches vernahmen, liefen sie herzu, schlugen mit ihren Hellebarden auf die sich am Boden Wälzenden ein und riefen ihnen zu, sogleich von einander abzulassen. Die Männer wiesen sich sehr kläglich und thaten, wie ihnen befohlen, denn

von dem langen Wälzen war das gute Tuch an den Wämmsern gerissen, der Pflock weit hin geflogen und Keiner von Beiden begriff, wie sie zu einem solchen Unglück hätten kommen können. Die Schaarwächter hörten auf ihre Vertheidigung nicht, sondern stießen sie vor sich her, um sie im Gefängniß abzuliefern, wo die eigentliche Strafe wegen offnen Straßenunfugs ihrer harrte. Bis dahin hatte der schlaue Gesell sich ruhig gehalten, dann aber mit einem Gefährten rasch einige Worte gewechselt, worauf sie wieder auseinander gingen und Jeder sich einem besonderen Volkshaufen zuwandte.

„'s ist himmelschreiend, wohin es mit dieser Stadt kommen ist!“ sagte er mit kläglicher Stimme. „Kenne die Männer. Sind so ehrsame Leute, wie nur irgend welche auf ihren zwei Beinen herumlaufen. Haben in der Kälte allzu hastig den heißen Meth hineingetrunken und sind darüber zu Falle gekommen. Dafür haben diese Hunde von Schaarwächtern sie mit den Hellebarden gestoßen und wollen sie noch obenein in's Loch werfen. Es ist himmelschreiend, sage ich!“

„Wißt Ihr's gewiß?“

„Ob ich es weiß! Gehe ja bei den Leuten

aus und ein und habe nichts als Gutes von ihnen gehört."

„Und Denen geschieht solche Gewaltthat?"

„Wird noch viel Aergeres geschehen, guter Mann. Laßt Ihr nur den Soltwedler weiter wirthschaften. Der hat's an der Leine. Aber geschieht uns ganz recht."

„Was ist das? Sagtet Ihr nicht selbst, es sei himmelschreiend? Und nun sagt Ihr, es sei recht."

„Weil wir's leiden! Wer sich unverdient schlagen läßt, ohne sich zu wehren, Dem gehört's nicht besser. Heute sind's jene Beiden. Morgen kommt's an Euch, Nachbar."

„An mich? Wäre der Teufel!"

„Vielleicht gar schon über Nacht. Wer kann das so genau wissen. Wir müssen vorbeugen."

„Wollen's. Sagt nur, Wie?"

„Müssen uns auf die Hinterbeine setzen. Haben Jene die beiden Männer eingefangen, wollen wir sie wieder frei machen. Wenn sie Ernst sehen, und daß der Bürger sich nicht geduldig mit Füßen treten läßt, sondern sich zur Wehre setzt, kriegen sie Furcht und geben klein bei. Nun, sollen wir daran?"

„Ja! Ja! Nieder mit den Schaarwächtern!

Schlagt ihnen ihre Hellebarden auf ihren eignen Schädeln entzwei! Darauf, Leute! Darauf!"

„Darauf! Darauf!"

Unterdessen hatte der zweite Gesell den Volkshaufen ermahnt, die Schaarwacht ruhig gewähren zu lassen. Sie thue nur ihre Pflicht, denn er wisse, daß jene beiden Gewerker ein Paar unnütze Kerle wären, die nichts als eitel Lärmen und Zank anstifteten und jeden Tag eine Prügelei haben müßten. Sie wären nicht allein, sondern hätten einen großen Anhang, der ihnen zur rechten Zeit beispränge, und jetzt auch sie zu befreien suchen werde. Das aber dürfe ein ordentlicher Bürger nicht leiden, sondern er müsse nach dem Rechten sehen und darnach trachten, daß das Gesetz nicht beschimpft werde.

Dazu waren Alle bereit und warteten nur, bis eine Gelegenheit sich darböte.

Die blieb nicht lange aus, denn von drüben kam es her, den Klingberg herab mit großem Geschrei, und ein Mann mit hochgeschwungener Art rief den Schaarwächtern zu, sie sollten sogleich die beiden Männer los und ledig lassen, ansonst er ihnen zeigen wolle, daß er eben so gut Menschenschädel zu

spalten verstehe, als Holzscheite, und das Erste noch besser als das Letzte.

Die Wacht setzte sich zur Wehre; doch hätte sie ihre Beute fahren lassen müssen, denn die Uebermacht war allzu groß. Da rief es von der andern Seite herüber: „Fürchtet Euch nicht! Wir stehen Euch bei! Geht aus dem Wege, Ihr jammervolles Volk, die Ihr solchen Spitzbuben beistehen wollt, oder Ihr sollt's kriegen aus Pfeffer und Salz!“

Nun stürzten die beiden Haufen auf einander los und schlugen sich wüthend mit Knitteln, Aexten und andern Werkzeugen. Ihre Führer aber fochten nicht mit, sondern suchten sich anderweitig zu ergötzen, indem sie den erhitzten Bürgern die Gürteltaschen abschnitten und sonstige Griffe dahin thaten, wo sie etwas zu finden hofften.

Wilder ward der Lärmen. Verwundete fielen blutbespritzt zu Boden. Gleichgültig über sie hinweg stürzte der sinnlose Haufe. Blindlings raseten sie in den Tag hinein. Es wußte kaum Einer noch, für Was und auf Wen er so wüthend losschlug.

Da sprengte eine berittene Söldnerschaar die Straße entlang, an ihrer Spitze Herr Johann von Soltwedel, des Bürgermeisters ehrenfester Bruder,

der gar ritterlich war in allen Dingen. Er umzingelte den wirren Haufen, welchen er zusammendrängte, und schwur, sie Alle niederzuhauen, wenn sie nicht augenblicklich jegliche Wehr von sich würfen. Das thaten sie, und zur selben Zeit fühlte Einer, daß eine fremde Hand seinen Gürtel betaste. Er ergriff sie, und sah den Gesellen, der sie vorhin so muthig zum Kampfe anfeuerte: „Darum also brachtest Du uns aneinander, um nach Deinem Gelüsten stehlen zu können? Warte, Du Hund! Das soll Dir schlecht bekommen. Ach, Herr Johann! Hört mich, um Christi Wunden willen, denn ich habe Euch etwas Wichtiges zu verkünden."

Als der Dieb sah, daß er der Schlinge nicht fürder entgehen konnte, war er trotzig und sagte: „Hängt mich meinetwegen, so hoch Ihr wollt. Mein Galgen wird doch niedriger sein, als der Mann steht, welcher mich hierher sandte, um Euch Solches zu thun. Er wird meinen Tod schon wett machen, denn er hat ohnedies einen Zahn auf die Stadt."

Als dies die Bürger hörten, wurden sie zaghaft. War doch schon so manches Unheil über die Stadt gekommen, das sie schwer traf. Sie begannen ein neues zu fürchten und riefen Herrn Johann zu, er

möge doch nur den Kerl ledig lassen. Aber der wackere Herr sagte mit lauter Stimme:

„Gesindel duldet der Rath innerhalb der Stadt und deren Gebiete zu keiner Zeit. Am wenigsten aber in solchen Tagen, wo vornehme Gäste uns beehren und ein wichtiges Werk gefördert werden soll, das über unsere Zukunft entscheidet. Blindes, bethörtes Volk! Siehst Du denn nicht, daß dies Alles Fallen sind, die Dein Erbfeind, der Däne, Dir legt, um Dich zu fangen wie 'ne Ratte?"

„Der Däne? Um Gott, Herr Johann! Es werden doch keine Dänische Zeiten wiederkommen?"

„Haben ja erst das Unheil überstanden, Dank sei Eurem Bruder!"

„Ihr seid nicht werth, was man für Euch thut!" eiferte Herr Johann. „Scheert Euch nach Hause und seht in Euren Werkstätten nach dem Rechten; das ist besser, als auf den Gassen Maulaffen feil haben und auf derlei Gesindel zu horchen. Fort mit dem Kerl und legt ihm eiserne Kniebänder an, die werden seinen Trotz schon brechen."

Die Bürger flogen auseinander und allmählich begann es in diesem Stadttheil sich zu beruhigen, als das helle Schmettern der Trompeten die Massen

wieder zusammen trieb. Vom Holstenthore her kam der Schall und dorthin wälzte sich das Volk um zu schauen, was es gäbe.

Ein stattliches Fähnlein wohlberittener Lanzenknechte, Paukenschläger und Zinkenbläser an der Spitze, kam des Weges daher, und hintendrein ein Wagentroß, darauf nicht nur mancherlei Heergeräth, sondern viel hundert andere Dinge, die zu dem Hofhalt eines edlen Herrn gehören, der sich zeigen will vor den Leuten. Das war der Troß des Grafen Adolf von Holstein, der erste, welcher von den eingeladenen Fürsten auf dem lübecker Herrentage erschien. Und als der edle Graf das Weichbild der Stadt betrat; als der Bürgermeister ihn geziemend begrüßte und ihm den Ehrenwein kredenzte, fingen die Glocken an zu läuten und die Stadtpfeifer fielen mit lautem Spiele ein. Darauf stieg Graf Adolf vom Pferde, gab Herrn Alexander die Hand und ging mit ihm durch die fröhliche Menge dem Hause des Bürgermeisters zu, allwo er seine Herberge nahm.

Und kaum war der Holsteiner hier angelangt, als die Stadtpfeifer abermals vollauf zu thun bekamen und die Glockenstränge aufs Neue angezogen wurden, sintemal die mecklenburgischen Herren, den

Grafen Heinrich an der Spitze, ihren Einzug hielten, wobei denn des Begrüßens und Jubelns kein Ende war. Und so ging es morgen, wie heute. Es kam Gast auf Gast, mit kleinerem oder größerem Gefolge, mit mehr oder minder Prunk; zuletzt der Erzbischof von Bremen, Herr Gerhard, mit vielen frommen geistlichen und stattlichen weltlichen Herren, darunter Herr Wulf von Borsfleth, der ihm von wegen der Dame Gertrud von Aurich gesippt war, und dem greisen Ohm mächtig anlag, er möge doch endlich den Bann aufheben, der ihn so schwer drücke, und ihm gestatten, mit seinem ihm angetrauten Weibe zusammen zu leben, wie solches unter christlichen Eheleuten ziemlich. Aber Herr Gerhard konnte es nimmer vergessen, wie beharrlich Gertrud seine Freundschaft zurückgewiesen und sich an einen bartlosen Buben weggeworfen hatte. Darum blieb er taub bei allem Flehen und ließ die Dame nicht aus seinen Augen, so daß sie ihn überall hin und selbst auf dieser Tagefahrt nach Lübeck begleiten mußte. Das sah Jeder, der den Herrn Erzbischof anschaute und zugleich das halbverhüllte Wägelein gewahrte, worin die Dame von Aurich sammt ihrem Hoffräulein saß. Des folgenden Tages, als der letzte der geladenen Her=

ren erschienen war, verkündete ein feierlich Geläute den Herzog Albert von Sachsen, der als ein wahrhafter Reichsfürst mit allem Glanze erschien, der ihm als solchen gebührte. Die Herren von Holstein und von Mecklenburg waren ihm eine Wegstrecke entgegen geritten und vergrößerten sammt den Ihrigen das fürstliche Comitat. Der ganze Rath wartete vor dem Thor und reichte dem Herzoge die Schlüssel der Stadt, die dieser sofort ergriff und mit ihnen zugleich eignete er sich den Blutbann über die Stadt an, den er verhängen durfte über Wen er immer wollte, so lange er in dieser Stadt heimsete. Darauf, als er seine Wohnung genommen im Stadthause, drängte Hoch und Geringe herbei, um den mächtigen Sachsenherzog zu erschauen, der geschworen hatte, aller Dänischen Herrschaft auf Deutschem Boden ein Ende zu machen für alle Zeiten. Er war gar leutselig gegen Jedermann, nicht blos gegen die ritterbürtigen, schloßgesessenen Herren, sondern auch gegen die Geringeren unter den Bürgern, die vertrauensvoll zu ihm kamen, ihres Herzens Gebresten sich vor ihm zu entladen. Und war Keiner, der in seine Behausung zurückkehrte, der nicht seinem Weibe sagte: „Ei, welch ein frommer gottgefälliger

Herr ist Seine herzogliche Gnaden. Der wird nimmer dulden, daß aller Grausamkeit Thor und Thür geöffnet werde, sondern er wird sie niederhalten mit starker Hand. Darum haben wir ihm auch frohen Herzens unsern Beistand zugesagt und er kann auf uns rechnen in guten und bösen Tagen."

Darüber kam der funfzehnte des Monats Hornung heran und ganz Lübeck hatte sich festlich geschmückt, soviel solches bei der schweren Winterkälte möglich. Schon bei dem ersten Morgendämmer klinkten die Hausthüren auf und die halbverschlafenen Gesichter schauten neugierig aus. Mit den Minuten nahm die Menge zu, und um die neunte Stunde stand Mann an Mann, um den Festzug zu schauen, der alle fürstlichen Herren zum Rathsaale geleiten sollte. Aber alles Volk war gedrillt, denn auf des Herzogs Wunsch begab sich Jeder einzeln und in aller Stille an den Versammlungsort, und längst waren Alle gehörig versammelt, als die Leute noch immer gafften, und nicht begreifen konnten, warum sich die Herren so sehr verspäteten. Als sie endlich dahinter kamen, wurden sie sehr zornig und haben es dem Herzog lange nachgetragen. Er hätte

ihnen können eine harte Steuer auflegen; sie würden sie seufzend bezahlt und dann verschmerzt haben. Aber daß er ihnen einen Festzug vorenthielt, auf den sie so lange mit Sehnsucht gewartet, konnten sie nimmer vergessen.

Die fürstlichen Herren standen im Rathssaal und sprachen leise mitsammen über die bösen Zeitläufte und wie man dem drohenden Unheil einen Damm entgegen setze, den es nicht zu durchbrechen vermöge. Da trat der Herold in den Saal und meldete mit lauter Stimme die Ankunft des Herzogs Albert von Sachsen. Alle schaarten sich zusammen und bildeten einen weiten Kreis. Trat darauf der Erzbischof Gerhard, den Herzog an der Hand, zu ihnen und sagte: „Dies, liebe Herren und Freunde, ist Seine Gnaden der Herr Herzog Albert von Sachsen Liebden, auf dessen starke Schultern wir getrost legen wollen, was uns bekümmert.“

Da schwenkten Alle ihre Hüte und Sammtbarette und riefen mit lauter Stimme: „Es lebe der Herr Herzog Albert! Lange lebe Er zu unserm Heil und Deutschlands Ehre!“

Der Herzog verneigte sich leicht, bestieg dann den mit Purpur bedeckten herzoglichen Stuhl und

hieß die fürstlichen Herrn willkommen, dankte ihnen auch, daß sie die gemeinsame Noth wohl bedenkend, sich nicht säumig hätten finden lassen. Hierauf bat er Seine Erzbischöfliche Gnaden, zuvörderst ein brünstig Gebet zu sprechen, sodann aber für diesen Tag das hochwichtige Amt eines Kanzlers zu übernehmen. Dazu ließ sich Seine Würden bereit finden und begann alsbald ein heiliges Gebet, worauf er die Herren sammt und sonders segnete und sie ermahnte, ausgerüstet mit Gottes Kraft das Werk zu beginnen.

„So mir Gott helfe!" sprach Herzog Albert und gelobte Alles hinaus zu führen, wie er es verheißen. Vorerst aber müsse ihm Wort gehalten und ihm gehuldigt werden, damit er ein rechter Herr sei und als ein solcher befehlen könne. Solcher Unterwürfigkeit sei er zur Stunde gewärtig.

Da erhob sich Graf Adolf von Schauenburg für die nordelbingischen Lande, ging mit entblößtem Haupte zu dem Herrn Herzog, und sagte, sich ehrfürchtig verneigend:

„Ich, Adolf, Graf von Schauenburg, der Vierte meines Namens, erkenne hiermit vor Gott und dieser Versammlung und in meiner Würde als Herr

der nordelbingischen Lande, namentlich der darin belegenen holstischen und stormarischen Districte, den Herrn Albert von Sachsen, Herzogliche Gnaden, als meinen obersten Lehnsherrn an, und erkläre mich bereit, die obgemeldeten Lande von ihm als Lehen zu empfangen, falls er mich für würdig hält, mir solche zu ertheilen."

Es war so still im Saal, als diese Worte gesprochen wurden, daß man eine Fliege hätte mögen summen hören. Aller Augen hingen nun an dem Herzog, der dem Grafen näher zu treten winkte und die alte Sachsenfahne ergriff, die der Marschalk ihm reichte.

Graf Adolf knieete an der untersten Stufe des Herzoglichen Stuhles und Albert schwenkte die Fahne drei Mal über ihm, dazu sprechend:

„So belehne ich Euch, Adolf von Schauenburg, kraft meiner Oberlehns-Herrlichkeit mit den nordelbingischen Landen, und seid Ihr der rechtmäßige Gebieter derselben, unbeschadet der mir als höchstem Lehnsherrn gebührenden Rechte. Steht auf als Herr zu Holstein-Stormarn, mein lieber Vetter."

Adolf von Schauenburg ging an seinen Platz und es erhob sich nun Herr Heinrich von Meklen-

burg und sagte, sich vor dem Herzoglichen Lehns-
herrn tief neigend:

„Ich, Heinrich, Graf von Schwerin, erkenne hiermit vor Gott und dieser Versammlung und in meiner Würde als Herr der gesammten mecklenburgischen Lande, den Herrn Albert von Sachsen, Herzogliche Gnaden als meinen obersten Lehnsherrn an und erkläre mich bereit, die obbemeldeten Lande als Lehen von ihm zu empfangen, falls er mich für würdig hält, mir solche zu ertheilen."

Abermals winkte der Herzog und empfing zum zweiten Male die Fahne aus der Hand seines Marschalks, die er drei Mal über dem knieenden Grafen schwenkte:

„So belehne ich Euch, Heinrich von Schwerin, kraft meiner Oberlehens-Herrlichkeit mit den mecklenburgischen Landen und seid Ihr der rechtmäßige Gebieter derselben, unbeschadet der mir als höchstem Lehnsherrn gebührenden Rechte. Steht auf als Herr zu Mecklenburg, mein lieber Vetter."

So geschah es. Und nach ihm traten alle andern Herren und Ritter vor, die zum Fürstentage gekommen und empfingen ihre Burgen und Güter von dem Sachsenherzoge zu Lehen. Darauf übergaben

in Gemeinschaft die Grafen von Holstein und Mecklenburg dem Herzoge die Grafschaft Ratzeburg als ein Faustpfand, womit dann die fürstliche Belehnung geschlossen war.

Nun erschien aber, an der Spitze des Lübeck'schen Rathes, Herr Alexander von Soltwedel und sagte nach einer festlichen Begrüßung:

„Empfanget in Hulden den Gruß unserer Stadt, Herr Herzog, und vergönnt uns, daß wir sie mit Allem was ihr gehört und innerhalb ihrer Mauern athmet, was kreucht und fleucht in ihren Wäldern, und schwimmt auf ihren Strömen, unter Euern oberherrlichen Schutz stellen. Wollt uns, um Gott und unser lieben Frauen willen, dies gewähren."

„Ei, mein lieber Bürgermeister", sagte der Herzog fröhlich. „Mit Freuden nehmen wir solche Gabe aus Eurer Hand, verhoffend, daß sie nicht blos mit Worten abgemacht sei."

„Mitnichten, Herr Herzog. Gebietet, und Ihr werdet sehen, daß manch' lübecker Kind unter dem Banner der Stadt sich Euch zur Heeresfolge stellen wird."

„Ein Gleiches habe ich von Euch zu erbitten und Euch zu geloben, durchlauchtigster Herr", sagte

der Hamburgische Rathmann, Herr Eberhard Jordamus mit lauter Stimme. „Und da eine edle Bürgerschaft wohl weiß, wie bei einem herannahenden Kriege dem Feldhauptmann so Vieles hindernd in den Weg tritt, was er nicht allein hinwegzuräumen vermag, so bieten wir dazu dienstwillig die Hand und bringen eine Summe von zwei hundert Mark löthigen Silbers, um Euch und unsern Brüdern dadurch die Last zu erleichtern, soviel das in unsern Kräften steht."

Solches däuchte dem hohen Herrn gar freundlich und er sagte huldvoll:

„Mit vielem Danke nehmen wir das uns von der Stadt gemachte Erbieten an, sintemal der Sorgen gar manche auf uns lasten und wir nicht Alles aus eigner Kraft zu heben vermögen. Und damit jedermänniglich zur Stelle bethätigen möge, daß die Worte, so hier gesprochen, nicht aus Liebedienerei gesagt, sondern ehrlich und rechtschaffen gemeint sind, zeigen wir Euch hiermit an, daß unser Heer kampfgerüstet bereit steht und jetzt auf unsern Befehl die Elbe überschreiten wird. Wir entbieten Euch sämmtlich, Grafen, Ritter und Städte, zur ungesäumten Heeresfolge und soll der allge-

meine Sammelplatz sein am großen Ratzeburger See, auf der langen Haidestrecke zunächst dem Dorfe Möln, wo unlängst erst so viel Deutsches Blut zur Gloria des Vaterlandes vergossen wurde. Somit, liebe Herren und Deutsche Männer, haben wir unser Thun redlich vollbracht, soweit solches mit Worten vollbracht werden kann, und können nun unsere Versammlung schließen, sobald Seine Erzbischöfliche Gnaden sein Kanzleramt beendet und mit seinem kräftigen Gebet unserm Werke die Weihe verliehen hat."

Und als dies Alles geschehen war, verließ der Herzog den purpurgeschmückten Sessel und sprach gar leutselig mit jedem Einzelnen, bis sein Truchseß erschien und ihm einen Wink gab, worauf er mit lauter Stimme sagte:

„Der erste Angriff, zu welchem ich Euch führe, ist ein fröhlicher, denn der Truchseß verkündet mir, daß das Mahl unser harrt. Folgt mir, Ihr Herren zum Bankett, und trinkt mit mir auf fröhliches Gedeihen."

Damit schritt der Herzog Allen voran und stieg hinab zum Bankettsaal, aus welchem ihnen heller Trompetenklang entgegen schmetterte.

Dänisch Regiment.

ussah! Wie das lustig trompetet am Wald entlang, der sich zieht längs den Höhen der Geest und im weiten Bogen hinabfällt in die tief liegenden Hammen. Ist eine Dänische Reiterschaar, die einen Trupp Landvolk vor sich hertreibt, zusammen geholt aus einzelnen Toften und Hütten des Landes Ditmarschen. Die Arme sind ihnen auf den Rücken gebunden, damit sie sich nicht zur Wehre setzen, sondern die Mißhandlungen ihrer Peiniger geduldig tragen sollen. Aber wenn sie auch nicht die Faust drohend erheben und sie auf den Schädel ihres Erbfeindes nieder fallen lassen können, so glüht doch ein unheimlich Feuer in ihren Augen, — die ersten glimmenden Funken einer künftigen, alles verzehrenden Feuersbrunst.

Zwei Männer gingen schweigend nebeneinander. Auf ihren Nacken ruhte die Last der Jahre. Ihre Kniee wankten und wehmüthig schauten sie sich an, daß Keiner den Andern zu unterstützen vermochte. Sie waren von Kindesbeinen an Leidgenossen, denn keine Freudensonne hatte ihren Pfad beschienen, und langes Siechthum das Mark ihrer Knochen verzehrt.

„Bruder,“ sagte der Eine leise. „Mir flimmert's vor den Augen und ich kann nichts mehr recht erkennen. Was ist das Dunkle da vor uns?“

„Ist Albersdorf, Bruder.“

„Albersdorf! Recht. In Albersdorf war es, wo wir als rasche Jungkerle im Dienst standen bei Reimer Vierth, der ein stattlich Gehöft hatte und eine noch stattlichere Tochter, die Anne....“

„Anne Vierth!“ sagte der Andere und ein Seufzer drang aus seiner Brust. „Solltest nicht sprechen von derlei Dingen, Bruder.“

„Ja, ja! Ich weiß schon. Hieltest große Stücke auf die Dirne und hättest sie gerne zum Weibe gehabt. Das merkte der Alte und schickte uns heim. Haben seit jenem Tage keinen Fuß wieder nach Albersdorf gesetzt. Du konntest es nicht, Bruder, und ich habe Dich nimmer verlassen.“

„Bist ein treues Blut. Wenn ich aber an dem Gehöft des alten Reimer Vierth vorüber muß...“

„Laß doch. Der alte Griesgram ist längst in der Erde verfault, und die Anne, wenn sie noch lebt, wackelt mit dem Kopfe, wie wir. Habe 'mal gehört, daß sie einen Taugenichts zum Manne gekriegt und keine Freudentage gehabt hat. Sonst sah der Alte hochmüthig auf uns herab, jetzt treten wir vielleicht seine Knochen mit unsern Füßen. Aber, — was machst Du für'n Gesicht? Bruder!“

„Ich kann nicht mehr! — Hilf Gott! Ich falle um!“

„Bruder! Bruder!“ rief der Andere in voller Angst. Er zerrte an den Stricken, die seine Arme hielten, aber umsonst. Laut aufschreiend sah er den Bruder sinken und fiel neben ihm in die Kniee.

Da kam einer der Frohnknechte herbei und riß den Knieenden empor:

„Will der Donnerskerl wohl weiter? Ich werde meinen Stock auf Deinem Rücken zerschlagen, wenn Du noch länger zögerst, Du knickbeiniger Hund! Und Du? Ist's jetzt Zeit zu schlafen? Auf, Du Tagedieb!“

Er stieß den zu Boden gefallenen Mann mit dem

Fuße. Dieser regte sich nicht. Sein Bruder schrie laut auf:

„Er ist todt. Euere Mißhandlungen und der Name Albersdorf haben ihn getödtet. Ich will bei ihm bleiben. Thut, was Ihr wollt! Ich lasse nicht von ihm."

Der Alte warf sich über den Leib des todten Bruders.

Der Frohnknecht stieß einen gotteslästerlichen Fluch aus und hob seinen gewichtigen Knittel, als einer seiner Gefährten herbei eilte:

„Sachte an, läßt der Voigt sagen. Sollen hier Halt machen. Noch vor dem Dorfe."

„Vor dem Dorfe? Warum?"

„Soll sich das Bauernvolk drinnen zusammen gerottet haben. Es will nicht leiden, daß wir die Kerle weiter führen."

„Nicht leiden? Hm! Wollen sie etwa die Steuern bezahlen, um deretwillen sie uns verfallen sind? Wer dem Könige nicht zahlt, was er ihm schuldig, der muß zur Frohnde gehen. Das Pack soll am Danewerk bauen. Statt dessen legt es sich auf die Erde und stirbt. Ist widerhariges Gesindel.

Und die wollen's nicht leiden? Nun, sie sollen sich nur unterstehen und kommen."

„Schweige still, Du Unband. Sind uns an Zahl weit überlegen und gut bewaffnet. Willst Dich todtschlagen lassen? Ist besser in Güte mit ihnen zu verhandeln."

„Wirst sehen, was dabei herauskommt. Da! Es wird schon unruhig im Haufen. Sie merken's, daß etwas im Werke ist. Und wir sollen die Hände in den Schooß legen?"

Es erhob sich ein Gemurmel in der Menge. Erst leise, kaum hörbar, dann immer lauter. Zuletzt wurde es ein wüstes Geschrei:

„Zum Wunderbaum! Zum Wunderbaum!"

Es war in den dichten Wäldern, die das Land von Ditmarschen bedeckten, nur ein solcher Baum wie er vor Albersdorf stand und den nannte das Volk den Wunderbaum. Er hatte fast fußlange Blätter, die wie ein Fächer gebildet waren, und seine langen Blüthen die glockenartig am Stiel hingen, ragten weißschimmernd in die Luft, wie die Kerzen auf dem Altar. In diesem Baume hausete der Geist des alten Königs Thietmar, dem dieses Land seinen Namen dankt, und Wer in der Noth und

Bedrängniß zu diesem Baume pilgerte, inbrünstig sich demüthigend im Gebet, dem wurde geholfen um seines Glaubens willen."

„Zum Wunderbaum! Zum Wunderbaum!" schrieen die Preßhaften und warfen sich in die Kniee. „Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen seid uns gnädig und barmherzig."

„So laßt das Volk zum Teufel nach dem Wunderbaum!" sagte der Voigt grollend. „Dürfen ohnehin nicht weiter, ehe wir nicht wissen, wie es im Dorfe steht. Laßt sie gewähren und habt nur Acht, daß sie kein unnützes Geschrei vollführen."

Der Wunderbaum stand hart am Wege. Eine Einfriedigung von roh aufgeschichteten Steinen schloß ihn von diesem ab. Durch selbe führte nur ein schmaler Eingang.

Die armen Fröhner drängten sich durch und blieben hart an der Mauer stehen, mit scheuer Ehrfurcht zu dem Wunderbaume aufblickend, dessen Blätter sich mit geheimnißvollem Rauschen bewegten. Alles horchte diesen geisterhaften Tönen, als ob sie dieselben verstanden.

Aber plötzlich wechselte die Scene. Der Strick, welcher die Arme eines der Gefangenen hielt, hatte

sich gelöst. Er fühlte sich seiner Bande ledig. Mit vor Freude leuchtenden Blicken schaute er zu dem Wunderbaum auf:

„Dank Thietmar!" sprach er vor sich hin und folgte dann den Eingebungen des ihm hülfreichen Gottes. Rasch lösete er die Bande seines Nachbars und flüsterte diesem zu, er möge einem Andern thun, wie ihm geschehen. In kurzer Zeit waren alle Fesseln gefallen. Ein lauter Jubel erschallte. Sie warfen die befreiten Arme in die Luft und eilten dem Baume zu, dessen riesigen Stamm sie umklammerten. Wer diesen nicht erreichen konnte, der warf sich zu Boden und spähte, wie er einen Höcker der emporstrebenden Wurzel erfasse, denn die heilige Sage kündete ihnen durch der Väter Mund, Wer im guten Glauben den Wunderbaum mit seiner Hand berühre, Dem werde großes Heil wiederfahren.

Erschreckt hatten die Frohnknechte gesehen, was vorging. Sie waren zu Wenige, um die Freigewordenen wieder zu binden. Diese rotteten sich zusammen und hoben drohend die Arme. Der Frohnvoigt sagte zu seinen Gesellen:

„Jener Bube sagt mir, daß die Bauern gleich hervorbrechen wollen. Da gilt's rasch sein. Lassen

wir das Gesindel bei seinem Wunderbaum und bringen uns selbst in Sicherheit.“

Sie gingen rasch vorwärts. Aber in dem Buschwerk am Wege ward es lebendig und mit furchtbaren Knitteln sprangen die Bauern hervor und umzingelten sie. Eine kurze, verzweiflungsvolle Gegenwehr, dann lagen Jene bezwungen zu ihren Füßen.

„Was nun mit dem Volke?“ fragte Einer.

„Du fragst? Wollen sie aufhängen an den nächsten Bäumen. Verdienen es nicht besser.“

„Ist zu gut für sie. Haben so viele arme ehrliche Leute geschoren Jahre lang und sollten mit so kurzer Pein davon kommen?“

„Hast Recht. Wollen sie todtprügeln. Werden sich wundern, wie das Futter schmeckt, das sie so lange an Andere ausgetheilt haben.“

„Ja! Ja! Prügelt sie todt!“

Die Frohnknechte flehten um Gnade. Ihre Worte verschlang das wilde Gelächter der Bauern. Darauf wurde es wieder still.

„Todtprügeln?“ sagte Einer. — „Gut. Aber nicht mit einem Male. Ist sonst zu schnell aus. Wollen lange unsere Freude daran haben und den Nutzen auch.“

„Was willst denn anstellen, Du kluger Hans?"

„Wißt Ihr nicht den Damm, der zur alten Hamme hinunterführt? Er hat gelitten von Wind und Wetter. Ist hohe Zeit, daß er gemacht wird. Sollen wir nicht lieber ihre Knochen daran setzen, als die unsern? Alle Morgen mit Prügel hinausgetrieben und alle Abend wieder heim, in der Zwischenzeit aber tüchtig dämmen. Das wird die Kerle zahm machen, und ist ein besserer Denkzettel für sie, als baumeln."

„Und wenn die Dänischen Plagegeister wiederkommen? Daran habt Ihr wohl nicht gedacht?"

„Dann ist's noch immer Zeit genug, diesen Hunden das Genick umzudrehen. Vorwärts mit ihnen auf den Damm tor Hamme!"

„Vorwärts! Vorwärts!"

Die Frohnknechte wurden fortgebracht und mußten selbst auslöffeln, was sie Andern eingebrockt hatten. Als aber die versprochenen Arbeiter nicht am Danewerk ankamen, als Kunde einlief, daß sie abgeschickt worden, und als es bekannt ward, was geschehen, da kam es wie ein Wetter über die Albersdorfer und die Dänen rächten mit Feuer und Schwerdt, was die Bauern verbrochen. Da blieb

keine Hütte unversehrt. Was darin hausete, wurde niedergehauen, oder in den Sumpf versenkt. Nicht Weib, noch Kind fand Erbarmen. Sie mußten als Opfer fallen.

Nur Einzelnen war es geglückt, zu entkommen. Sie flohen hinab in die tiefere Marsch. Von Toft zu Toft eilten sie fort und erzählten die grausame Unbill, die man zu Albersdorf über Schuldige und Unschuldige verhängt. Ueberall fanden sie Hülfe und Beistand. Der Däne hatte auch die Marschen erobert, aber nicht so festen Fuß darin gefaßt, wie auf der Geest. Er fürchtete den stolzen, muthigen Bauernschlag, diese kurzen, untersetzten Gestalten mit herkulischen Kräften und dem unbeugsamen Sinn. Es hatte noch kein Däne gewagt, sich an einen der Männer zu vergreifen. Sie brandschatzten nur im Lande umher und waren zufrieden, wenn ihre bodenlosen Säckel immer auf's Neue gefüllt wurden.

„Dulden wir das länger?" rief ein feuriger junger Mann, der mit einer Koppel noch ungezähmter Hengste des Weges gezogen kam und zufällig die traurige Kunde von dem Geschick der Albersdorfer vernahm. „Dächte Jeder, wie ich, der

Dänen-Wirthschaft sollte bald ein Ende werden im Lande."

„Das Dänenvolk lauert überall und da am meisten, wo man sie am wenigsten sucht," entgegnete ein ernster Mann. „Heben wir irgendwo eine Hand, strecken sich ihr zehn entgegen. Nicht jetzt ist es an der Zeit, unvernünftig loszubrechen."

„Aber auf uns schlagen, uns mit Füßen treten lassen, dazu ist vollauf Zeit!" rief der junge Feuerkopf aufbrausend. „Das ist ein feiges Gewäsch und steht einem Graubart wie Ihr schlecht an. Ihr solltet ein besser Beispiel geben."

„Junger Mensch!" sagte der Alte mit Würde — „Als Du noch hülflos in den Windeln lagst, habe ich die Deiche bauen helfen, die jetzt die See im Zaum halten, fester und sicherer, als Du Deine Hengste. Aus welchem Toft kommst Du, daß Du nicht weißt, die Jugend schweigt, wenn sie vor einem silbernen Lockenhaupte steht? Soll ich Dich Sitte lehren, und Dir sagen, wie Du Dich zu benehmen hast, wenn Du mit einem Landesgeschworenen sprichst?"

Der junge Mann warf den Kopf stolz in den Nacken und wollte mit raschem Worte erwidern;

aber er besann sich und sagte mit leichtem Erröthen:

„Verzeiht mir, Herr Steffen. Ich kenne Euch wohl und schäme mich meiner Uebereilung. Aber, kann es möglich sein, daß das Blut kalt und frostig bleiben soll, wie bei 'nem Fisch, wenn man solcherlei Unbilden vernimmt?"

„Nein, mein Sohn," sagte Herr Steffen fast weich. „Brennt es doch mir altem Mann wie Feuer in der Brust, da ist's natürlich, daß bei Dir die Flamme riesenhoch auflodert. Ich dämpfe sie auch nur um Deiner selbst willen. Wenn Du Dich verderbst durch unbedachtes Werk, so bringst Du nur Leid und Trübsal über Dein Gesippe; dem Vaterlande aber nützest Du nimmer. Gieb Deine Koppel ab, junger Mann, wir wollen in mein Haus gehen, wo gleichgesinnte Freunde auf mich warten. Du sollst an unserer Berathung Theil nehmen."

„Die That wäre mir lieber!" entgegnete Jener rasch und warf den herbeigerufenen Knechten die Leinen zu.

„Sie folgt dem Rathe!" sprach Herr Steffen, und beide Männer gingen selbander dem stattlichen Hause zu, das auf einer mächtigen Wurth am Rande

eines breiten Grabens lag, in welchem das Wasser pfeilschnell hinschoß.

„Der macht's wie Du," sagte Herr Steffen mit freundlichem Lächeln. „Ließe ich ihm seinen Willen, brauste er toll und blind über meine Lichtungen und richtete eitel Verderben an. Aber der Damm drüben hält ihn fest, und er muß nun laufen, wohin ich ihn haben will. Ich lasse ihn aber nur dahin fließen, wo er Segen bringt."

Sie waren auf der Schwelle des Hauses angelangt. Der Hausmann stand still, entblößte sein Haupt und reichte seinem jungen Gaste die Hand:

„Sei mir in meiner Behausung willkommen zu allem guten Werk, Wilken Bork!" sagte er mit voller Herzlichkeit.

„Dank Euch, Herr Steffen, und treues Gelöbniß, den Hausfrieden Euch zu wahren," entgegnete der junge Mann, die dargebotene Hand ergreifend.

Darauf gingen sie mitsammen vollends hinein und fanden die Andern, die zur traulichen Besprechung hierher gekommen waren.

Waren Mehrere darunter, die wollten, wie Wilken Bork, nur gleich darauf losstürmen und es sollte nichts geschont werden, was nur irgendwie zu den

Dänen gehörte. Aber die Klügern behielten die Oberhand. Und das war gut. Es hilft wenig, den Mächtigen zu überrumpeln und ihm einen Schlag beizubringen, der ihm wehe thut und ihn wohl gar zu Boden wirft. Er rappelt sich von dem unvorhergesehenen Sturze bald wieder auf und giebt's zwanzigfach wieder heim. Wenn das Elend auf's Höchste steigt, kann es dem Unterdrückten Keiner verdenken, daß er zur Nothwehr greift. Und wenn er dann unterliegt, mag ihn Jedermann bedauern. Aber ehe das geschieht, muß noch das Aeußerste versucht werden, und das sollte jetzt geschehen.

Herr Steffen ward nebst vier Andern, alles ehrsame Herrenleute, dazu ausersehen, die gerechten Klagen des Landes bei dem Königlichen Voigte anzubringen, und geziemend die Abhülfe des Nothstandes zu verlangen. Und damit es nicht heißen solle, die Alten hätten, um eitler Furcht willen, vor dem gestrengen Herren nicht mit der Sprache heraus gewollt, gesellten sie sich den jungen Wilken Bork zu, damit er Zeuge sei dessen, was die Landesgeschworenen von dem Voigte begehren würden.

Des Königs Voigt in den Ditmarsischen Landen war Herr Bye Rendsholm aus Jütland, ein

stolzer, hochfahrender Herr, der alles gemeine Bauernpack für nichts achtete und genau der Weisung folgte, die ihm von dem Hoflager des Königs geworden, die Ditmarscher so arg zu demüthigen, als er nur immer könne und sie unnachsichtlich zu besteuern, dieweil solches Volk die Fülle habe, und dasselbe nicht brauche. Der Voigt wohnte zu Meldorf an der Mile, dem größten Orte im Lande und sprach scheltend zu dem Knechte, der ihm ansagte, Wer draußen nach ihm begehre:

„Er scheere sich den Teufel um das Bauernpack und wolle nichts von ihm wissen. Hätte es etwas vorzubringen, so möge es vor der Thür warten. Er habe jetzunder keine Zeit.“

Solche Worte brachte der Knecht brühsiedendheiß den Herrenleuten zu und würzte sie noch mit manchem hochfahrenden Worte nach seiner Weise, denn er war eine ächte jütische Natur, kriechend und speichelleckend vor Höhern, übermüthig und aufgeblasen gegen Alle, denen er es bieten durfte. Es überlief die Männer ein Fieberfrost und sie hätten gern ihrem Zorn freien Lauf gelassen, aber Herr Steffen beschwichtigte sie, indem er sagte:

„Werdet Euch doch nicht besudeln, indem Ihr

Hand an einen solchen Hund legt? Uns will Ruhe ziemen und wir werden bald sehen, ob der Ritter mehr Geduld hat, uns warten zu lassen, oder wir, um bis zur rechten Stunde auszuharren."

So verging eine geraume Zeit. Als nun der Ritter sah, daß er die Marschbauern nicht durch Warten mürbe machen konnte, sondern diese ausharrten, ohne eine Miene zu verziehen, trat er, nicht ohne seinem vertrauten Diener noch einige Worte zugeflüstert zu haben, plötzlich in den Hof mitten unter sie, und fragte polternd:

„Wollt Ihr mir endlich sagen, warum Ihr hierher gekommen seid?"

„Das würdet Ihr lange wissen, wenn es Euch genehm gewesen wäre, uns darnach zu fragen," antwortete Herr Steffen ruhig.

„Ich habe Euch wiederholt fragen lassen, was Euer Begehren sei!" fuhr der Ritter fort.

„Ritter Bye Rendsholm," entgegnete der Bauersmann unerschrocken. „Wenn Ihr zu Euerm Könige geht, um vor ihm das volle Herz auszuschütten, wird er Euch keinen seiner Diener senden, der Euch anhöre und dem Herrn nur das berichte, was ihm eben beliebt. Und wenn es geschieht, werde

Ihr's nicht hinnehmen, sondern König Waldemar selbst zu sprechen fordern. Seht, Herr Ritter, was Ihr von dem Könige begehrt, das begehren wir von Euch, nicht mehr und nicht minder. Das ist unser Recht und wir wollen es uns nicht kürzen lassen."

„Was Euer Recht ist, wird man Euch bald zeigen!" rief der Ritter stolz. Dem Voigt des Königs gehorchen und seine Person in Ehren halten; unverweigerlich geben, was man von Euch fordert, gegen Keinen von des Königs Dienern nur ein lautes Wort sagen, und wenn sie Euch das Dach über'm Kopfe anzünden, das ist Euer Recht und es soll Euch gewährt werden!"

„Ihr treibt bittern Spott, Herr."

„Mit Euch? Wäre der Mühe werth."

„Wollt Ihr's für Ernst geben? Dann um so schlimmer für Alle. Hört mich an, Herr, ich spreche zu Euch im Namen des Landes."

Der Ritter verzog spöttisch den Mund und hatte für alle beredten Worte des würdigen Hausmannes nur ein verächtliches Lächeln. Als dieser endlich erschöpft inne hielt, zog Herr Bye den Mantel fester um sich und fragte nachlässig:

„Nun?“

„Nun? Ihr fragt Nun? Habe ich denn in die leere Luft gesprochen? Habt Ihr von Allem, was ich über dieses Landes Noth gesagt, nichts vernommen? Ich sprach von den blutigen Thränen, die Ihr unsern Weibern entpreßt, von dem tausendfachen Leid, das Ihr über unser glückliches Land gebracht, das nichts weiter will, als seine wohlerworbenen Freiheiten bewahren. Habt Ihr nicht gehört, daß all' Euer Thun in unsre Herzen greift, und Ihr steht nicht an, uns in solchem Augenblicke mit Spott zu kränken? Ist das der Befehl, den Ihr von Euerm Könige bekommen? Hat Waldemar Euch das geheißen?“

Der Ritter brauste auf: „Wagt Ihr's, mich nach den Befehlen des Königs zu fragen? Geht's Euch etwas an? Ihr habt Eure Befehle von mir zu empfangen und wehe Euch, wenn Ihr von diesem Augenblicke an Euch weigert, sie zu erfüllen. Ihr klagt? Ihr winselt? Und warum? Weil man Steuern von Euch eintreibt und Euch einen Theil des Goldes abnimmt, worauf Ihr Euch wie zum Brüten niederlegt? Ihr jammert, weil man Euch das Herrenrecht bestreitet, und es Euch hier und

da fühlen läßt, daß Ihr nichts besser seid, als alles andere Bauernpack in der Welt? Nun, Ihr Herrenleute! Jetzt sollt Ihr Ursache haben zum Winseln. Wir wollen Euch zeigen, wozu wir die Macht haben und bald genug sollt Ihr sein, wo Ihr längst angelangt zu sein glaubt, auf dem Gipfel der Noth."

„Noth bringt Tod!" rief Wilken Bork mit lauter Stimme dazwischen.

„Ha!" rief der Ritter Bye. „Drohungen? Drohungen in meiner Gegenwart? Das sollt Ihr büßen! Wer ist der Verwegene, der dieses Wort gesprochen!"

„Ich!" rief Wilken Bork. „Denkt Ihr, daß ich ein Jüte bin, der aus dem sichern Hinterhalte prahlt und sich scheu versteckt, wenn er ein Gesicht mit 'nem Bart sieht?"

Er wollte aus der Reihe treten, dem Ritter gegenüber, aber die Andern hielten ihn zurück und Herr Steffen sagte mit großer Ruhe:

„Möchte, diese Worte wären nicht gesprochen, da sie nichts bessern. Weil es aber einmal geschehen ist, machen wir sie zu den unsern. „Ja, Herr! Noth zeugt Nothwehr und Euer ist die Schuld,

wenn dies Land in Flammen steht; in Flammen, die Euch und uns verzehren. Daß wir von Euern Soldknechten endlich zu Boden geworfen werden, ich glaube es, denn die Uebermacht ist zu stark. Aber, daß Ihr mit uns verloren seid, das ist so gewiß, als die Sonne am Himmel leuchtet."

„Aufruhr! Empörung!" rief der Ritter. „Unsinnige Meuterer! Wißt Ihr auch, was Ihr thut? Das Schicksal Eures Landes habt Ihr schon auf Euerm Gewissen durch Euer tolles Benehmen. Jetzt will ich es auch noch mit Euch wett machen. Wie nanntet Ihr mich vorhin? Einen Tyrannenknecht! Einen Bluthund! Ich will Euch zeigen, daß ein Bluthund sein Opfer mit scharfen Zähnen packt und es nicht sobald wieder losläßt. Seht doch, wie stolz Ihr den Kopf auf Euern Nacken tragt! Sollte er nicht zu beugen sein? Hollah! Es kommt wie ein Hagelwetter über Euch!"

Die Ditmarscher Männer sahen erstaunt auf den Ritter. Aber in diesem Augenblicke sprang der jütische Knecht des Ritters mit mehreren seiner Genossen herbei und warf jedem der Männer hinterrücks ein Joch über den Kopf, wie man es den Stieren überzuwerfen pflegt, wenn sie gereizt, ihre Hörner

wetzen und den Grund damit aufwühlen. Zugleich packten sie sie bei den Armen und banden sie so fest zusammen, daß sie sich nicht bewegen konnten.

„So, Ihr stolzen Herren!“ rief der Ritter laut lachend ihnen zu. „Jetzt seid Ihr würdig geschmückt und könnt Euch mit vollem Rechte zu oberst auf der Herrenbank niederlassen. Armselig Volk, das im Sumpfe lebt, wie halbwilde Thiere, und daran denkt, mit uns in die Schranken reiten zu können. Knechte wolltet Ihr nicht sein und seid nun zum Vieh geworden. Es ist Zeit, daß Ihr zur Ruhe kommt und ich will die Hunde rufen, die Euch heimtreiben sollen. Und damit Ihr seht, daß ich es gut mit Euch meine, gebe ich Euch den Rath, schlagt nicht mit den Beinen aus, wenn sie bellen, oder zeigt Euch sonst ungebehrdig, sonst beißen sie. Euer Halsband ist inwendig mit vielen eisernen Spitzen beschlagen, darum haltet den Kopf ruhig, sonst spießt Ihr Euch auf. Fort mit ihnen!“

Der Ritter rief es, und die jütischen Knechte knallten laut aufjubelnd mit ihren Peitschen.

„Und gebt fein Acht, was Euch unterwegs begegnet!“ rief Herr Bye laut. „Seht's genau an und sagt Euerm Volke daheim, es soll ein Beispiel an

Euch nehmen. Gehorsam wird gefordert, blinder Gehorsam! Und daß Ihr's wißt: Ihr steht unterm Joch und müßt dafür zahlen. Euere Gehöfte sind verfallen. Ihr erhaltet auf acht Tage Brod und mögt in den Wäldern sehen, wo Ihr eine Unterkunft findet. Seid ja auch treffliche Deichbauer. Dämmt Euch doch ein Stück von der Westsee ein und macht es urbar. Wenn's Euch gelungen ist, wollen wir kommen und es Euch abnehmen."

Der Ritter schwang sich auf das herbeigebrachte Roß und sprengte mit lautem Gelächter davon.

Die Ditmarscher waren verstummt. Das Unerwartete war so plötzlich über sie gekommen, daß sie sich nicht zu finden wußten. Stumm gingen sie neben einander hin. Sie wagten sich nicht anzusehen und folgten, wie betäubt, der rohen Weisung ihrer Wächter. Waren ihrer Mehrere, die nicht übel Lust hatten, ihren Groll an diesen hochmüthigen Bauern auszulassen und sie mit all der Schmach zu überhäufen, die nur ein gemeiner Sinn ausheckt. Aber Einer ging in der Reihe, der hatte ein Herz für das unverdiente Leid, das die Männer betroffen. Er dachte daran, wie ihm sein würde, wenn er ein Gleiches tragen müßte und fiel seinem Nebenmann,

der gerade mit seiner Peitsche zu einem Schlage ausholte, in den Arm:

„Sie sollen nicht geschlagen werden! Ich will es nicht haben!"

„Daran wird sich Einer kehren. Du bist immer ein Spielverderber gewesen. Nun will ich gerade meine Lust haben."

Er hob den freigewordenen Arm auf's Neue, aber Jener ergriff ihn und drehte ihn mit seiner Eisenfaust so schnell um, daß er aus dem Gelenke brach und am Körper herabbaumelte. Der Bursche heulte vor Schmerz.

„So mache ich es mit Jedem, der diesen Leuten, die schon so Vieles zu tragen haben, den sauern Gang noch schwerer machen will. Ihr kennt mich Alle und wißt, daß ich Wort halte."

Sie murrten wohl, aber die riesige Gestalt des Mannes hatte soviel Furchterweckendes, daß sie ihr Gelüsten bezähmten und mit gerunzelter Stirn schweigend weiter gingen.

Der Zug war längs dem Nile-Damm fortgeschritten und langte an jener Stelle an, wo der hohe Seedeich, der kaum noch zur Hälfte vollendet war, eine Strecke in das Land hineinreichte. Dort

stand ein starker Trupp Ditmarscher Männer, die nach einem schweren Tagewerk sich zur Heimkehr rüsteten. Sie sangen eine ihrer wilden Landesweisen, die einherbrausen, wie schäumende See. Die heimischen Töne schlugen an das Ohr der Jochträger. Sie stutzten, und Wilken Bork, die Männer gewahrend, rief aus voller Brust zu ihnen hinüber. Alsbald stürmten sie ihnen entgegen.

Die jütischen Knechte sahen die Uebermacht, welche gegen sie anrückte, und ohne auch nur einen Versuch zu machen, sich zu vertheidigen, warfen sie ihre Peitschen fort und liefen davon, so schnell sie konnten. Nur der Eine, welcher von den Unglücklichen die Schläge abgewehrt, sah ruhig auf die heranstürmenden Befreier und folgte dann langsamen Schrittes seinen Gefährten.

Mit Mühe gelang es, die Männer von den stachlichten Jochen zu befreien, ohne sie zu verletzen. Ein Schrei des tiefsten Unwillens erhob sich und der Ruf nach Rache erscholl an allen Enden.

Die Männer, die das Joch getragen hatten und unter der Schmach der Knechtschaft bluteten, standen auf einen Haufen zusammen gedrängt. Sie fanden

noch immer keine Worte, den Schmerz kund zu thun, der in ihrem Innern brannte.

Endlich hob Herr Steffen das Haupt. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Er betrachtete seine freigewordenen Hände, in deren Gelenke der Strick tief eingeschnitten hatte, als wollte er sich überzeugen, daß er nicht geträumt. Dann sagte er:

„Dies war das Aeußerste. Ganz Ditmarschen hat an der Viehkoppel gehangen, die man auf unsern Nacken warf. Thue jetzt Jeder, was er kann und muß. Ich will es nicht schelten."

„Zu Boden mit ihnen!" rief Wilken Bork, mit den Händen vor sich hingreifend, als suche er nach der Streitart, die man ihm genommen. Es soll nicht eher Ruhe werden, bis der letzte Däne, der hinter unsern Deichen lauert, im Sumpfe fault."

„Ja, zu Boden mit ihnen!" sagte Herr Steffen mit fester Stimme und faßte die Hand des jungen Mannes. „Aber besonnen! Der Däne ist schlau! Wir müssen schlauer sein, sonst entgeht er uns."

„Noch warten?" riefen Mehrere ungeduldig. „Haben sie uns noch nicht genug getreten? Oder wollt Ihr warten, bis sie ein neues Teufelswerk ersinnen?"

„Sie ersinnen nichts mehr," sagte Herr Steffen. „Nach diesem Bubenstück nichts mehr. Darüber kann auch eines Dänen Hirn nicht hinaus."

Es konnte aber doch darüber hinaus. Ritter Bye war trefflich auf Seeland geschult. Die Dänischen Herrenleute wußten mit gemeinem Volke umzugehen. Es kam Keinem von Allen in den Sinn, daß es außer der Ritterschaft noch etwas Anderes gäbe, als Leibeigene.

Trompeten schmetterten auf allen Straßen. Einzelne Haufen bewaffneter Knechte zogen heran. Voraus flatterte ein Fähnlein. In der Mitte des Ortes stellten sie sich auf, das Fähnlein wurde in den Boden gesteckt und der Führer ließ die ältesten Hausmänner herbeirufen. Als diese nach dem Begehr des Reiters fragten und was das seltsame Beginnen zu bedeuten habe, antwortete dieser barsch:

„Seine Gnaden, Herr Bye Rendsholm, der hier in dem Lande Ditmarschen gebietet an des Königs Statt, hat mehreren aus Euern Karspeln, die ungebührlicher Maßen an ihn herangetreten sind und alle Ehrfurcht von sich geworfen, den steifen Nacken beugen lassen und gesagt, was diesen wiederführe, das sei für Alle. Es möge sich Jedermann das

Seine davon nehmen und klug sein. Dieweil aber Seine Gnaden täglich und stündlich schaut, wie wenig Ihr solche Warnung achtet, sondern nach wie vor, mit Waffen in der Hand, einherstolzirt, als wäret Ihr noch immer die Herren im Lande, befiehlt er, daß Ihr solche Waffen ablegt, bei Verlust der ungehorsamen Hand, die selbe nicht fahren lassen will. Den trotzigen Nacken Euch zu beugen, hat er beschlossen, daß an jedem Orte, wo Dänisches Volk sich befindet, ein Fähnlein aufgepflanzet werden soll, wie ein solches hier so eben von uns aufgepflanzt worden ist. Dasselbe zeiget Euch das Danebrogskreuz und mitten darin die Königskrone. Das bedeutet, sie stehet hier für die Königliche Majestät selber und Jeder, der hier vorüber geht, soll einen Augenblick vor ihr stehen bleiben und sich verneigen, Alles bei Verlust der Freiheit und anderer schweren Strafen, wenn er sich weigert also zu thun."

Als der Däne dies mit lauter Stimme verkündet hatte und den Bauern gar zornige Blicke zuwarf, schmetterten die Trompeten neuerdings und die Söldner zogen weiter. Aber eine starke Wacht blieb zurück, damit Alles so geschehe, wie es der Gewaltige in dem Lande Ditmarschen befohlen hatte.

Nun aber war das Maaß gefüllt. Die Erbitterung war so hoch gestiegen, daß es überall aufrauschte, und nur Herr Bye Rendsholm in seinem Hochmuthe das Gewitter nicht sehen wollte, das sich drohend über ihm zusammen zog. Wie ein unumschränkter Herscher trat er im Lande auf, und als es an den Gränzen Nordelbingens lebendig ward, als das Dänenheer an die Königsau rückte und die Dänischen Galionen sich wieder in den Belten zeigten, bot er die Ditmarscher zur Heeresfolge auf, damit sie unter dem Danebrog fechten und eine Vorhut zwischen beiden Heeren bilden sollten, woran sich die erste Wuth der Deutschen brechen konnte.

„Ihm folgen sollen wir?" rief der Aelteste in der Versammlung der Landesgeschworenen. „Wir wollen ihm folgen! Aber wie um Vollmond der Ebbe die Springfluth folgt und mit ihren rollenden Wogen alles Lebende überströmt. Die Ditmarscher folgen dem Danebrog!"

Ritter Bye, habe Acht!

In Lübeck.

Das war Jürgen der Botengänger, dessen Kindlein des Herrn Erzbischofs Hohe Gnaden so schön beschenkte am Christfeste, als er sammt dem Grafen Adolf in der niedern Hütte Schutz vor dem Unwetter suchte. Das treue Holstenherz hatte gelobt, seinen Herrn nie zu verlassen und was er damals geschworen, wollte er nimmer brechen. Er wurde einer der Waffenträger des Grafen und war außerdem zu jedem Werke bereit, das Anstrengung und Muth erforderte. Jürgen zitterte weder vor den Menschen, noch vor den Elementen. Er ging unbekümmert gerade auf das Ziel los und hatte nur Ohren für die Stimme seines Herrn. „Ich habe meinen Arm für ihn und er den Kopf für uns Alle!“ sagte er zu den Männern, die ihn

auf offner Straße anredeten, „darum verstehe ich Euch nicht, und frage Euch gerade zu, was Ihr wollt?"

„Daß Du uns den nächsten Weg zu dem Grafen Adolf zeigst. Du trägst sein Wappen am Wamms, darum bist Du seiner Mannen Einer. Wir haben mit dem Herrn zu sprechen, also bringe uns zu ihm."

„Das will ich!" sagte Jürgen und zeigte ihnen den Weg zum Grafen. Der war gerade zu Lübeck im Hause des Herrn Alexander, so in der Mühlenstraße gelegen, und als Jürgen die Männer dorthin brachte, trat er ihnen in seiner schlichten Tracht entgegen und fragte freundlich, was sie von ihm wollten. Er sah es ihnen aber auf den ersten Blick an, daß sie in guten Treuen zu ihm kämen.

Waren ihrer Vier, die sich vor dem Grafen aufstellten und ihn gar treuherzig anblickten. Der Aelteste von ihnen hieß Steffen und der Jüngste Wilken Bork. Sie gehörten zu Denen, welche die eisengespitzten Joche des übermüthigen Dänenvoigtes getragen hatten. Auf ihren Gesichtern malte sich noch die Trauer über die erlittene Schmach und ein tiefer Ernst blickte aus ihren Augen. Sie neigten

sich ehrerbietig vor dem sie begrüßenden Grafen und sagten zu ihm:

„Wir kommen zu Euch, Herr Graf, als die Abgesandten der Bauernschaft im Lande Ditmarschen, der jetzt von den Dänen Gewalt geschieht, und haben den Auftrag, im Namen dieses Landes mit Euch zu reden.“

Da sagte Graf Adolf freundlich: „Das wußte ich gleich, daß Ihr aus dem Lande Ditmarschen kämet, denn ich las es in Euern treuen blauen Augen. Habe Euch immer gern gehabt, denn Ihr seid allzeit Mannes genug gewesen, Euch selbst zu helfen in jeder Fahrniß, darum wundert's mich, daß Ihr Euch so arg von den Dänen fangen ließet.“

„Die Dänen fingen uns nicht, sondern verrätherische Deutsche Fürsten, die sich dem Erbfeind mit Leib und Seele verkauften,“ antwortete Herr Steffen ruhig.

„Weiß es,“ entgegnete Graf Adolf unmuthig, „und wäre längst aus eignem Antriebe bei Euch gewesen, um Euch zu helfen, aber ich habe hierorts noch Viel mit mir selbst zu thun und kann nicht abkommen. Erzählt mir aber von Euern Drang-

falen. Die Worte, so Ihr sprecht, fallen nicht auf einen unfruchtbaren Boden."

Da schickte sich Herr Steffen an, dem Grafen zu erzählen, wie es die Dänen jetzt trieben in den Ditmarschen, und je schlichter die Worte waren, die er wählte, desto tiefer drangen sie in das weiche Herz des Grafen, daß diesem schier wehmüthig wurde und die Thränen ihm in die Augen traten. Wehrte auch derselben nicht in seiner Rührung, und die Bauern sahen ehrfürchtig auf den tapfern und frommen Fürsten, der ihnen mit dieser menschlichen Regung doppelt ehrwürdig erschien. Als nun Herr Steffen einen Augenblick inne hielt, um sich von seiner Rührung zu erholen, winkte der Graf ihm, ganz und gar zu schweigen und sagte tief betrübt:

„Das ist Alles anders und viel schlimmer, als wir es hier wissen, und Euch muß Hülfe werden, von wannen sie auch immer komme. Ich will fleißig darüber denken, aber in diesem Augenblicke bin ich es nimmer vermögend. Gönnt mir ein wenig Zeit, mich zu fassen und mit meinen Freunden in dieser Sache zu sprechen. Des Herzogs von Sachsen hohe Gnaden, der die Deutsche Ehre rein und

unbefleckt im Herzen trägt, soll dies Alles aus meinem Munde erfahren und wir wollen dann weiter sehen. Bis dahin bleibt in Lübeck als meine lieben Gäste und seid mit Nächstem meines Rufes gewärtig."

Fast um dieselbe Zeit, als Herr Adolf von Schauenburg also troststreich zu den Ditmarscher Abgesandten sprach, hatte der Herr Erzbischof Gerhard mit dem Ritter von Borsfleth zu schaffen, der gekommen war, von dem geistlichen Herrn sein angetrautes Weib zu fordern. Herr Gerhard hörte die endlosen Klagen des Ritters gelassen an und sagte dann: „Erlaubt, daß ich den Schenken rufe, damit er Euch mit einer Kanne Weines beispringe, denn Ihr müßt Euch die Kehle ganz wund gesprochen haben. Ihr könnt nachher um so besser fortfahren."

Ueber solche spöttische Rede ward der Ritter höchlich aufgebracht und sagte dem Herrn einige böse Worte, die er bei ruhigem Blute wohl nimmer gewagt haben würde, und verließ alsdann mit dröhnenden Schritten das Gemach. Dem geistlichen Herrn aber kam dieser Zorn sonderlich vor, denn er lächelte still in sich hinein und sah aus, als wollte er sagen: „Armes Büblein, es jammern

mich Deine Arme, daß Du sie vergeblich anstrengst, die Bande zu zerreißen, die sie halten. Hast mir ein großes Herzeleid angethan, Du mitsammt der Dirne, und es muß noch viel Weserwasser in die Nordsee fließen, ehe das Gedächtniß daran ausgelöscht wird."

Schickte sich darauf an, an den herzoglichen Hof zu gehen, als seine Nichte eintrat und mit ihm zu sprechen begehrte. Verwundert trat Herr Gerhard zurück, denn er begriff nicht, was die Frau jetzt zu ihm führte, da sie ihm bisher aus dem Wege gegangen war. Darum wandte er sich rasch zu ihr und sagte:

„Was wollt Ihr von mir, Jungfrau?"

„Das ist eine Benennung, die ich mir von Euch verbitten muß," sagte die Dame ernst. „Ich bin des Ritter Wulf ehelich angetrautes Gemahl, und ist es mir auch durch Euern Machtspruch verboten, in seinem Hause zu wohnen, so ist doch keine Macht auf Erden, die mir verbieten kann, seinen Namen zu führen."

„Darin habt Ihr Recht," antwortete Herr Gerhard leichthin. „Ich muß solches am allerersten bekennen, weil ich sonst gestehen müßte, meine Trau-

ung sei nicht zu Recht bestehend, da ich sie doch nach allen Formeln abgehalten habe. Vergönnt mir denn zu fragen, vieledle Frau von Borsfleth, warum Ihr allen Schmuck von Euch gethan habt, der Euch so wohl kleidet, und Euch in dies unscheinbare schwarze Gewand hüllt?"

„Weil es die einzige Tracht ist, die mir ziemt. Da ich von meinem Herrn getrennt bin und ihn nimmer sehen darf, betrachte ich mich als seine Wittib und will als solche mich gebahren. Dies habe ich fest bei mir beschlossen. Derohalben bin ich hier erschienen, um für immer mich zu beurlauben."

„Und wohin denkt meine vieledle Base sich zu begeben, damit ich für das nöthige Geleite sorgen kann?"

„Es bedarf des Geleites nicht. Ich ziehe gen Itzehoe. Dort, wo ich auf immer mit meinem vieltheuern Freunde verbunden ward, will ich mich begraben. Ich habe um eine Freistatt bei den frommen Schwestern daselbst in Demuth gebeten und die Frau Aebtissin hat mir solche in Gnaden gewährt."

„Und an mich habt Ihr dabei wohl nicht gedacht, schöne Dame?" fragte Herr Gerhard. „Kam

es Euch nicht in den Sinn, daß ich Einsprache thun könnte?"

„Ihr wißt wohl, Herr Gerhard, daß Ihr das nicht wollt, und wenn Ihr es wollet, es würde Euch nimmer nützen, denn bis dahin reicht Euer Arm nicht. Warum wollt Ihr mir auch die einsame Zelle mißgönnen? Ihr habt mein ganzes Glück zerstört und mein junges Leben getödtet, noch ehe es zur Blüthe kam. Laße Euch das genug sein und meine Thränen ungestört fließen, bis ich mich zu Tode geweint habe. Um diesen Preis vergebe ich Euch, was Ihr mir Uebles gethan habt. Ansonsten aber komme mein Blut über Euch."

Sie ging aus dem Gemache, und der Erzbischof hielt sie nicht zurück. Sagte auch kein Wort, sondern ging schweigend zunächst nach dem Hause am Markte, wo Graf Heinrich von Schwerin Wohnung genommen, mit welchem er sich zu einer Besprechung beredet.

War in dieser Wohnung ein großes Gewühl, denn Graf Heinrich hatte die Fahrt gen Lübeck mit einem zahlreichen Gefolge unternommen. Er war es gewesen, der diesen Kampf mit Dänemark zuerst hervorgerufen, darum wollte er auch dazu beitra-

gen, denselben glorreich zu beenden. Und damit Jedermann sehe, wie ernst es ihm mit solchem Werke sei, kam er mit vielen gerüsteten Männern. Jeder dieser Männer war der Führer eines bewaffneten Haufens. Die gesammte Macht stand an der Gränze seines Landes, auf den ersten Wink bereit, sich dahin zu begeben, wohin es begehrt werde.

Unter diesen Bewaffneten waren ihrer Zweie, welche Graf Heinrich nicht geworben, und hätte er Kunde gehabt von ihrer Gegenwart, er würde sie nimmer geduldet haben. Der Hausmeister des Grafen hatte sie anfänglich aufgehalten und gefragt, was sie hier zu suchen hätten. Es waren aber schlaue Gesellen, die keine Antwort schuldig blieben und sich auf jeden Fall vorgesehen hatten. Darum wußten sie dem Hausmeister einzureden, daß sie auch eine bewaffnete Rotte führten, die zu des Herzogs Befehl stände, und der Marschalk sie hierher gesendet habe, wenn etwa der Graf ihrer begehren möchte. Der Hausmeister war ein alter Mann dem man leicht etwas aufreden konnte. Er glaubte, was die beiden Schalksknechte ihm sagten und wies ihnen eine Wohnung an. Da aber das Haus schon bis an den Giebel gefüllt war, mußten sie

mit einem engen Kämmerlein im Kellergeschoß vorlieb nehmen. Das schien ihnen gerade zu gefallen.

Die rohgezimmerte Bank und der plumpe Tisch konnten es nicht sein, was ihnen die Kammer lieb machte. Eben so wenig das Wasser, das längs den grauen Wänden herablief. War der mächtige Steinkrug, der mit starkem lübecker Bier gefüllt, mitten auf dem Tische stand, und daß sie mitsammen schwatzen konnten, ohne daß wer von der Sassenschaft des Hauses sie hörte, denn es wohnte ringsumher keine menschliche Seele.

Der Aelteste von Beiden hatte eben den Krug an die Lippen gesetzt und es schien, als wollte er ihn sobald nicht fahren lassen. Das war dem Andern nicht recht, denn er glaubte zu kurz zu kommen und sagte:

„Kannst die Fischnatur nicht verleugnen, Anders Rasmus. Wäre der Alssund Bier, man könnte trocknen Fußes nach Fühnen laufen, wenn Du darin herumschwämmst. Du bist ein Schwamm, Kerl! Setze ab, oder ich drücke Dich herzhaft, wie man einen Schwamm zu drücken pflegt."

„Ist mir jetzt genehm, und steht Euch frei, Euern Durst zu löschen," sagte der Fischer, ihm den

Krug reichend. Unheimliche Gluth brannte in seinen Augen und das Zucken der Mundwinkel gab Zeugniß, daß sein Gemüth in steter Aufregung war. „Aber das wißt Ihr wohl nicht, warum ich Euch erst jetzt den Krug gebe, Herr Junkherr Joachim von Boitzenburg?"

Der Junkherr sah den Fischer an und schüttelte mit dem Kopfe; dann fuhr er fort, den Inhalt des Kruges zu erschöpfen. Anders Rasmus rief:

„Weil Ihr wieder anfangt, Euere Schrullen zu bekommen, Herr Ritter vom Bettelsack. Als wir das Weichbild von Lübeck betraten, fing es an. Sonst gute Kameraden und Zechgenossen, mit einem Kruge und einem Beutel, das heißt dem meinen. Aber die Stadtmauern und die Ritter, die darauf umherstolzirten, schienen Euch den Kopf zu verdrehen. Bei jedem Schritte vorwärts ward es ärger und hier im Hause scheint Ihr ganz und gar dem Hochmuthsteufel zu verfallen. Wißt Ihr, Wer ich bin, Ihr hochmüthiger Bursch?"

„O ja!" entgegnete Jener gleichmüthig und legte die Hand an den Griff des Dolches. „Ihr seid ein jammervoller Hund, der seinen Herrn und König für dreißig Silberlinge verrieth und dem

Erbfeind überantwortete. Ihr seid ein so gemeiner Schuft, daß selbst ein Kerl, wie ich, es für 'ne Schande halten muß, sich mit Euch abzugeben. Lügt's, wenn Ihr könnt, daß Ihr uns den Waldemar verkauft habt, um eine Handvoll Goldgulden."

„Ja, Du Hund, das lügst Du in Deinen Hals hinein!" rief der Fischer, die Fäuste krampfhaft ballend. Er schlug damit auf den Tisch, und das Zucken des Mundes ward so arg, die Gluth des Auges leuchtete so wild, daß selbst Schlauch-Jochen sich davor entsetzte. Ein unheimlicher Blick des Fischers traf ihn bis in's tiefinnerste Herz und dieser sprach mehr vor sich hin, als zu dem Junkherrn gewendet:

„Und wenn sie mir das Boot mit Gold beladen hätten, bis zum obersten Rande! Hätte Den sehen wollen, der mich dazu gebracht hätte, eine Untreue an meinem König und Herrn zu begehen. War ein treuer Däne, und als schon der ganze Strand aufsässig wurde, von wegen der Gaben und Steuern, die man auf unsere Netze legte, nahm ich des Königs Partei und schlug nach Denen, die ihn schmähten. Als er aber damit nicht zufrieden war und ein Gelüste trug nach meiner Dirne, da

dachte ich „Auge um Auge, Zahn um Zahn" und herzte sein Weibsbild. Sie haben mich deshalb blutig gepeitscht und ich bin zu einem Bilde des Erbarmens geworden. Aber ich legte meine Finger in die verharrschten Wunden und schwur Rache. Diesen Schwur mußte ich halten. Darum habe ich Euch den König verrathen; aber nicht um Eures Goldes willen."

„Hast's doch genommen!" sagte der Junkherr von Boitzenburg gleichmüthig.

„War des Teufels Blutgeld," grollte Jener. Darum brachte es mir auch kein Glück und ich habe es verlaufen müssen. Der Rachegeist hat mich damals fortgetrieben und mich vermocht, daß ich die Hand an meinen König legte. Nun kehrt er mit doppelter Geißel wieder und peitscht mich durch's Land, daß ich es Denen vergelte, die mich damals verführten."

Der Junkherr lachte: „Wohl bekomm's. Aber ich sehe nun schon, daß Du ganz und gar den Verstand verloren hast, seit wir mitsammen sind; denn am ersten Abend, da wir uns sahen, hattest Du doch ein Fünkchen davon übrig."

„Weiß auch, warum ich ihn verloren habe und

an Wen. Du warst es, Dem ich's geschworen hatte, denn aus Deiner Hand empfing ich den Sündensold. Und Du warst es auch, der mir am Waldessaum die Hand bot, zur gemeinsamen Rache an dem Schweriner, der uns Beide auf dem Gewissen hat. Meine Wuth kennt keine Gränzen und das Blut in meinen Adern kocht vor Ingrimm, wenn ich Dich sehe, und doch muß ich Dich schonen, denn wir sind zum gemeinsamen Werke verbrüdert und ich darf Dir nichts thun. So laß uns denn machen, daß unser Geschäft endet, damit ich freie Hand bekomme, sonst verbrenne ich bei lebendigem Leibe."

„Du bist einer der verrücktesten Gesellen, die ich jemals gesehen," rief Schlauch-Jochen lustig. „Ich soll also Hals über Kopf Einen todtschlagen, damit Du mich gleich hinterher todtschlagen kannst, vorausgesetzt, daß ich es zugebe. Muß mir das Ding noch ein wenig überlegen. Wäre es denn nicht besser, wir gingen nach vollbrachtem Werke ruhig Jeder seine Straße und thäten, als hätten wir uns nicht gesehen?"

„Macht ein Ende!" rief Anders Rasmus grol-

lend. „Ich habe keine Zeit, dies Geschwätz abzuwarten.“

„Wirst es doch müssen. Oder sollen wir jetzt am hellen Mittage die Treppen hinaufsteigen, bis in’s erste Geschoß und zu den dort versammelten Rittern sagen: Gebt Raum, Ihr Herren, damit wir an den Grafen Heinrich können, dem wir mit unsern Dolchen den Bauch aufschlitzen wollen. Meinst, daß sie uns Platz machen? Werden uns bei’m Schopf nehmen und uns an den höchsten Baum hängen. Ist überhaupt nichts mit Schwerdt und Dolch in dieser übervollen Stadt, worin der Herzog von Sachsen das Richteramt führt. Dem wären wir gerade gelegen. Müssen unser Werk anders anfangen.“

„Wie denn aber? Beeilt Euch!“

„Hast nie von einer Rauchkammer gehört? Der Bauer hängt seine frischen Speckseiten und Würste eine Zeitlang hinein und wenn er sie wieder herausholt, sind sie schön gelbbraun geräuchert. Dies feuchte Loch hier wäre gut zu ’nem unsichtbaren Feuerheerd, und die Herren dort oben sammt und sonders wären gute Rauchstücke.“

„Willst mordbrennen?“

„Ist Dir wohl zu geringe? Was habe ich denn davon, den Grafen zu erschlagen und hinterdrein selbst erschlagen zu werden? Besser ist's, nachher noch eine Weile fortleben und es sich wohl sein lassen. Man muß den Teufel nicht rufen; er kommt zeitig genug von selbst. Wenn Du so große Lust hast zum Brennen, kannst Du ja in der Rauchkammer bleiben. Bin der Meinung, daß Jeder dies am besten mit sich selbst ausmacht, und daß wir Beide nur zu berathen haben, wie wir unser Werk am schnellsten ausführen. Denke also, wir bleiben bis zum Abend beisammen, was wir mit Hülfe noch einiger vollen Krüge ohne allzu große Langeweile können. Dann zeige ich Dir die schönen Dinge alle, die ich für unsere Rauchkammer mitgebracht. Will sie nur erst auspacken und nachher an Ort und Stelle bringen. Schau her."

Schlauch-Jochen schlug seinen Mantel, der zusammen gerollt neben ihm lag, auseinander und brachte einen tüchtigen Haufen getheerten und ausgezupften Tauwerks, nebst andern brennbaren Dingen zum Vorschein. Er baute daraus eine künstliche Pyramide, die er von allen Seiten betrachtete und sagte dann, sich den Bart streichend: „Das wir

es thun. Steht dies Gebäude erst an der rechten Stelle, findet sich zur guten Stunde auch ein brennender Kienspan, der hinein paßt, und wir gehen hinaus auf die Gasse, um es brennen zu sehen. Darf aber nicht eher geschehen, als bis Alles im tiefen Schlafe liegt. Können dann noch von Außen hineinstürmen in das brennende Haus und ein gutes Werk thun, indem wir den halberstickten Grafen retten, oder mindestens seinen gefüllten Säckel. Nun, Meister Fischflosse, was sagst zu meinem Vorschlage?"

„Daß Du der tollste, nichtsnutzigste Kerl bist, der auf zwei Beinen herumläuft im Lande. Alle Schandthaten, die alle Bösewichter, Jeder für sich, vollbringen, sind in Dir gemeinsam vereint. Aber mir gefällt Deine Mordbrenner-Wirthschaft! Sie paßt zu dem Feuer, das in meinem Leibe brennt und das ich mit allem Wasser der Ostsee nicht habe löschen können. Wollen's thun! Sie sollen räuchern am Feuer und wir wollen uns an der Gluth kühlen. Laß hören, wie wir es zu Ende bringen."

Der halbtolle Fischer rückte dem rauflustigen Säufer näher und Beide besprachen mitsammen, wie sie bei der hereinbrechenden Nacht ihr finstres Werk

ausführen wollten, ohne daran zu denken, was gerade jetzt in einem andern Theile des Hauses vorging, und ohne gehört zu haben, wie es schon eine Weile auf dem Sande vor ihrer Kammerthür knisterte und jetzt leise die Treppe hinaufstieg, die aus dem finstern Erdgeschoß auf den hellen, geräumigen Hausflur führte.

Der Hausmeister war es, der hinabgestiegen war, um sich bei den Männern nochmals wegen des schlechten Unterkommens zu entschuldigen und sie dafür mit einer tüchtigen Mahlzeit zu entschädigen. Aber er zog den Fuß zurück, und die Hand, die er schon nach der Thür ausgestreckt, sank herab, als er die Worte vernahm, die drinnen laut wurden. Er zitterte an allen Gliedern und hätte sich bald verrathen in seiner Angst. Aber er faßte sich gewaltsam und bedachte, daß des Hauses Glück oder Unglück in seine Hand gelegt sei. Dennoch wäre er auf dem Flur beinahe ohnmächtig hingesunken, hätte ihn nicht der Leibdiener des Grafen, der gerade des Weges kam, mit der Hand gehalten. Die Todesangst, die sich auf seinem Gesichte malte, fiel männiglich auf, und Alles stürmte mit Fragen auf ihn ein. Aber er schüttelte heftig mit dem Kopfe und

machte Zeichen auf Zeichen, daß man ihn gehen lassen möge. Dem Leibdiener aber flüsterte er zu, er solle den Eingang zum Keller wohl bewachen und nicht dulden, daß Einer ihn verlasse, oder in denselben hinabsteige. Darauf wankte er langsam fort, und als er vor seinem Herrn und Gebieter erschien, sank er mit überströmenden Augen zu dessen Füßen nieder.

Es war eine Stunde vergangen, als der Hausmeister wieder erschien. Er war jetzt ruhig und rief den Leibdiener ab zu seinem Herrn, stellte sich aber selbst an dessen Platz. Das gab viel Verwunderns bei allem Volke, das in einem Herrenhause zu solcher Zeit müßig umher steht, und Alle steckten die Köpfe zusammen, um das zu errathen, was Keiner wußte. Im Keller sei es nicht geheuer. Das hatten sie gemerkt, und wollten gerne dahin. Aber wenn sie nun Miene machten, sich dem Eingange zu nahen, schreckte des Hausmeisters finsterer Blick sie zurück. Nur eine kurze Frist verstrich, dann erschien Graf Heinrich mit einigen seiner erprobtesten Leute, die mit allerlei Geräth und Handwerkszeug beladen waren. Der Hausmeister riß die große Fallthür auf, und als der Graf mit sei-

nen Leuten die Stiege hinabging, wandte er sich auf der obersten Stufe um und rief allen müßigen Gaffern zu, daß keiner, bei Verlust von Leib und Leben, es wagen solle, ihm zu folgen.

Anders Rasmus und Schlauch-Jochen hatten Alles mit einander besprochen, und Letzterer überlegte mit sich selbst, wie er ohne allzu großes Aufsehen zu einem neuen Kruge gelange, dieweil ihm nicht damit gedient sei, von den Hausgenossen bemerkt und erkannt zu werden. Plötzlich fuhr er von seinem Sitze auf:

„Da kommt etwas die Treppe herab!"

„Dann ist's der Teufel!" rief der Fischer ahnungsvoll. „Er streckt seine Kralle nach uns aus."

„Narr! Ist der Hausmeister. Ihm schlägt's Gewissen, daß er uns so schlecht untergebracht und denkt, dies Versehen mit einer guten Bewirthung wett zu machen. He! Hausmeister! Seid Ihr da, Ihr alte Schnecke?"

„Nicht der Hausmeister, sondern der Hausherr ist da, um nach dem Wohlbefinden seiner Gäste zu fragen, wie solches geziemend. Nun, edle Herren! Es gebricht Euch doch an nichts? Hoffe, daß mein

Marschalk in alle Wege seine Pflicht thut? Nun? Könnt Ihr nicht antworten?"

Die beiden Mordgesellen waren so verdonnert, daß sie nicht wußten, was sie sagen sollten. Der Graf winkte den Fackelträgern zu leuchten und rief:

„Die Pest an Euern Hals, Ihr schuftigen, meuchelmörderischen Hunde! Wollt klüger sein, als Euer Meister und seid so dumm, daß Ihr das Schwatzen nicht lassen könnt. Man sollte Euch um Eurer Einfalt willen todtprügeln!"

Anders Rasmus war schier zu Stein geworden. Er regte sich nicht. Aber bei'm Schlauch-Jochen trug der Aerger über den Schreck den Sieg davon und er murmelte in den Bart:

„Die Lyöejagd geht zu Ende."

„Das thut sie!" rief der Graf lachend. „Und auf eine Art, daß Ihr Euch darüber verwundern sollt. Was meint Ihr, Schurken, daß jetzt mit Euch geschehen wird?"

„Gilt mir gleich!" entgegnete Schlauch-Jochen mit erkünsteltem Trotze. „Der Teufel hat mich 'mal betrogen; was schiert's mich, auf welche Art er mir die Kehle umdreht?"

„Glaub's Dir!" sagte höhnisch der Graf.

„Dolch oder Strick gilt Dir gleich. Habt da einen stattlichen Berg aufgethürmt. Ich brauchte nur mit der Fackel daran zu schlagen, um Euch bei dem Feuer gar zu schmoren, das mir zugedacht war. Habe es aber besser mit Euch im Sinn."

Schlauch-Jochen sah den Grafen fragend an. Der Blick des Schweriners fesselte ihn so sehr, daß er seine Augen nimmer abwenden konnte. Es durchzuckte seine Brust wie ein jäher Schmerz. Zum ersten Male in seinem Leben überkam ihn eine Furcht, und in krampfhafter Bewegung ergriff er den Arm des noch immer regungslosen Fischers:

„Du hast den Teufel sehen wollen, Anders Rasmus! Schaue auf! Er steht leibhaftig vor uns."

Er wollte sich erheben, aber er vermochte es nicht. Es lag wie Blei in seinen Gliedern:

„So mag es zum Satan gehen, wie es will! Reißt mir meinetwegen das Herz mit glühenden Zangen aus dem Leibe! Ihr sollt mich nicht schreien hören. Die Freude gönne ich Euch nicht."

„Warum denkt Ihr so grausam von mir, Herr Junkherr?" sagte spottend der Graf. „Wohl habt Ihr großes Unheil über mich bringen wollen, aber ich bin ein Christ und denke an meine Christenpflicht."

„Ihr wollt uns nicht tödten lassen?“ fragte der Junkherr ungläubig.

„Meint Ihr, ich hätte Lust, dem Blutbann des Sachsenherzogs zu verfallen? Oder Euch der Lübecker Bürgerschaft zum Torquiren abzuliefern? Wir machen unsere Rechnung in aller Stille ab, das ist für alle Theile am rathsamsten. Mit einem leeren Magen kann man aber keinen vernünftigen Zwiesprach führen, darum soll man Euch erst bedienen, wie es sich gehört und dann sollt Ihr weiter sehen!“

Der Graf trat aus dem Rahmen der Thür. Zwei Diener besetzten den Tisch reichlich mit Speisen und Wein und entfernten sich wieder.

Die beiden Mordbrenner sahen sich und den Grafen wechselsweise an. Dieser sagte:

„Laßt's Euch wohl sein und haltet Maaß mit Speise und Trank. Ihr müßt lange mit diesem Vorrath Haus halten. Auf Nimmerwiedersehn!“

Die schwere Eichenthür ward zugeschlagen und die eisernen Riegel von Außen vorgeschoben. Es war grabesstill in dem Kellergewölbe.

„Das ist grausig!“ sagte Anders Rasmus, dem die Besinnung zurückkehrte. „Mir ist, als sähe ich den Königshirsch auf Lyöe zuschwimmen.“

„Zum Teufel mit Euerm Hirsch! Hier auf der Schüssel ist die Keule eines Hirschs, die behagt mir besser.“

„Mögt Ihr denn jetzt essen?“ fragte der Fischer und sah den Junkherrn staunend an.

„Warum nicht? Das riecht so lieblich, daß es wohl einen satteren Mann verführen könnte, als mich. Zudem vertreibt gut essen die Grillen und gut trinken noch mehr. Greift zu. Wenn man nur besser sehen könnte.“

Die Kammer erhielt ihr spärliches Licht von oben herab, durch ein schmales Gitter, welches auf einen einsamen Hof führte. Aber in diesem Augenblicke war das Licht noch geringer als sonst. Anders Rasmus, der die Hand nach dem Becher ausstreckte, ließ diese unwillkührlich sinken, als er das Auge zu dem Gitter erhob.

„Das ist nicht richtig da oben.“

„Wo ist es nicht richtig?“

„Oben am Gitter. Hört Ihr's nicht klingen, als ob Stein und Hammer zusammentreffen? Menschenhände sind auch sichtbar.“

Dem Junkherrn blieb der Bissen in der Kehle stecken. Er sah auch nach oben: „Ich glaube, Ihr faselt.“

„Da! da!“ rief Anders Rasmus und er fühlte, daß sich ihm das Haar auf dem Kopfe sträubte. „Eben habe ich es genau gesehen, wie das Loch um eine Handbreit enger wurde .... Und nun .... Jesus!“

Er fiel wie ohnmächtig zurück.

„Was giebt's?“ rief Schlauch-Jochen und der helle Angstschweiß trat ihm vor die Stirn.

„Sie mauern uns ein!“ schrie der Fischer. Der Junkherr stürzte in die Kniee.

In diesem Augenblicke setzte der Maurer oben den letzten Stein in die Oeffnung. Das Gitter blieb bis zu ewigen Tagen verschlossen.

Erlösung.

Es geht nicht allzeit in der Welt, wie es gehen sollte, selbst in den ruhigsten Tagen. Darum durfte es nicht Wunder nehmen, daß in diesen wilden Zeiten die Ditmarsischen Herrenleute in Lübeck nicht weiter kamen, dieweil soviel zu ordnen, zu schlichten und aufzubauen war, daß die Schreiber nimmer Zeit gewannen, den Freibrief für die Ditmarscher aufzusetzen. Hätte es nur von dem Schauenburger abgehangen, die hartbedrängten Männer wären am nächsten Morgen schon mit günstigem Bescheide entlassen. Aber es waren gar Manche da, die glaubten, sie hätten ein Wort mitzureden, und das thaten sie redlich. Absonderlich waren es die angränzenden schloßgesessenen Herren, die in großer Furcht waren, ihre Mauern und Thürme könnten Schaden nehmen,

wenn zwischen ihnen und den Bauern keinerlei Unterschied wäre. Aber endlich wurde es dem edlen Grafen zuviel und er sagte: „Ich hab's nun satt. Die Leute sollen haben, was ihnen gebührt und was sie verdienen, rein und lauter, wie ich es gelobt, ohne Klausul und Vorbehalt. Zieht heim in Frieden. Ich bürge Euch mit meiner Ehre dafür, daß dies Wort in Erfüllung geht. Ihr aber denkt daran, daß Ihr an dem Tage des Kampfes zur rechten Zeit Euern Deutschen Brüdern gegen den Erbfeind zu Hülfe eilt."

Da trat Herr Steffen vor, und die Hand zum Schwur erhebend, sagte er feierlich:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und der unbefleckten Jungfrau Maria. Das Wort, welches Ihr so eben gesprochen, genügt uns, und wir sehen es so an, als ob wir den Freibrief schon in unsern Händen hielten. Wir wollen treu zu Euch stehen. Ihr werdet sehen, wie freudig Alles zum Kampfplatze eilt, denn dort erkämpft sich der Ditmarscher seine Freiheit, oder er deckt ihn mit seinem Leichnam. Heil Euch, mein edler Graf. Wir helfen Euch, Eurer Väter Erbe zu erkämpfen und Ihr sollt es nimmer be-

reuen, mit uns in ein Bündniß getreten zu sein. Noch heute treten wir den Heimweg an und bringen die frohe Kunde heim. Wir scheiden als glückliche Männer."

Nach diesen Worten nahmen die Ditmarscher mit schallendem Handschlage treuherzigen Abschied von dem Schauenburger und gingen gestärkt und fröhlichen Muthes auf die Straße hinaus. Der Himmel war klar und hell. Lübeck hatte ein heiteres Ansehen, denn die zahlreiche Ritterschaft veranstaltete ein buntes Ringelreiten auf dem Burgfelde, wornach Alt und Jung hinströmte, um sich daran zu ergötzen.

Ganz anders war es weiter hinauf im Lande in dem Schweriner Schlosse bestellt und hätte Graf Heinrich ahnen können, was eben dort vorging, er wäre nicht so fröhlichen Antlitzes und ohne an das vermauerte Gitter zu denken, zum Turnierplatze hinausgeritten. Dort sah man den alten Gefängnißwärter, wie er bleich und athemlos, einen mächtigen Schlüssel in der Hand, die steile Treppe hinankeuchte, die aus dem Erdgeschoß auf den langen Gang führte, an dessen äußerstem Ende das Gemach des Schloßhauptmanns lag. Dieser hatte eben den Morgen-

imbiß verzehrt und saß voll ruhiger Beschaulichkeit in dem weichgepolsterten Sessel, als der zitternde Alte, ein unwillkommener Störenfried, eintrat.

Der Hauptmann fuhr aus seinem Schlummer auf und wollte den Alten mit einer Fluth von Scheltworten überschütten, aber als er in das verstörte Antlitz desselben sah, stockte das Wort im Munde und er fragte nur:

„Was giebt's?"

„Ein Unglück!" stotterte der Alte. „Ein großes Unglück!"

„Redet! Schnell!"

„Er ist fort! — Wie hat es nur geschehen können? Es ist entsetzlich!"

„Wer ist fort, Ihr alter Hund?"

„Der Graf von Orlamünde."

Der Hauptmann ward bleich wie die Wand. Er faßte mit der Hand nach der hohen Lehne des Sessels:

„Das kostet Dir Dein Leben!"

„Nehmt es hin!" sagte der Alte und sank in die Kniee, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. „Ich bin des Todesstoßes gewärtig."

„Besinnt Euch doch, Mann!" sagte der Haupt-

mann, der sich faßte. „Es kann ja gar nicht möglich sein. Erzählt mir Alles."

Der Alte erhob sich mit des Hauptmanns Hülfe und sagte dann:

„Kommt mit mir, edler Herr und seht mit eignen Augen. Vielleicht errathet Ihr, was ich nimmer begreife, wie sich das Alles begeben."

Der Hauptmann trat zur ersten Wache, oberhalb der Treppe. Der Kriegsknecht saß auf dem Boden, das Haupt auf die Brust gesenkt und schlief fest. Eine leergetrunkene hölzerne Kanne stand neben ihm. Auf der untersten Stiege, hart vor dem Eingange, der in des Grafen Gefängniß führte, lag ein Zweiter, der sich unruhig hin und her bewegte und vergebens versuchte, die Bande des Schlafes von sich abzuschütteln.

„Als ich gestern Abend meine Runde gemacht hatte," sagte der Alte, noch immer zitternd, „kehrte ich müde in mein Kämmerlein zurück. Man hatte mir meine Suppe schon hingestellt und ich fiel hungrig darüber her. Als ich sie kaum verzehrt hatte, überkam mich eine solche Müdigkeit, daß ich meine Augen nicht offen zu halten vermochte. Ich wußte von meinen Sinnen nichts und schlief bis an den

hellen Morgen. Ich merkte nun wohl, daß man mir Etwas in die Suppe gethan hatte, woran ich mir den Tod hätte fressen können. Als ich die Augen aufschlug, vermißte ich sogleich den Schlüssel zu dem Kerker des Grafen. In der schrecklichsten Angst eile ich fort. Als ich die Wachen betäubt am Boden liegen sah, schrie ich laut auf. Das Andere seht Ihr vor Augen."

Und der Orlamünder blieb fort. Die nachlässigen Wachen wurden bestraft, der alte Kerkermeister fortgejagt und die fürchterlichsten Drohungen gegen die unbekannten Urheber dieser Flucht ausgestoßen. Aber das Alles brachte den Grafen nicht wieder. Der Schloßhauptmann konnte nicht umhin; er mußte einen Boten nach Lübeck senden, und im Voraus das Donnerwetter ahnend, was dieser Nachricht folgen mußte, wuchs sein Unmuth von Stunde zu Stunde und kehrte sich gegen alle Diejenigen, welche irgendwie in seine Nähe kamen.

In einem stillen Gemache stand der gräfliche Arzt und winkte mit vielen Zeichen dem Hauptmann, der geräuschvoll mit klirrenden Sporen eintrat:

„Um Gott, edler Herr! Mäßigt Euch. Mein Kranker genießt so eben eines erquickenden Schlafes."

„Was schierts mich!“ rief der Hauptmann barsch. „Ich will ihn sehen.“

„Unmöglich, Herr! Der junge Prinz schläft. Müßt Ihr ihn durchaus sehen, so erwartet mindestens sein Erwachen.“

„Daß ich ein Thor wäre! Laßt mich hinein.“

„Ihr sollt nicht. Ihn jetzt gewaltsam aus dem künstlich erzielten Schlaf reißen, hieße ihn muthwillig opfern.“

„Daran wäre viel gelegen!“

„Auf solch' ein rohes Wort habe ich nichts zu erwidern. Ihr seid Herr im Schlosse und könnt darin schalten nach Euerm Belieben. Aber in diesen Gemächern bin ich Herr und befehle Euch, mich nicht zu stören.“

Der Hauptmann lachte: „Fürwahr, Ihr treibt eine Kurzweil eigner Art. Nur Schade, daß es mir an Lust gebricht, darauf einzugehen. Wißt Ihr, was zur Nacht geschehen ist?“

„Ich habe ein dunkles Gerücht vernommen. Man sagt, der Graf von Orlamünde sei entflohen.“

„Ja, das sagt man. Und wo ist Euer Prinz, mit dem Ihr so geheimnißvoll thut? Ist er viel=

leicht mit dem Grafen fort? Oeffnet die Thür gutwillig, oder ich sprenge sie mit meinem Fuße."

Der Arzt wollte dem Hauptmann wehren. Die innere Thür öffnete sich und Erick erschien auf der Schwelle, den Finger auf dem Mund:

„Wenn Ihr ihn sehen wollt!" flüsterte er, „so schaut durch diese Spalte. Er schläft so ruhig."

„Habt Ihr vielleicht ein Püpplein ausstaffirt mit einer Wachslarve?" rief der Hauptmann. „Die schwarze Krankheit an Euer Aller Hals! Ich will hinein!"

Der Hauptmann trat über die Schwelle an das Lager des Prinzen und ergriff dessen Hand:

„Hollah, mein Junge! Seid Ihr's wirklich, oder ist es nur eine Fratze? Bemüht Euch, den Mund zu öffnen und gebt Antwort, wenn's beliebt."

Der Prinz fuhr jach aus dem Schlafe auf:

„Was ist's! Erick! Wo bist Du? — Was für ein fürchterlicher Mensch ist das? — Weh! Es schmerzt, wie ein Stich in's Herz."

Erick Faaborg war dem Hauptmann nachgeeilt und zog ihn von dem Lager zurück:

„Ihr habt Euern Willen. Zeiget nun soviel

Ehrfurcht vor dem Unglück, daß Ihr es mit Eurer Gegenwart verschont, Herr."

Der Hauptmann that, als hörte er diese Worte nicht und sagte zu dem Prinzen:

„Es ist gut. Ihr könnt einem Manne nicht übel deuten, daß er seine Schuldigkeit thut. Schlaft nur weiter. Es soll Euch Niemand stören."

„Er wird fürder nicht schlafen," sagte der Arzt, der dem Hauptmann nachgegangen war. „Diese unnatürliche Aufregung ist des jungen Mannes Tod. Sein Blut komme über Euch."

„Laßt es über mich kommen, in Aller Heiligen, oder in des Teufels Namen," sagte der Hauptmann mit erzwungener Barschheit und stürmte mit Flüchen aus dem Gemache. Aber eines leichten Fröstelns konnte er sich nicht erwehren, und er war während des ganzen Tages vor Niemandem sichtbar.

Prinz Waldemar blieb in der fieberhaften Aufregung. Der Arzt ging kopfschüttelnd ab und zu. Er brachte dem Prinzen noch einen, aus seltnen Kräutern mit großer Sorglichkeit bereiteten Trank, und wünschte ihm dann eine geruhsame Nacht. Als er in seinem Gemache allein war, fuhr er mit der Hand über die Stirn, und sagte leise vor sich hin:

„Armes Kind. Es wird eine geruhsame Nacht werden, von welcher er wohl nimmer erwacht. Gott sei ihm gnädig und strafe diesen Hauptmann, der so frevelnd sein junges Leben gemordet hat.“

Der Prinz litt heftige Schmerzen, aber er bekämpfte sie aus Liebe zu seinem treuen Diener und sagte mit leiser Stimme:

„Bekümmere Dich nicht um mich, mein guter Erick. Mir ist ganz wohl, und ich hoffe, morgen wieder einen Augenblick aufstehen und an’s Fenster treten zu können.“

„Ihr seid zu schwach, Herr!“

„Dein starker Arm wird mich halten. Freut’s Dich nicht, Erick, daß Du so stark bist? O, wenn ich meine Arme gebrauchen könnte, und Du lägst krank vor mir; ich würde Dir ganz so thun, wie Du mir.“

„Schont meiner, Herr! Sprecht nicht so! Könnte ich doch mein Leben für die Erhaltung des Eurigen hingeben!“

„Nein, Erick! Nein! Ich bin ein nutzlos Ding, mit einem siechen, hinfälligen Körper. Was sollte mir das Leben? Ich muß sterben, und das ist gut für meinen lieben Bruder daheim, der ge-

sund und stark ist, wie Du. Dem geziemt es, des Vaters Krone zu schirmen und sie dereinst mit Würde zu tragen. Ich bin nichts, gar nichts mehr."

Er lehnte sich in die Kissen zurück. Sein Antlitz ward bleicher. Der treue Diener hing mit wachsender Angst an seinen Mienen.

Schaurige Stille rings umher.

Plötzlich fuhr der Prinz aus seinem Halbschlummer auf. Er warf einen irren Blick um sich und rief:

„Erick! Erick!"

„Hier, theurer Prinz."

„Wenn ich erlöst bin — es wird bald sein — dann bist Du frei, Erick. Höre! Du bist dann herrenlos. Meine andern Diener sind Dir nicht gewogen, weil ich Dich ihnen vorgezogen. Das werden sie Dir daheim gedenken. Ich habe dies bedacht und höre nur . . ."

„Ich höre Euch, theurer Herr!"

„Dort auf dem Simms liegt ein Pergamentblatt. Bringe es mir."

Erick gehorchte. Der Prinz gab es seinem jungen Diener zurück und sagte:

„Als ich es noch vermochte, habe ich meinen

letzten Willen darauf niedergeschrieben. Wenn ich gestorben bin, bringst Du dies Blatt meinem Vater. Er liebt mich und wird meinen Willen ehren. Ich habe auch Deiner darin gedacht, lieber Erick. Du wirst nicht nöthig haben, Dich auf fremde Hülfe zu verlassen, Du wirst Dein eigner Herr sein. Das war ich Dir schuldig, Du treuer Mann."

Ueberwältigt von der Freundlichkeit seines Gebieters, knieete Erick am Bette nieder und drückte die feuchtkalte Hand an seine Lippen.

„Ich bin müde. Laß mich einen Augenblick ungestört schlafen," sagte der Prinz nach einer Pause mit todesmatter Stimme.

Erick rückte ihm die Kissen zurecht und setzte sich dann zu Häupten des Prinzen, der rasch entschlummerte. Nach einer Stunde schlug er wieder die Augen auf:

„Erick!"

„Mein theurer Herr!"

„Wo hast Du Deine Laute? Ich habe sie so lange nicht gesehen. Bringe sie mir."

„Der Arzt hat es verboten. Das Spiel würde Euch zu sehr aufregen, sagte er."

„Du kannst sie immer bringen. Mir schadet nichts mehr. Ich will Abschied von ihr nehmen.“

Erick holte die Laute und legte sie vor den Prinzen hin. Dieser versuchte, die Saiten zu berühren, aber er vermochte es nicht. Kaum hörbar summte er vor sich hin:

„Sonnenlicht scheint nicht mehr!
Todt ist die Welt!“

Mit tiefer Bewegung ergriff Erick die Laute und seine Finger glitten über die Saiten, die leise zu tönen begannen. Ihr Klang begleitete die Worte des Prinzen. Dieser lächelte freundlich und sagte erregt:

„Mehr! Mehr!“

Sein Auge blickte wie verklärt.

Erick fuhr fort, die Weise fortklingen zu lassen, die seines Lieblings ganze Seele füllte, und Waldemar sang dazu mit halbgebrochener Stimme:

„Stunde auf Stunde flieht!
Sonnige Pracht
Hell durch die Himmel glüht!
Frühling erwacht!“

„Frühling erwacht!“ sagte der Prinz. „Ich werde ihn sehen. Lebe wohl.“

Jung-Waldemar sank in die Kissen zurück. Eine fahle Blässe überzog sein Gesicht. Das Auge brach. Es war kein Todeskampf. Er war sanft entschlafen.

Mit innerm Beben beugte sich Erick zu ihm nieder und horchte mit wachsender Angst. Umsonst. Sein Ohr vernahm nicht den leisesten Athemzug.

„Er ist hinüber!" sagte er schluchzend und drückte ihm die Augen zu. Dann setzte er sich zu seinen Füßen und hielt schweigend die Leichenwacht.

Mit dem ersten Morgenschimmer kam der Arzt. Erick deutete stumm auf den Todten.

„Ich wußte es wohl," sagte der Greis. „Darum wollte ich ihn auch nicht mehr quälen und ließ ihn mit Euch allein. Jetzt ist es meine Pflicht, dem Schloßhauptmann zu melden, was geschehen."

Dieser trat bald darauf in das Gemach und fragte in einiger Aufregung:

„Ist es wahr?"

„Euer Werk!" sagte vorwurfsvoll der Arzt.

„Seid Ihr wahnsinnig? Wollt Ihr mir den Tod des Prinzen aufbürden?"

„Keinem Andern. Ich warnte Euch, als Ihr mit solchem Ungestüm zu ihm drangt, aber Ihr ließet Euch nicht warnen. Euer ist die Schuld, und sei-

erlich, vor Gott nnd Menschen will ich es bekennen, daß Ihr ihn getödtet habt. Thut jetzt, was Euch genehm ist. Ihr seid Herr im Schlosse bis zur Heimkehr des Grafen, dem ich die traurige Kunde selbst bringen werde."

Der Hauptmann gerieth in Zorn und wollte den Arzt zur Rechenschaft ziehen, ob dieser Anklage. Aber er scheute die Nähe des Todten und entfernte sich mit einigen hochtönenden Reden.

Die Leiche des Prinzen ward in einen köstlichen Sarg gelegt und in das Todtengewölbe des Grafen niedergesetzt, bis man weitere Befehle von dem Grafen Heinrich empfangen würde.

Als Alles beendet war, erschien Erick vor dem Hauptmann und sagte:

„Mein armer Herr, der so früh von dem schönen Leben scheiden mußte, hat mir seinen letzten Willen anvertraut und mir befohlen, diesen seinem königlichen Vater zu bringen. Ich bin ein armer Knecht, der seinen einzigen Ruhm darin setzt, seinem Herrn treu zu dienen und ihm gehorsam zu sein. Wollt Ihr mir gestatten, daß ich ihm auch bis über das Grab meine Treue beweisen darf?"

Der Hauptmann erwiederte nichts, aber Erick

konnte, als er von dem Arzte Abschied genommen und diesem die theuren Ueberreste des Prinzen zur sorgsamen Huth empfohlen hatte, ungehindert das Schloß verlassen. Er that es in größter Erregung und begann darauf seine Wanderung mit all der ihm eigenthümlichen Schlauheit. Durch das Land Wagrien wollte er längs der Küste hinauf bis gen Jütland, wo sich die Heerhaufen des Königs sammelten und in einzelnen Rotten dem Hauptheere nachrückten, das bereits weit über die Königsau gegen das Danewerk vorgeschoben war. Aber bald überzeugte er sich, daß dies zu den Unmöglichkeiten gehöre. Er wäre nimmer unbemerkt durchgekommen und hätte seinen Feinden in die Hände fallen müssen. Er stieg also bis zum äußersten Küstenrand, wo er eines armen Schiffers ansichtig ward, der, ohne viel nach dem Woher oder Warum zu fragen, sich bereit finden ließ, die Fahrt nach dem Alssund zu wagen. Ein frischer Wind füllte das Segel und jagte das Boot über die leichtgekräuselte Fluth hin.

Inmitten des Dänischen Lagers prangte das Königszelt mit dem wehendem Danebrog. Der König hatte mit seinen Feldobersten eine wichtige Berathung gehalten, die sich jetzt von dem hohen

Herrn beurlaubten. Der wichtige Tag rückte heran, da die Würfel der Entscheidung fallen sollten.

Erick knieete vor seinem Herrn und stammelte die Todesbotschaft. Waldemar hörte ihn mit größter Bewegung an. Er sank in seinen Sessel nieder und verhüllte sein königliches Haupt. Als er den ersten heftigen Schmerz bezwungen, sagte er:

„Mein armer Waldemar! Süßer Knabe, auf den ich all' meine Hoffnungen gesetzt hatte. Du hast ihn mir entrissen, Heinrich von Schwerin! Es wird eine furchtbare Abrechnung werden. Wehe Dir!"

Erick sah zu dem Könige auf: „Der Prinz starb ruhig und in Frieden, mit seinen Feinden versöhnt. Er vergab ihnen Allen."

„Darauf kenne ich ihn. Ich aber bin König und Vater und weiß, was meines Amtes ist. Was bringst Du noch?"

„Eine Pergamenttafel, mein großer König. Mein armer Herr hat seinen letzten Willen darauf verzeichnet und mir befohlen, denselben in Euere Hand zu legen."

Der König nahm das Blatt und sagte tief er=erschüttert:

„Er soll mir heilig sein. Was mein Sohn angeordnet hat, will ich redlich ausführen. Und nun zu Dir, Junkherr Erick, Du treuer Diener Deines Herrn. Fortan bist Du in meinen Diensten.“

„Mit Gut und Blut der Euere!“ rief der Junkherr. „Aber ehe ich Euch folgen darf, mein Herr und König, muß ich noch ein heiliges Gelübde erfüllen, das ich in der Zeit des höchsten Drangsals gethan, und darum bitte ich Euch, mir Urlaub zu gönnen, damit ich es löse und meine Seele befreie.“

„Nimm Deine gute Stunde und kehre bald zurück. Das Vaterland bedarf, in dieser Zeit des Bedrängnisses, aller seiner Getreuen.“

Erick entfernte sich. Die einbrechende Nacht sah den Ruhelosen bereits wieder auf der Wanderung. Auf einsamer Haide schritt er rüstig weiter. Trübe Wolken hingen schwer auf ihn herab. Ein fernes Wetterleuchten blitzte am fernen Horizonte auf.

Kein Laut bewegte die Luft. Es war, als ob die ganze Natur im Todesschlaf läge. Da plötzlich athmete sie auf, ein leiser Luftzug strich durch das Haidekraut, das sich flüsternd neigte und den Duft der Blüthen umherstreute. Aber Erick fuhr unwill-

führlich zusammen, denn er glaubte, dies Geflüster zu verstehen. Ihm klang es wie fernes Rufen.

„Erick! Erick!" scholl es vor seinen Ohren, und heiße Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Ich komme ja! Ich komme!" rief er mit unterdrückter Furcht. „Nur nicht wieder dieses gräßliche Rufen, das mich so oft aus dem Schlafe störte und das Blut in den Adern gerinnen machte. Harre noch eine Weile, verstörter Geist. Ich komme und will meinen Frevel büßen im heißen Reuegebet."

Aber die Nacht war einmal lebendig geworden. Der Wind rauschte durch die Hecken und störte die Nachtvögel aus ihrer Ruhe. Sie flogen mit heiserem Gekrächz durcheinander und berührten mit ihren Flügeln das Haupt des rastlos dahineilenden Erick, der mit hochklopfendem Herzen das Gethier verscheuchte, das ihn so gespenstisch umkreiste, und vermochte nimmer, sein Ohr dem mahnenden Rufe zu verschließen, bis er endlich ermattet zusammen sank.

Mit dem anbrechenden Morgen kehrte ihm der frische Muth zurück, und nach wenigen Stunden war er der Heimath nahe. Er eilte nach dem

Häuschen seines Oheims, bei dem Else eine Zuflucht gefunden, als sie sich im Schweriner Lande von ihrem Gatten trennen mußte. Er sah, wie die junge Frau zu den Füßen des Greises saß, mit dem sie von ihrem Gatten sprach und es mit Thränen in dem Augen beklagte, daß sie so lange von ihm getrennt bleiben müsse.

„Hier bin ich ja, theuere Else!" rief Erick, der leise herangetreten war, und schloß die Ueberraschte in seine Arme. „Hier bin ich mit all' meinen Leiden und Kümmernissen. Ich bin derselbe Ruhelose wie ich Dich verlassen und kann den verlorenen Frieden nicht wiederfinden."

„Er liegt in Deiner Mutter Grabe!" sagte der alte Ohm, der hinzugetreten war. „Ich warnte Dich einst, aber Du wolltest mich nicht hören. Du hast Deiner Mutter in ihrer Sterbestunde ein heiliges Gelöbniß abgelegt und es nicht gehalten. Das böse Gewissen, das nie einschläft, plagt Dich dafür bis an das Ende Deiner Tage."

„Gott ist barmherzig."

„Du stießest mich zurück, als ich flehend meine Hand nach Dir ausstreckte, denn die Todte war Dir nichts, als ein Hinderniß, Deinem Hochmuth

zu fröhnen! Du warst ein vornehmer Junkherr geworden und konntest nicht früh genug in Gold und Seide prunken."

„Schone mich, Vater-Bruder. Gott, der mein Herz sieht, weiß, wie redlich mein Wollen war, und was ich um der Liebe willen erduldet, womit ich an meinen Herrn hing."

„Ich weiß es auch," sagte Else und umschlang liebkosend den Gatten. „Sei guten Muthes, mein theurer Erick und werde fröhlich. Wenn Du es willst, so wird es Dir gelingen."

Der Alte nahm seines Neffen Hand und sagte: „Ich hege keinen Groll gegen Dich. Ich habe Alles vernommen, was Du gethan und habe meine Freude daran gehabt. Aber was Du verschuldet, das mußt Du büßen, und die Du beleidigt hast, mußt Du versöhnen, sonst kannst Du nimmer Frieden finden."

„Ich will ihn suchen, Vater-Bruder. Sage mir den Ort, wo Du die Mutter begraben hast."

Sie gingen alle Drei nach dem Friedhofe. Ole Swenn führte seinen Neffen zu einem Grabhügel, der mit einem einfachen Kreuze und weißen Blumen geschmückt war. Erick knieete nieder zu einem stillen

Gebet. Als er sich wieder erhob, winkte er den Seinen. Sie ließen ihn allein.

„Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“ sprach er vor sich hin. Erst spät am Mittage kehrte er heim.

Er blieb den ganzen Tag schweigsam. Am Abend kehrte er nach dem Friedhofe zurück. Die Begleitung der Seinen wies er ab.

So vergingen Tage. Erick ward immer verschlossener. Die Ereignisse der Zeit, die mit mächtigem Flügelschlage heranrauschten, kümmerten ihn nicht. Er hörte nicht auf die Erzählungen der Wanderer, die von dem Festlande kamen, und des Rühmens kein Ende wußten, wie Waldemar mit kühnem Muthe dem Deutschen Heere entgegen gehe und es bald völlig vernichtet haben werde.

Dies Leid erbarmte den greisen Priester, der den Junkherrn schon lange beobachtete, und dem Else Alles vertraute. Er legte die Hand auf ihr sorgenschweres Haupt und sagte:

„Sei getrost, meine Tochter. Eine Reue, die so aufrichtig ist, darf nicht ohne Vergebung bleiben. Dein Gatte ist krank und durch das einfache Wort nicht zu heilen. So trete sie denn in sichtbarer

Gestalt zu ihm und reiche ihm die Hand. Weil wir aber nicht allmächtig sind und zu den abgeschiedenen Geistern sagen können: „„Kehret zurück und wandelt mit uns in Frieden!““ so wird Gott in seiner Langmuth uns um des guten Zweckes willen eine fromme Täuschung wohl vergeben.“

Solches Wort vernahm Frau Else gern, und als sie näher die Meinung des Priesters vernommen hatte, wurde sie gar fröhlich und schloß den Ohm unter Lachen und Weinen in ihre Arme.

Es war eine laue und duftende Nacht. Erick hatte am Grabe der Mutter gebetet und sagte in tiefer Bekümmerniß:

„Sie hat mir nicht geantwortet. Sonst rief sie in tausendfachen Aengsten meinen Namen, als ich nicht kommen konnte. Jetzt, da ich hier bin, ist nur grauenvolles Schweigen ringsumher. Mutter! Mutter! Vernimmst Du die Stimme Deines Sohnes nicht?“

In den Zweigen der alten Bäume, die den Friedhof einschlossen, erwachte aus seinen Träumen der Abendwind und rauschte mit den Blättern.

„Horch!“ rief Erick sich schüttelnd. „Das war

ein Ton wie in jenen schreckensvollen Nächten. Rufst Du mich, Mutter? Ich bin ja bei Dir!"

„Erick! Erick!" rief es mit dumpfer Stimme.

„Hier bin ich!" entgegnete er in großer Erregung. „Ich kniee auf Deinem Grabe und strecke flehend meine Arme aus, damit Du die Last von mir nehmest."

„Ich nehme sie von Dir!" sagte die Stimme mit unendlicher Milde.

„Mutter! Mutter!"

Ein leichter Schimmer ward sichtbar, ähnlich dem ersten Erröthen des erwachenden, jungen Morgens.

„Mutter! Mutter!"

„Ich vergebe Dir. Mein Geist ist von der Plage des Wanderns erlöst, fortan wird mein Leib in Frieden ruhen. Kehre heim in Deine Hütte, Sohn Erick, und sei glücklich. Dir ist vergeben."

„Mutter! Mutter!" rief er in lebhafter Erregung. Er sank auf den Hügel nieder und der langverhaltene Schmerz machte sich durch einen Strom von Thränen Luft. Dann schloß er erschöpft seine Augen.

Nach einiger Zeit traten zwei Gestalten aus dem

Dunkel der Bäume hervor. Der Geistliche flüsterte seiner jungen Begleiterin zu:

„Lassen wir ihn allein. Eine Ohnmacht hält ihn umfangen. Mit ihr endet sein Leid. Die aufgeregten Sinne werden beruhigt, denn er glaubt gehört zu haben, was er hören wollte. Gott ist gnädig und barmherzig. Sein Name sei gepriesen in Ewigkeit. Gehe getrost in Dein Kämmerlein."

Am andern Morgen kehrte Erick von der gewohnten Stätte heim. Sein Weib trat ihm mit stiller Besorgniß an der Hand des greisen Oheims entgegen. Er schloß sie in seine Arme und sagte:

„Nichts darüber, was mit mir geschehen ist. Ich begreife es und begreife es auch wieder nicht. Aber ich will nicht darüber grübeln, denn ich fühle es, daß meine Mutter mit mir versöhnt ist, und meines Herzens Frieden kehrt mir zurück."

Der Ohm nahm seine Kappe ab und betete still. Schön-Else war selig. Erick sprach rasch:

„Und mit der Ruhe im Herzen kehrt auch die Besinnung an Alles wieder, was in mir begraben lag. Wo ist mein König und Herr? An seiner Seite ist mein Platz. Liebes Weib! Zürnest Du

mir, wenn ich Dich in dem Augenblick, da Du mich eigentlich gefunden, wieder verlasse?"

„Ziehe in Frieden," sagte sie in stiller Ergebung. „Ich weiß doch, Du kannst nicht anders."

„Ja, Du sagst recht, ich kann nicht anders! Wie fröhlich schlägt mir das Herz in der Brust. Das muß die Verheißung des nahen Sieges sein."

Unter süßem Getändel flog der Tag vorüber. Die schweigende Nacht begrüßte die Glücklichen mit lieblichem Geflüster. Aber der anbrechende Morgen fand Else einsam in ihrem Gemache. Erick hatte ihr den Schmerz des Abschiedes erspart.

Bornhöved.

Die Heere standen sich gegenüber auf dem breiten Haiderücken des Holstischen Landes, der sich bis über die Königsau weg erstreckt und erst an der Spitze des Skager=Racks in die See abfällt. Unweit von dem großen Schlachtenplan, den die Kriegesfürsten sich ersehen, lag unter blühenden Büschen versteckt, das Dorf Bornhöved, und der Bornbeck floß so munter geschwätzig daran vorüber, nicht ahnend, daß seine silbernen Wellen bald vom Blute der Feinde und Freunde dunkel geröthet werden sollten.

Der Dänenkönig saß in seinem Zelte und hatte seine Kriegsobersten um sich versammelt. Da erschien ein Hauptmann, der zog den Herrn Hugo von

Wittstock auf die Seite und flüsterte ihm einige Worte zu.

„Was giebt es?“ fragte der König rasch.

„Verrath! Graf Albrecht von Orlamünde....“

„Ist er endlich hier?“

„Er wird nimmer wiederkommen. Seine Flucht war über alles Erwarten gut gelungen. Aber ein unseliges Ereigniß hat alle unsere Vorsicht zu Schanden gemacht. Der edle Graf wurde wieder ergriffen, als er eben die Gränzmarken überschreiten wollte, und nach Schwerin zurückgeschleppt. Dort sitzt er, wie der gemeinste Verbrecher im untersten Thurmgewölbe, mit schweren Ketten belastet.“

Der König ballte krampfhaft die Faust. Seine Stirnader schwoll und er rief mit bebender Stimme:

„Wer bringt diese Botschaft?“

„Graf Heinrich sandte einen Herold, der uns diese Schmach kund thun mußte.“

„So laßt diese Bestie hängen und — — “

Waldemar unterbrach sich: „Keine Stunde sei änger gezögert. Zwei lange Tage stehen wir uns gegenüber, ohne eine Hand zu regen. Albrecht, Du sollst gerächt werden! Du und mein unschuldig

dahin gemordeter Sohn! Fort zum Angriff noch in diesem Augenblick!"

Die Feldherrn erhoben sich Alle, aber nicht um das Zelt zu verlassen. Sie umringten den König und drangen in ihn, diesen Befehl zurückzunehmen. Schon sei der Abend allzuweit vorgerückt und in einer Stunde breche die Nacht herein. Bis dahin könne sich nichts entscheiden, und es werde vieles edle Blut um nichts geopfert. Besser sei es, den Kriegern einige Stunden Ruhe zu gönnen und mit dem ersten Schimmer des neuen Morgens das blutige Rachewerk zu beginnen.

So sprachen gemeinsam alle Dänischen Führer, und Otto von Lüneburg rief lachend:

„Lieb' Vetter und großmächtigster König, laßt uns Morgen schlagen und Ihr bezahlt das ganze Nordelbinger Land am Abend mit einem Goldgulden noch zu theuer, denn Ihr kriegt es umsonst."

Der König mußte sich der gemeinsamen Forderung fügen. Er that es ungern, und als er die Feldherrn insgesammt entlassen hatte, sagte er zu seinem jungen Sohne, dem Prinzen Erick:

„Mir schwant Böses. Wirre Nebelbilder steigen vor mir auf und trüben mir die Aussicht."

Der junge Prinz legte schmeichelnd den Arm um den Nacken des Königs und sagte:

„Lieb' Väterchen! Ich ziehe mit Dir. Gieb mir ein Schwert und laß mich mein weißes Rößlein besteigen."

„Damit ich in diesem unseligen Kampfe noch einen Sohn verlöre?" antwortete Waldemar. „He, Kämmerling!"

Dieser trat ein. Der König sprach rasch: „Nimm ein Geleite mit Dir und bringe den Prinzen in Sicherheit. Mit dem Tage muß er fern vom Lager sein."

Nur mit Mühe war der Knabe von dem Vater zu trennen. Dieser mußte ihn endlich mit Gewalt von sich reißen, und warf sich dann mit brennenden Augen auf sein Ruhebette. Aber von einem erquickenden Schlummer ward er nicht erfrischt. Treue Diener hielten Wacht vor dem Gezelte des Königs. Der treueste unter ihnen war Erick.

Aber auch im jenseitigen Lager herrschte ein ruheloser Geist. Im Mittelpunkt des Deutschen Heeres, den erlesenen Schaaren König Waldemars gegenüber, stand die vereinte Macht des Grafen Adolf von Schauenburg und des Erzbischofs von

Bremen. Herzog Albert von Sachsen, welcher die linke Seite des Kampfplatzes deckte und dem Herzog Otto von Lüneburg gegenüber stand, hatte erst kürzlich den Grafen Adolf von Schauenburg entlassen und ihm seine Absicht kund gethan, mit dem Frühesten sich auf die Dänen zu werfen um endlich einen Entscheid herbeizuführen. Das kam dem Schauenburger sehr gelegen, denn er hatte sich allbereits bekümmert, daß Alles so lässig zugehe. Mit Schweiß und Staub bedeckt, trat er mit dieser Botschaft bei dem Erzbischofe ein und fertigte zugleich einen Ritter an den Grafen Heinrich von Schwerin ab, der an der äußersten Rechten hielt, um diesem den Befehl des Sachsenherzogs zu überbringen.

„Also morgen!" sagte kriegerisch heiter der Erzbischof zu dem Grafen von Holstein. „Ich will nicht warten lassen."

„Ihr wolltet Euch selbst den Gefahren des Kampfes aussetzen?" fragte der Graf. „Ew. Gnaden bedenke . . ."

„Ich bedenke, daß ich Euch auf Schritt und Tritt begleitete, seit Ihr auf Nordelbingischem Boden landetet," engegnete Jener, „und Euch also nicht

auf dem gefährlichsten Pfade allein lassen darf. Oder traut Ihr mir nicht zu, daß ich außer dem Rauchfaß auch noch das Schwerdt schwingen kann? Seid unbesorgt, Adolf. Ich habe etwas mit meinem seligen Bruder in Christo, dem Schleswigschen Waldemar, gemein, und denke, das soll Euch zu Gute kommen. Habt gute Nacht und erwacht fröhlichen Muthes."

Aber dem Grafen erging's wie seinem erbitterten Feinde, dem Dänenkönig. Er saß auf seinem Feldsessel, den Kopf in die Hand gesenkt, als ob er schliefe. Das geschah aber mitnichten, sondern sein Auge war klar und hell, und er gewahrte eine dunkle Gestalt, die sich am Eingange des Zeltes bewegte.

„Wer ist dort?" rief er dieser zu.

„Ich bin es, Herr! Euer treuer Jürgen. Wer sollte es auch anders sein? Sind drei Ditmarscher Männer draußen und fragen, ob Ihr Euch zu so später Stunde noch sprechen laßt."

„Bringe sie zu mir, und es ist nicht nöthig, daß irgend ein fremdes Ohr vernehme, was sie mir zu sagen haben."

„Es ist gut," sagte Jürgen und ließ die Män-

ner eintreten, die der Graf alsbald um die Ursache ihres späten Kommens fragte.

„Wir bringen Euch Botschaft von unserer Genossame, Herr," sagte der greise Detlev, der inmitten seiner Söhne noch ungebeugten Hauptes einherschritt. Sie haben sich zum Scheine den Dänen angeschlossen, damit kein Argwohn bei diesen erregt werde. Aber sie werden ihres Wortes eingedenk sein und zur rechten Stunde sich auf Euere Seite schlagen. Dessen zum Zeichen werden sie das Breite ihrer Schilde nach unten kehren."

„Es ist gut. Hoffe, daß sie ihr Wort lösen, so gewiß ich ihnen das meinige halten werde. Was habt Ihr noch?"

„Wir bitten Euch, Herr Graf, daß Ihr uns vergönnt, gleich hierbleiben zu dürfen. Wir haben unser letztes Geschäft beendet und dort drüben fortan nichts zu thun. Unser Leben ist abgeschlossen, und wir können es nicht besser hingeben, als wenn wir Euch mit unsern Leibern decken, so lange noch ein Glied derselben sich bewegen kann. Laßt uns vor Euch herziehen und Euch die Bahn freihalten, damit Ihr auf Euerm Wege als Apostel unserer Landesfreiheit unbehindert seid."

Graf Adolf reichte ihnen die Hand und sagte bewegt:

„Ich kann keinem Manne sagen, habe mich lieb und sei mein Speer und mein Schild. Das muß von Herzen kommen, und wenn es daher stammt, ist es eine köstliche Lust; eine Gab', wie der Kaiser sie nicht schöner geben kann. Wenn Ihr ein Herz zu mir habt, um Eures Landes willen, das ich in Sinn und Gedanken trage, so habe ich auch wieder ein Herz für Euch, und mein Schwerdt soll Euch schirmen, wie das Eurige mich. Mit dem ersten Morgengrauen sehen wir uns wieder."

Er entließ die Männer, die sich vor dem Zelte lagerten und blieb mit seinen Sorgen und Entwürfen allein.

Es war still überall.

Aber diese tiefe Ruhe hüben und drüben währte nicht lange. Der erste schwache Schimmer färbte den östlichen Horizont, und der zwei und zwanzigste Julius des Jahres zwölf hundert sieben uud zwanzig brach an. Es war der Ehrentag der Holsten, mit unvergänglichen Lettern in die erzene Denktafel gegraben, auf welcher die Glanztage des Landes verzeichnet stehen. Der Tag von Bornhöved brach

an; der Tag des Ruhms und der Ehren, dessen Gedächtniß nimmer erlöschen wird.

Mit Falkenblicken lugten die Späher beider Lager nach dem Feinde hinüber, um seine Stellung zu errathen, und zu erforschen, was er im Schilde führe. Der Däne gedachte den Holsten zu überraschen und der Holste den Dänen. Aber es gelang Beiden nicht, denn zwischen den Lagerzelten begannen überall die Trompeten zu schmettern, das weiße Nesselblatt im blauen Felde entfaltete sich zur selben Minute, wie das weiße Kreuz auf rothem Grunde, und kampfgerüstet standen sich die beiden Heere, vom Glanze der Morgenröthe angestrahlt, gegenüber. König Waldemar erschien in der Mitte seiner Obersten auf dem Schlachtenplan. Mit kühnen Worten feuerte er ihren Muth auf das Höchste an, und lauten Rufes schossen sie wie die lichten Strahlen einer Sonne nach allen Seiten auseinander, ein Jeglicher zu den Seinen.

Und ihm gegenüber stand der edle Schauenburger, die Freunde zur Seite, die sich zum edlen Freiheitskampfe auf Tod und Leben mit ihm verbrüdert. Zu seiner Rechten Graf Heinrich von Schwerin, der kühne Königsräuber, zu seiner Linken Herr Alexander von

Soltwedel, der schlaue Bürgermeister von Lübeck, der den Dänentruz zerbrochen und die Lübische Flagge zu hohen Ehren erhob. Vor diesen Kriegern aber trat in vollem kirchlichen Schmuck Seine Erzbischöfliche Gnaden von Bremen und hielt eine feierliche Ansprache an die edlen Herren, segnete sie auch zu ihrem Ehrengange mit frommen Sprüchen ein, wobei Jene sich ehrfürchtig neigten und das dargebotene Krucifix in großer Frömmigkeit an ihre Lippen drückten.

Als aber nun der Herr Erzbischof sein frommes Werk geendet, gab er die heiligen Werkzeuge den dienenden Laienbrüdern, umarmte die Freunde in tiefer Bewegung und hieß sie guten Muthes sein. Dann aber legte er die kirchlichen Gewänder ab, schnallte den Harnisch an, und das Schwerdt schwingend, rief er mit lauter Stimme:

„Mit Gott für unsere gerechte Sache auf den Feind. Und wären ihrer mehr, denn Sand am Meere, wir fürchten uns nimmer vor ihnen."

Wild und immer wilder erbrauste die Schlacht. Keiner hatte zuerst angegriffen. Auf halbem Wege kamen sie sich entgegen und die einzelnen, schlankgegliederten Rotten verschlangen sich zu einem unentwirrbaren Knäuel. Hier flatterte hoch in der Luft der

Danebrog, dort das stolze Banner von Sachsen. Die Edelsten hatten sich um diese Heiligthümer geschaart, und Alle hatten geschworen, keiner Macht zu weichen, denn allein nur der himmlischen, gegen welche Keiner ankämpfen könne.

Eine Stunde und mehr war vorüber. Da begann es zu wanken in den Holstischen Reihen. Das kam aber nicht aus Mangel an Muth, sondern die Schlauheit des Dänenkönigs hatte es also gewendet. Als am frühen Morgen seine Obersten die Schlachtlinie geordnet hatten und ihn einluden, solche zu beschauen, war er nicht zufrieden mit der Richtung und gebot ihnen, sich mehr von der Linken nach der Rechten zu ziehen und weit über die Haide auszudehnen. Dies geschah, und kaum hatten die Holsten und Sachsen von drüben her dies Beginnen der Dänen erschaut, als sie wähnten, es sei dies ein Zeichen der Furcht, und rückten jubelnd nach. Dessen freute sich der schlaue König, aber er schwieg, denn er dachte, es werde seiner Zeit schon offenbar werden, wie es gemeint gewesen.

War ein heißer Tag, dieser zwei und zwanzigste des Heymonaths, und die Sonne brannte am völlig wolkenlosen Himmel wie ein zehrend Feuer. Ging

ein Fähnlein Holstischer Krieger hinter den Reihen der Kämpfenden weg, um die Lücke wieder zu füllen, welche der Feind unterwärts in die dichte Reihe gerissen, als der Knappen Einer zu dem führenden Ritter sagte:

„Mein Seel, Herr von Borsfleth! Nun darf man doch einen Augenblick seine Augen gebrauchen. Vorhin konnte man sie nicht öffnen. Ich weiß nicht, kam's von der schweren Arbeit, oder von den rothen Dänischen Coletten, die so leuchten."

Ritter Wulf von Borsfleth aber sagte: „Beides nicht, Hansel. Der Däne ist schlau gewesen und hat ein Mal unsere Holstische Ehrlichkeit wieder überlistet. Dachte gleich, es sei eine Teufelei, als er sich bei'm Morgengrauen zurückzog, und nun liegt's klar am Tage. Uns brennt die heiße Sonne gerade in's Gesicht. Darum können wir nicht vor uns hinschauen, ohne daß uns die Augen übergehen. Die aber lachen uns aus, denn ihnen scheint die Sonne auf den Rücken und kann ihnen nichts anhaben."

„Meiner Treu!" rief Hansel, „das wäre mir in meiner Einfalt nicht in den Sinn gekommen. Ich habe immer nur zugeschlagen und dachte, damit

arbeitest du dich wohl durch. Da weiß ich nur Eins."

„Und was Hansel?"

„Daß wir so hundemäßig auf die Dänen losdreschen, bis sie sich umkehren und auch ihren Theil von der Sonne wegbekommen."

„Das wollen wir, Hansel. Und gerade jetzt giebt's dazu Gelegenheit. Frisch auf, Ihr Männer! Dort hinein. Dort stehen einige Haufen von den Erzbischöflichen, die in Bedrängniß sind. Herr Gott! Und da ist auch das Banner Sr. Gnaden. Es schwankt hin und her! Schnell! Schnell! Wo das Banner ist, da ist auch der hohe Herr selber. Wir müssen helfen, ehe es zu spät geworden. Hie Freiheit und Schauenburg!"

So rief der muthige Ritter. Er drückte seinem Rosse die Sporen in die Seiten, und sprengte dem Feinde gerade entgegen. Mit lautem Jubelrufe folgten ihm die Seinen. Bald waren sie aneinander und es begann ein blutiges Werk. Die Streiche der Holsten fielen hageldicht. Die Erzbischöflichen, von der Uebermacht gedrängt, verschmachtend und zagend; bereit den Platz zu räumen, wurden bei der unverhofften Hülfe wieder freudig erregt; ihr Muth

kehrte mit erneuerter Kraft zurück, und der zwischen Beiden eingekeilte Feind flog nach allen Richtungen auseinander.

Der Erzbischof, dessen Stern im Sinken begriffen war, und der sich mit finsterm Schweigen in sein Geschick ergab, athmete leicht auf und rief mit lauter Stimme den hülfreichen Holsteinern zu:

„Dank Euch Allen, Ihr muthigen Gesellen, voraus aber Euch, junger Held, der Ihr mich so muthig herausgehauen. Soll ich nicht den Namen meines Retters erfahren?"

„Wulf von Borsfleth!" rief der Ritter, im Vorübersprengen das Visir lüftend. „Ich zahle die Buße, so Ihr in Itzehoe mir auferlegt."

„Das thust Du, mein wackerer Degen!" sagte der geistliche Herr vor sich hin und zog mit seinem befreiten Banner freudig dem neu andringenden Feinde entgegen.

Aber am wildesten tobte die Schlacht, wo Adolf von Schauenburg, im Mittelpunkte des Kampfes, dem Könige gegenüber stand. Wie ein Hagelwetter fielen die Keulenschläge in die festen Reihen, und über die dichten Menschenknäuel hinaus ragte das ritterliche Haupt des tapfern Grafen mit dem wal-

lenden Helmbusch. Aber wie kampfesmuthig er voranging, und den Feind da aufsuchte, wo seine Macht am stärkesten war, blieb er doch immer nur der zweite. Ihm voran in erster Reihe waren die drei Ditmarscher, die sich ihm auf Tod und Leben zugeschworen hatten, weil er ihnen die Freiheit einer Heimath verbriefte, welche sie verstieß.

Der treue Jürgen, welcher keinen Augenblick von der Seite des Grafen wich, verfolgte, ohne selbst im Kampfe nachzulassen, die Ditmarscher mit seinen Augen und schien mit ihrer Weise wenig zufrieden. Er hatte sich einen Augenblick Luft gemacht und sagte brummend vor sich hin:

„Nun sehe ich's, daß ein Schwur einem Manne lästig werden kann, ward er auch in noch so guter Absicht gethan. Hätte ich es nicht beschworen, meinem gnädigen Herrn und Grafen nimmer von der Seite zu weichen, ich wollte Euch drei unbändigen Gesellen da vorne schon zeigen, wie man auf einer holstischen Tenne dreschen muß. Meint Ihr, daß Ihr's Handwerk in den Marschen allein gelernt habt? Oho! Wir auf der Geest haben auch unser Theil davon weg, wie Ihr schon ein paar Mal

hättet sehen mögen, wenn Ihr nur rückwärts schautet."

In diesem Augenblicke wollte es ihm scheinen, als ob der Graf im Sattel wanke. Er sprang schnell hinzu, aber Adolf raffte sich zusammen und sagte freundlich zu dem Knechte:

„Es ist nichts. Mich bewältigte nur einen Augenblick die Hitze. Hätte ich einen einzigen Tropfen Wasser, mir wäre gleich besser. Aber der Bornbeck ist weitab im Rücken der Dänen, und die Gefahr ist groß. Wir wollen uns durchschlagen bis zur Tränke."

„Was er sich denkt!" sagte Jürgen. „Ist der Bornbeck im Rücken der Dänen? Was weiter? Ein guter Holste sieht sich gern den Rücken eines Dänen an. Muß 'n eidbrüchiger Mann werden, weil ich den edlen Herrn nicht will verdursten lassen. Nun, komme ich gut davon, soll des Herrn Erzbischofs Gnaden mich absolviren; wo nicht muß ich mich schon auf die Großmuth des Teufels verlassen."

Während dieser Worte hatte sich Jürgen aus der Nähe seines Herrn verloren und schlug spornstreichs die gerade Richtung nach dem Bornbeck ein.

Er wurde es nicht mehr gewahr, wie der Dänische König sich mit einer zwiefachen Uebermacht zum dritten Male auf die Holsten stürzte und ihre Reihen zum Wanken brachte.

Der alte Detlev hob seinen Morgenstern und sagte mit lauter Stimme:

„Nun sei Gott mir alten Manne gnädig und barmherzig und erlöse mich von dieser Zeitlichkeit. Thut Euere Schuldigkeit, Ihr verdammten Jüten!"

Er warf sich dem dichtesten Haufen entgegen schlug rechts und links in denselben hinein und erlag der zehnfachen Gewalt.

„Der Vater stürzt!" rief Jung-Detlev. Und Jüten sind's, die ihn erschlugen. Von Einem dieser Hunde ist all' unser Unglück gekommen und es soll noch erst eine Anzahl von ihnen die Erde küssen, ehe sie mich zu Fall bringen. Gute Nacht, Bruder!"

„Ich raste bei Dir!" rief Dulk Hein, und Beide flogen vereint der Stelle zu, wo der Vater gefallen. Einen Augenblick stutzten die Jüten und wichen unwillkührlich zurück. Aber bald schämten sie sich dieser Feigheit, und als endlich von den Ihrigen Einer nach dem Andern unter den Morgensternen der beiden rasenden Ditmarscher fiel, rafften sie sich

zusammen und die todesmuthigen Gesellen waren nicht mehr.

Das Auge des Schauenburger war überall. Er hatte den Sturz der drei Ditmarscher bemerkt und vermißte seinen Jürgen:

„Meine besten Bollwerke sind gestürzt, und ich muß nun die nackte Brust dem Feinde bieten. Sei es fröhlichen Muthes auf Gottes Barmherzigkeit gewagt; desto eher naht sich die Entscheidung."

Aber es schien, als sei mit dem Falle der drei Ditmarscher der Muth der Holsten gebrochen. Ihre sonst so festen Reihen geriethen in's Schwanken. Die Führer vermochten es nicht, die Lücken wieder zu schließen. Die Dänen sahen's und jubelten.

„Wo die Ditmarscher bleiben!" rief der Graf ungeduldig. „Und auch der Schweriner schickt mir keine Hülfe. Hollah! Dort auf den Feind!"

Ein reitender Bote flog keuchend heran, und der Graf rief ihm zu, was er bringe.

„Nachricht vom Grafen Heinrich. Er liegt schwer verwundet am Boden und kann nicht kommen."

„Unwillkommene Botschaft! Weiß Keiner etwas von unsern Lübecker Bundesbrüdern?"

„Ich bringe Kunde von ihnen," sagte ein Mann in ritterlicher Rüstung, der mit einem erlesenen Fähnlein herangeritten kam. „Mich schickt mein Bruder Alexander Euer gräflichen Gnaden zur Hülfe, da er selbst nicht kommen kann. Sagt, wo wir kämpfen sollen."

„An meiner Seite, Herr Johann von Soltwedel!" rief Adolf dem Lübischen Herrn entgegen, und warf sich mit seinem neuen Bundesgenossen auf den abermals in dichten Massen heranschwellenden Feind.

Furchtbar tobte die Schlacht. Dänen und Deutsche waren so dicht ineinander verschlungen, daß man sie nicht unterscheiden konnte. Die Sonne brannte immer glühender und riß Mann und Roß zu Boden.

Der Graf hielt erschöpft inne und fragte den Lübischen Herrn:

„Hörtet Ihr noch immer nichts von den Ditmarschern, Herr von Soltwedel?"

„Kein Wort!" entgegnete dieser. „Sie lagern im Rücken der Dänen. Wer weiß, wie schwer es ihnen wird, ihre Flügel zu umgehen."

„Dann sollen sie den Hunden in den Rücken fallen," sagte der Graf mit schwächerem Ton. Die Arbeit des Tages hat kaum begonnen, und schon

sind die Kräfte dahin. Ich fürchte, die Entscheidung steht noch aus."

„Ich fürchte vielmehr das Gegentheil!" sagte Herr Johann vor sich hin. „Sei es denn. Siegend oder sterbend, wir fallen für unsere gerechte Deutsche Sache. Alles Andere darf uns nicht anfechten."

In diesem Augenblicke ruhte die Schlacht. Die Deutschen, stundenlang von der Sonne geblendet, vermochten nicht länger Widerstand zu leisten, und das Joch der Dänen hätte auf's Neue Nordelbingen belastet, wäre nicht auch ihre Kraft erschöpft gewesen. Regungslos standen beide Heere sich gegenüber, Beide unfähig, weiter zu gehen, todesmatt und aus tausend Wunden blutend, mit gebrochenen Knieen auf die blutgetränkte Haide hinsinkend.

Mit wankenden Schritten, auf sein kurzes Schwerdt gestützt, seine Pickelhaube mit Wasser gefüllt in der Hand, erschien Jürgen vor dem Grafen von Schauenburg und sagte:

„Müßt nicht zürnen, gnädigster Herr, daß ich erst jetzt zurückkomme. Der Bornbeck liegt sehr weit ab."

„Mensch! Was hast Du gethan?“ rief der Graf erstaunt, ohne die Pickelhaube zu ergreifen.

„Ist 'n Trunk. Nicht besonders klar und kühl, aber immer so gut, wie er in jetzigen Zeitläuften zu haben ist. Nehmt, Herr!“

Der Graf, geplagt von der Hölle des Durstes, griff zu und trank. Plötzlich setzte er ab, sah den Diener fest an und sagte tiefbewegt:

„Das ist ein köstlicher Trunk. Köstlicher, als er sich für eines Menschen Sohn ziemen mag, denn er ist mit einem Menschenleben bezahlt.“

„Ihr meint den Dänen, den ich kopfüberrannte, weil er mich hindern wollte, aus dem Born zu schöpfen,“ entgegnete Jürgen mit matter Stimme.

„Nein, ich meine Dich!“ rief der Graf im vollsten Ausbruch des Gefühls. Dich! Den treuen, redlichen Mann, der um meinen thörichten Wunsch zu erfüllen, sein Leben dahin giebt.“

„Ich bin Euer, Herr Graf. Nicht ein zugeborner Leibeigner, sondern aus freiem Antriebe Euer zugeschworener Mann. Ihr wißt wohl, weshalb. An mir ist wenig gelegen, aber Ihr müßt leben für uns Alle, darum mußtet Ihr trinken, und sollte je-

der Tropfen mit Blut bezahlt werden. Aber nun trinkt auch, Herr! Trinkt!"

„Nein, trinke Du!" rief Adolf und reichte dem Diener das Wasser, indem er den Sinkenden mit seinem Arm auffing. „Trink, Jürgen, ich befehle es Dir."

„Nun denn, wie Ihr wollt!" sagte Jürgen mit brechendem Auge, und schlürfte die letzten versiegenden Tropfen. „Das ist ein glorreiches Ende, um das mich Viele beneiden werden, denn so ist noch Keiner geehrt worden. Ich sterbe in den Armen meines Herrn und seine Thräne netzt mein Angesicht."

Es war still in der Nähe dieses Todes. Der bleichgewordene Diener schloß die Augen, flüsterte ein kurzes Gebet und rief mit dem letzten Athemzuge nach Weib und Kind. Dann starb er mit dem seligsten Lächeln auf seinem Angesichte.

Adolf hatte sich zu ihm hinabgebeugt. Er drückte dem Diener, der sein Leben für ihn dahin gab, die Augen zu und wehrte der Thränen nicht.

Plötzlich unterbrach verworrenes Geschrei die Stille, die um den Grafen herrschte. Es war ein wüstes Kreischen, das durch die Reihen lief und die

Luft erbeben machte. Alles horchte in banger Erwartung auf.

Auf wildem Roß sprengte König Waldemar über das Schlachtfeld hin. Seine Donnerstimme brachte die Weichenden zum Stehen, sein fürstlich Wort flößte ihnen neuen Muth ein. Mit lautem Schlachtruf schaarten sie sich fest zusammen und stürzten wie eine Windsbraut den verschmachtenden Holsteinern entgegen.

Da war kein Halten und kein Widerstand. Die Flucht ward allgemein. Keines Führers Wort ward mehr vernommen; das Wehgeschrei der Holsten verschlang jeden Laut.

„Alles ist verloren!“ sprach der Erzbischof mit dumpfer Stimme vor sich hin. „Aber lebendig soll mich der Däne nicht haben.“

Heinrich von Schwerin, aus schweren Wunden blutend, sank zu Boden und sagte:

„Hier bleibe ich liegen. Wenn Du gute Spürhunde hast, König Waldemar, kann Dir der Jagdmeister von Lyöe nicht entgehen.“

Ein ernster Mann trat gesenkten Hauptes zu dem Führer der Lübischen Schaaren und sagte:

„Mich betrübt 's, Herr Alexander, daß ich der

Bringer einer solchen Trauerbotschaft sein muß; aber ich habe es in die Hand Eures Bruders gelobt."

„Was ist mit meinem Bruder Johann?" rief der Bürgermeister aus.

„Herr Johann hat seinen letzten Athemzug gethan. Er fiel an des Grafen Adolf Seite und sendet Euch durch mich seinen letzten Gruß."

„Ihm ist wohl," sagte Herr Alexander, und fuhr mit der Hand über die Augen, „denn er sieht es nicht, wie der Däne das Brandmal der Schande dem Rücken der Deutschen einbrennt."

Da ward Graf Adolf hoch zu Roß sichtbar. Er hatte die Fliehenden für einen Augenblick zum Stehen gebracht, und Aller Blicke hingen an ihm mit wachsendem Staunen. Er aber schwang sich aus dem Sattel, warf sich im Angesichte aller Holsten in die Kniee und die gefaltenen Hände zum Himmel emporstreckend, rief er mit gewaltiger Stimme:

„Verlaß uns nicht, mein Herr Gott, in dieser Stunde der Noth und Gefahr! Es ist Deine Sache, für die wir kämpfen, denn es ist die Sache des Gerechten. Wenn Du die Geißel Waldemars von diesem Lande fern hältst, und den Bedrängten

Ruhe und Frieden schenkst, so will ich Deinen Namen preisen all mein Lebelang. Höre mich, mein Gott, und ergreife mit Deiner mächtigen Hand mein Gelöbniß: Wenn Du mir den Sieg verleihst, gebenedeite Jungfrau für Die ich kämpfe und streite immerdar, wenn Du uns fröhlich hindannen hilfst, so will ich Kirchen und Klöster erbauen in meinem Lande zu Deines Namens Ehre. Und wenn die Meinen des helfenden Armes nicht mehr bedürfen, will ich von mir thun Helm und Schild; mein Schwerdt soll hängen an geweihter Stätte und ich werde Dir als demüthiger Mönch in des Klosters abgeschiedener Stille dienen mein Lebelang. Höre mich, Herr Gott! Höre mich, heilige, unbefleckte Jungfrau! Ich demüthige mich vor Dir im Staube. Dein ist allein die Ehre!"

Plötzlich bezog sich das Firmament. Mit Blitzesschnelle stiegen die Wolken aus der Tiefe, ein kühlender Wind flog über das blutgetränkte Schlachtfeld. Ein milder Lichtschein drang durch die Wolken, und als Herzog Adolf den Blick nach oben richtete, leuchtete sein Auge voll heiliger Verklärung.

Gefesselt standen die Deutschen, gefesselt die

Dänen, — das Wunder anstarrend, das sich vor ihren Augen begab.

Das Lichtgewölk theilte sich, und das innerste Heiligthum der Himmel ward den Augen der Sterblichen offenbar. Die heilige Mutter Gottes, mit dem Jesuskindlein auf dem Arm, erschien, von Rosenschein umflossen. Mit zürnender Geberde wandte sie sich gegen die Dänen und wies sie mahnend zurück, dann aber grüßte sie die Deutschen Streiter mit himmlischer Freundlichkeit und breitete segnend die Hände über sie aus.

In einem Momente war das Gesicht entstanden und wieder erloschen. Der Rosenschein verschwand im Wolkengrau und ein erfrischender Regen rieselte herab.

Da klang es wie ein freudig Jauchzen in den Holstischen Reihen:

„Ein Wunder! Ein Wunder! Mit uns ist die allerheiligste Jungfrau und macht uns stark."

„Sancta Maria! Ora pro nobis!" rief der Erzbischof und griff aufs Neue zum Schwerdte.

„Mit uns ist Gott!" rief Herzog Adolf, hoch im Sattel, voll glühender Begeisterung, und stürzte sich mit den Seinen auf die erschreckten Dänen.

Der Kampf war neuerdings allgemein. Die Schlacht tobte auf der ganzen Haide vom Aufgang bis zum Niedergang.

Aber der Zornesblick der heiligen Jungfrau hatte den Muth der Dänen gebrochen, und sie vermochten nicht, die neu gestärkten Deutschen aufzuhalten. Umsonst war des Königs Befehl zum Angriff; umsonst sein glühender Zorn. Sie rückten nicht vor, und wehrten nur die Anstürmenden von sich ab, so gut sie es vermochten.

Da erschallte im Rücken der Dänen plötzlich lauter Schlachtgesang. In dichten, unentwirrbaren Massen, mit hochgehobenen, umgekehrten Schilden stürmten die Ditmarscher heran. Zwischen zwei Heeren eingekeilt, hielt Waldemar mit seinen Kriegern.

Die Dänen standen unbeweglich. Dies Schreckliche kam ihnen zu unerwartet. Ihre ganze Kraft war gebrochen. Sie waren vernichtet und ließen sich ohne Widerstand morden. Dann aber kam es über sie, wie ein gespenstisch Grauen. Sie warfen die Waffen von sich; sprengten nach allen Richtungen auseinander; rannten blindlings den Feinden in die Arme; nichts mehr wollend, nichts mehr begehrend; gleichgültig gegen Tod und Leben; bei leben-

digem Leibe schon gestorben. Es gab fürder kein Dänisches Heer.

Das Abendroth strahlte in seiner himmlischen Milde auf die blutgetränkte Haide herab. Inmitten derselben hielt hoch zu Roß Herzog Albert von Sachsen, der Oberfeldherr des Deutschen Heeres. Um ihn hatten sich die Führer gesammelt, und Graf Heinrich von Schwerin, der wegen seiner Wunden kein Roß besteigen konnte, ließ sich herbeitragen. Der Herzog dankte Allen für ihre muthige Ausdauer und sagte zum Schweriner:

„Wir Alle tragen ein sichtbar Zeichen zur Schau, daß wir Theil genommen am Kampfe. Ihr aber habt unbrüderlich an uns gehandelt, da Ihr das Meiste vorweg nahmt."

„König Waldemar ist wenigstens heute ein guter Zahler gewesen," sagte der Graf. „Er hat mir das Fanggeld von Lyöe bezahlt."

„Ihr, Graf Adolf von Schauenburg, steht auf Euerm freien Erbe, das der Däne Euch nun wohl unangefochten belassen wird," sagte der Sachsenherherzog. „Denkt Eurer Gelübde ,Graf, und haltet fest zum Reiche."

„Ich gedenke meines Wortes. Herr Gott, wie

könnte ich vergessen, was mit so viel theurem Blute besiegelt ist?"

„Mit Gott, Ihr Herrn von Lübeck und Bremen," rief der Herzog im Weiterreiten. „Und dieser Tag sei mit all' seinen Wundern für ewige Zeiten dem Nordelbinger heilig, wie er ihm unvergeßlich sein wird. Ich ziehe hinab zum Plöner-See; dort wollen wir uns morgen wiederfinden."

„Was denkt Erzbischöfliche Gnaden von der Gloria des heutigen Tages?" sagte Herr von Soltwedel.

„Daß sie uns noch oft in trüben Nächten eine Leuchte des Trostes sein wird."

„Dann will ich auch meinen Theil davon mit gen Lübeck nehmen, wohin ich frohen Muthes zurückkehren kann, zumal wir von Waldemar nichts mehr zu befürchten haben."

Da eilte Ritter Wulf von Borsfleth herbei und legte das Erzbischöfliche Banner zu Herrn Gerhard's Füßen:

„Als ich vorhin mit Euch zusammentraf, hatte Euer Bannerträger dies verloren, und ein Haufen Dänen schleppte es fort. Ich habe es ihnen abgejagt und bringe es Euch zurück."

„Ei, Herr Wulf!" sagte der Erzbischof. „Da müßt Ihr es noch ein Stück weiter geleiten. Adolf, ich erbitte mir diesen Ritter auf einige Zeit zu meinem Dienst. Nehmt dieses Banner, Herr von Borsfleth, und bringt es nach Bremen in meinen Palast. Auf dem Rückwege aber sprecht in dem Frauenstifte zu Itzehoe vor, sagt der schmucken Frau Gertrud, Euerm ehelichen Gemahl, einen freundlichen Gruß von mir, und geleitet sie nach Euerem Wohnsitze. Dort verweilt, bis Ihr weiteren Befehl von mir empfangt. Ich will Euch die Wege bereiten und hoffe fleißig zu hören, daß Ihr ein ehrsamer Hausvater worden seid."

Ritter Wulf war in großer Aufregung, aber Herr Gerhard ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern winkte ihm freundlich zum Abschiede und ging mit Herrn von Soltwedel den am Saum der Haide errichteten Zelten zu.

Adolf von Schauenburg aber blieb noch lange einsam auf dem Schlachtplan. Das heilige Gelübde, welches er heute in der blutigen Feldschlacht abgelegt, und das sichtbare Wunder, dessen er gewürdigt worden, hatten sein Gemüth mächtig erregt, und er sagte vor sich hin:

„Ich bin nicht werth der großen Gnade und Barmherzigkeit, die Du mir erwiesen, mein Herr-Gott, aber ich will mich demüthigen vor Dir, und um der allerheiligsten Jungfrau willen des armen Knechtes Diener sein."

Und von mehreren der Seinen geleitet, durchwandelte er das Schlachtfeld und war den Verwundeten ein herzlicher Pfleger und Tröster.

Der nächtliche Ritt.

Mit Staub und Blut untermischt floß der Bornbeck durch das Haidekraut hin. An einer abschüssigen Uferstelle, wo eine Gruppe Weiden sich zur Erde herabneigte, lag, von der schweigenden Nacht umhüllt, König Waldemar, schmerzlich zusammenzuckend. Wenige seiner Treuen waren gegenwärtig. Erick Faaborg hielt knieend das Königliche Haupt, und ein kundiger Knappe legte sorgsam eine Binde über das Auge.

„Ist keine Hoffnung, es zu erhalten, Biörn?" fragte Erick leise.

„Keine. Es ist ganz ausgeflossen. Wenn er es nur erst wüßte. Wie soll man es ihm sagen?"

Der König war aus seiner Ohnmacht erwacht:

„Ich weiß es schon. Nacht überall. Dänemark ist begraben.“

„Laßt uns hoffen, Königlicher Herr,“ sprach Erick. „Der neue Tag bringt neue Hoffnungen.“

„Es weiß Niemand, was Dänemark heute verloren hat, außer mir!“ entgegnete Waldemar düster. „Dänemark ist begraben für lange Zeit. Bringt mich weg nach der See.“

„Wir wollen es versuchen!“ sagte Erick. „Aber wie sollen wir Euch fortbringen? Euer edles Roß liegt dort sterbend im Haidekraut. Wir haben nichts gerettet . .“

„Als das nackte Leben!“ fiel der König ein. „Und dies obenein verstümmelt.“

Er lehnte sich von Schmerz überwältigt an seinen treuen Diener.

Da bewegte sich eine Gestalt gegen die Baumgruppe heran. Erick eilte ihr entgegen. Es war der Marschalk des Königs.

„Was bringt Ihr uns, edler Herr?“

„Der König muß fort. Er ist keinen Augenblick hier sicher. Die Holsten und Erzbischöflichen schwärmen über das ganze Feld. Dort drüben am

See hausen die Ditmarscher. Wohin wir uns wenden, fallen wir in die Hand unserer Feinde."

„Das verhüte Gott!" rief Erick aus. „Berathet Euch mit diesen Männern, Herr Marschalk, wie wir den König fortbringen. Unterdessen gehe ich nochmals auf Kundschaft, und bringe hoffentlich bessere Nachricht. Der König muß gerettet werden, soll Dänemark nicht für immer von der Erde verschwinden."

Erick ging. Aber kaum hatte er sich eine kurze Strecke von seinem Königlichen Herrn entfernt, als das Gespenst der Haide aus dem Boden kroch, und ihn von allen Seiten umgaukelte. Die dichten Nebel wallten, von dem leisen Hauche der Nacht geschaukelt, auf und nieder. In ihrem Bann verlor sich jede Spur des Weges. Erick wandte sich nach allen Seiten. Er wußte nicht, wo er war. Mit steigender Angst schritt er weiter durch die unheimliche Nacht. Er glaubte nach Westen zu gehen und drang immer weiter nach Osten vor. Er glaubte, zu seinem Könige zurückzukehren und entfernte sich immer weiter von ihm. Trügerisch ist der Nebel der Haide und mitleidsvoll zugleich. Er führte den Junkherrn mitten in die dichten Reihen seiner

Feinde, aber er führte ihn auch ungesehen durch dieselben. Der erste blasse Schimmer des erwachenden Morgens zeigte dem Junkherrn, wie er weit in den Rücken seiner Gegner gerathen sei, die sich jetzt wieder sammelten und enge an einander schlossen. Er durfte nimmer hoffen, diese Mauer zu durchbrechen, und keine Wahl blieb ihm, als in die Heimath zu wandern, ein neuer Trauerbote nach so vielen, und zu verkünden, wie er den König und Herrn verloren habe auf blutgetränkter Haide. Von diesem Gefühl darnieder gedrückt, zog Erick Faaborg, tief betrübt, seine freudenlose Straße. Rathlos und fast verzweifelnd, entwich im langsamen Schneckengange die Zeit, bis Erick im ersten Morgendämmer mit einigen Häuflein fliehender Dänen zusammentraf, die sich in heller Verzweiflung über den Verlust der Schlacht und ihres Königs, gegen die See zogen, die bereits vom ersten Schimmer des Tages ihnen entgegen strahlte.

Der König schlummerte eine kurze Stunde. Die treuen Diener desselben waren in wachsender Angst, als Minute auf Minute verrann, ohne daß Erick wiederkehrte.

„Wo er nur bleibt!“ sagte der Marschalk ungeduldig.

„Wo wir bald Alle werden bleiben müssen,“ antwortete des Königs treuester Kämmerling, „in den Händen dieser Deutschen Hunde. Aber eher durchstoße ich die Brust des Königs, als ich dulde, daß sie zum zweiten Mal eine frevelnde Hand an ihn legen.“

Da wälzte sich in dichten Massen der Nebel heran, der den Junkherrn auf falsche Pfade leitete. Er bildete eine feste Wand, die den König sammt seinem Gefolge einschloß, und dem Auge jedes Spähers entzog. Waldemar lag innerhalb eines Burgfriedens, den die Natur mitleidsvoll um ihn gezogen hatte.

Der Marschalk und die Seinen blickten mit Erstaunen auf dies Schauspiel. Er sah auf den ruhig fortschlummernden König und flüsterte dem alten Diener zu, der ihm zur Seite stand:

„Ich muß einen kurzen Augenblick ruhen. Es drückt wie Blei in allen Gliedern. Die Last des Tages war zu schwer für mich. Gieb wohl Acht.“

Willenlos sank der sonst so kräftige Mann unter der drückenden Schwere eines unheimlichen Schla-

fes zusammen, der aus dem gespenstischen Nachtnebel ihn anhauchte und alle seine Sinne betäubte.

Kopfschüttelnd sah der greise Königs-Diener das Beginnen des Marschalks als ein ihm völlig unbegreifliches an und vermochte nicht zu fassen, wie solches geschehen konnte, nicht ahnend, daß auch er unter dem Banne der Dämonen der Haide stand, die seine Sinne verwirrten und ihn betäubt neben dem Marschalk hinstreckten.

Nur wenige Zeit verrann, da lag das ganze Gefolge des Königs vom zauberähnlichen Schlaf umfangen, und als Waldemar, vom heftigen Wundfieber geschüttelt, aus wirren Träumen auffuhr, war Niemand zur Hand, der ihm eine hülfreiche Hand hätte leisten können. Erstaunt sah der König auf sich und seine schlafenden Gefährten.

Da schien es, als ob die Nebelwand hin und her schwanke. Ein Ritter in schwarzer Rüstung mit herabgelassenem Visir erschien und fragte:

„Stirbt hier ein König?"

Waldemar schwieg. Der Ritter fuhr fort: „Dich verräth der Goldreif, der aus der Finsterniß mir entgegenleuchtet. Fürchtet sich Waldemar vor einem Unbekannten?"

Der König vergaß seines Schmerzes und richtete sich stolz auf, indem er laut lachte.

„Du hast's auch nicht Ursache, König, denn ich komme, Dich vor den Feinden zu retten, die Dich umstellen."

„Fluch diesen Knechten, die sich faul im Schlafe dehnen."

„Schilt sie nicht. Sie sind von einer höheren Macht niedergeworfen. Es war die Hand des Himmels, die sich Euch heute aus den Wolken entgegen streckte."

„Des Teufels Blendwerk war es!"

„Deine Augen werden gehalten, damit Du nicht sehest! Aber mich erbarmt Deiner, König. Ich will Dich retten."

Der König zuckte im heftigen Schmerze zusammen: „Kann ich Dir trauen? Wer bürgt mir für Deine Treue?"

„Bei den Wunden meines Erlösers, ich bringe Dich zu den Deinen!"

„Mit diesen Worten ergriff der Ritter den König und setzte ihn vor sich auf das Pferd.

Der Hengst wieherte. Unaufhaltsam ging es

über die Haide. Durch die Stille der Nacht erscholl ein feierlicher Choral.

„Was ist das?“

„Das ist der Erzbischof von Bremen. Er durchwandert das Schlachtfeld, um die Sterbenden zu trösten und die Verwundeten zu erquicken.

Weiter ging der nächtliche Ritt. Die Nebel zogen vor ihnen her und breiteten sich wie ein wallendes Leichentuch über den Boden. Ein wilder Schlachtgesang erscholl.“

„Wer naht uns dort?“ fragte der König.

„Das sind die Ditmarscher. Sie durchziehen die ganze Haide und suchen Dich, um Dir zu sagen, daß sie das Dänische Joch zerbrochen haben. Aber sie werden Dich nicht finden. Greif aus, Rößlein! Greif aus!“

Und schnelleren Laufes ging es über Blachfeld und Moor. Irrlichter tanzten am Rande der Gräber. Eule und Fledermaus fuhren mit lautlosem Flügelschlag vorüber. Am Horizont blitzten Feuer auf und Hörnerklang erschallte.

„Wer ruht dort?“ fragte Waldemar, und die Wundfieber machten ihn erbeben.

„Das sind die Häuflein der Holsteiner, die heute

mit ihren Deutschen Waffenbrüdern im Schutze der allerheiligsten Jungfrau Dich besiegt haben. Aber schau auf, Waldemar!"

„Was siehst Du?"

„Im Osten schimmert bereits ein matter Strahl des kommenden Tages. Greif aus, mein Rößlein! Greif aus! Wir müssen heute noch weit."

Vor ihnen dehnte sich ein Wald. Seine verschwiegenen Schatten empfingen die Flüchtigen. Schnelleren Laufes eilte das Roß durch denselben hin. Die hohen Wipfel der Eichen und Buchen rauschten zusammen, auf ihren Zweigen erwachte das Lied, zu ihren Füßen duftete die Blume und ließ sich vom Morgenthau küssen. Das Wild brach aus dem Dickicht hervor. Es lief schnell, aber weit hinter den Hufen des Rosses blieb das flüchtige Reh.

Durchflogen war der Wald. Die grünende Ebene glänzte von Perlen und Juwelen. Am Horizonte wogte, vom ersten Schimmer des Tages übergossen, das Meer. Auf seinen Wellen schaukelten sich die stolzen Kiele des Königlichen Geschwaders. Am Ufersrand erhoben sich aus blühenden Gärten die Thürme einer freundlichen Stadt.

„Wo bin ich?“ fragte der König. Erst jetzt wich der Bann der Nacht von ihm, und er blickte staunend um sich.

„Du bist bei den Deinen!“ sagte der schwarze Ritter und hielt das Roß an.

Der König glitt zur Erde. Sein Auge schweifte umher. Er sah die wogende See, die grünende Saat und die goldumglänzte Stadt. Eine erlesene Schaar geharnischter Männer kam ihnen entgegen. Sie trug die Farben des Königs.

Waldemar sah seinen Retter an und sagte: „Du hast mich meinen Feinden entrissen. Sage mir Deinen Namen. Wer bist Du?“

„Dein Feind auf Tod und Leben, so lange Dein Fuß auf nordelbingischem Boden weilt!“ sagte der Ritter.

„Zeige mir Dein Antlitz, damit ich Dich wiedererkenne!“ sagte der König.

Der Ritter öffnete langsam das Visir.

„Adolf von Schauenburg!“ rief der König und wich erschreckt zurück.

Aber dieser wandte sein Roß und war schnell am Eingange des Waldes verschwunden.

Waldemar stand tief erschüttert.

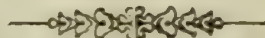
Die Dänischen Reiter kamen heran. Ihnen voran war Erick Faaborg, der zurückflog, um den König zu suchen. „Heil uns!" rief er, und warf sich vor dem Könige in die Kniee. Wir haben den König wieder! Dänemark ist noch nicht verloren!"

„Es ist verloren!" entgegnete dumpf der König, und Alle schauderten unwillkührlich zusammen.

„Wohin befehlt Ihr das Geleite, Königlicher Herr?" fragte Erick Faaborg.

„Mich bringt an Bord und laßt nach Seeland steuern," antwortete Waldemar. „Dann gehe Jeder, wohin er mag. Ich brauche keine Schwerdter mehr!"

Das geschmückte Boot trug den König auf die Rhede hinaus. Erick Faaborg winkte ihm einen letzten Gruß nach und zog gedankenvoll über den Alssund nach dem heimathlichen Fühnen.



Druck von Carl Schultze in Berlin.

